



GRENZWISSENSCHAFTEN
ESOTERIK

JANE ROBERTS

Überseele Sieben

*The Education
of Oversoul Seven
Von der Autorin des Buches
„Das Seth-Material“*



Erstmals in deutscher Sprache

Originaltitel: The Education of Oversoul Seven
Originalverlag: Prentice Hall Press, New York Deutsche
Erstausgabe

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany - 1. Auflage • 4/92
© 1973 by Jane Roberts
© der deutschsprachigen Ausgabe 1992
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck: Eisnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 12163
Redaktion: Gundel Ruschill
DvW • Herstellung: Stefan Hansen
ISBN 3-442-12163-9

Den Sprechern in allen »Zeiten« gewidmet und jenen,
die Sumari-Lieder erkennen.

Dieses Buch ist in der Zeit von Lydia geschrieben.

(Übersetzt ins umgangssprachliche Englisch in den
1970ern n.Chr.)

Kapitel 1

Überseele Siebens Examen und Josefs Traum

Sieben schnitt Kypros eine Grimasse und legte los. »Also«, sagte er, »nach irdischen Begriffen bin ich mittwochs und freitags ein Mann, sonntags und donnerstags eine Frau, und den Rest der Zeit habe ich für mein freies Studium zur Verfügung.

Allerdings wird die ganze Sache wegen der irdischen Vorstellungen von Zeit etwas kompliziert. Jedes Leben wird in einem anderen, äh, Zeitbereich gelebt, der jeweils spezifisch bezeichnet wird.« Kypros lächelte, und Sieben fuhr fort. »Als Lydia befinde ich mich im zwanzigsten Jahrhundert, als Josef im siebzehnten Jahrhundert, als Ma-ah lebe ich fünfunddreißigtausend vor Christi und als Proteus im dreiundzwanzigsten Jahrhundert nach Christi. Dann sind da die räumlichen Hintergründe, äh, verschiedene Örtlichkeiten, auch Länder genannt. Schließlich ist noch das Alter der einzelnen Personen zu berücksichtigen.

Ich bevorzuge Josef und Lydia, obwohl ich das vermutlich nicht tun sollte. Aber sie sind so lebendig und scheinen viel Spaß zu haben. Ma-ah dagegen weint viel, und Proteus sehnt sich unentwegt nach den guten alten Zelten...«

Kypros, die bislang schweigend zugehört hatte, unterbrach ihn nun: »Sieben, du ordnest deine Gedankengänge nicht ausreichend. Du verzettelst dich.

Stell dir einfach vor, ich hätte keine Ahnung von diesen Dingen, und du müßtest versuchen, mir alles zu erklären. Eben sagtest du, es gäbe in allen diesen Zeiten Persönlichkeiten von dir. Warum also sollte sich Proteus nach den guten alten Zeiten sehnen?«

»Richtig. Entschuldige«, sagte Überseele Sieben.

»Proteus

selbst weiß nichts von alledem. Er akzeptiert nichts als einfach gegeben. Nicht einmal mich, oder sich selbst, was das angeht. Das heißt, ihm ist nicht klar, daß er eine Seele ist, geschweige denn, daß wir beide eins sind. Und natürlich weiß er auch nicht, daß andere Aspekte von uns in anderen Zeiten leben. Ab und zu fehlt er mir, aber so ist das nun mal. Manchmal denke ich, daß man uns Überseele überhaupt nicht zu schätzen weiß. Da arbeiten wir und rackern uns ab...«

Sieben fand sich plötzlich von so tiefer Trostlosigkeit überwältigt, daß er seinen halluzinierten Bleistift dematerialisierte. Schleunigst brachte er ihn wieder zum Vorschein, doch Kypros reagierte auf diesen Fauxpas mit Kopfschütteln. »Laß das«, sagte sie scharf. »Du weißt, wenn du deine Halluzination nicht hältst, kostet dich das fünf Punkte. Nimm mal an, du wärst Lydia auf der Erde, und sie täte so etwas? Niemand könnte sich mehr auf die physische Materie verlassen. Eine Unachtsamkeit, und schon ist es passiert! Wärest du gern für ein solch massives Ereignis verantwortlich? Dann müßten alle von vorn anfangen mit... Du kannst dir solche Fehler einfach nicht leisten... Bleistifte, die sich in Luft auflösen...«

Sieben nickte und brach dann fast wider Willen in Gelächter aus. »Josef ist schon nahe daran, alles zu verstehen. Einmal vergaß er, einen seiner Pinsel zu materialisieren - er hatte eine schöpferische Eingebung -, und plötzlich war der Pinsel nicht mehr da. Er wurde fast verrückt.« In Siebens Augen glomm so etwas wie elterlicher Stolz.

»Keine deiner Persönlichkeiten ist so weit, zu verstehen, daß der Geist die Materie formt, und das weißt du«, erwiderte Kypros streng. »Ich hoffe, du hast die Angelegenheit in Ordnung gebracht.«

»Ich habe den Pinsel sofort zurückhalluziniert. Aber sag mal, findest du die Sache nicht wenigstens ein kleines bißchen komisch?«

»Keineswegs.« Kypros unterdrückte ein Lächeln. »Laß uns jetzt mit deinem Examen weitermachen.«

»Gern«, sagte Sieben. »Aber ich hoffe nur, daß mir, wenn ich auf deiner Stufe angelangt bin, mein Sinn für Humor nicht abhanden gekommen ist.«

Kypros brach in so schallendes Gelächter aus, daß Sieben unbehaglich wurde. »Dein Sinn für Humor«, erwiderte sie schließlich, »ist nur ein winziger Teil meines Sinns für Humor. Da ist so vieles, was dir entgeht. Dieses Examen zum Beispiel - du meine Güte -, und dabei auch noch so etwas Ähnliches wie irdische Bedingungen aufrechterhalten zu müssen. Das ist komisch. Übrigens, schau dich hier mal um. Da ist noch etwas, das du übersehen hast. Deine Visualisierung ist wahrhaft schauerlich...« Sieben sah sich prüfend um. Insgeheim war er mit der von ihm gewählten und kreierte Umgebung überaus

zufrieden gewesen. Das Klassenzimmer war authentisches zwanzigstes Jahrhundert, so wie es Lydia in Ihrer Kindheit gekannt hatte. Die Bankreihen, die Tafel, die Fenster, alles war da, bis hin zu den Heftstapeln - jedes einzelne Heft neu - und dem elektrischen Bleistiftspitzer. Dann überzog sich sein hübsches, frisches Gesicht bis zum Ansatz der krausen braunen Haare mit Röte.

»Netter Effekt«, bemerkte Kypros, die ihn beobachtet hatte. »Auch deine Gestalt ist wirklich gelungen. Gratuliere. Ansehnlicher vierzehnjähriger männlicher Typus der weißen Rasse, nehme ich an. Aber was das andere angeht...«

»Ich hab ihn, den Fehler. Dort!« Der Papierkorb stand zwar von der Struktur her fertig in der Ecke, sechzig Zentimeter hoch und etwas weniger im Durchmesser, aber er hatte vergessen, ihn zu materialisieren. Rasch verpaßte er ihm ein leuchtendes Rot und verzierte ihn am oberen Rand mit einer schwungvollen Girlande.

»Da ist noch ein Fehler«, sagte Kypros, ohne in eine bestimmte Richtung zu bücken. Im selben Moment tauchte ein in ein togaartiges Gewand gehüllter junger Mann auf. Er sah sich mit wilden Blicken um und wandte sich dann Sieben zu: »Aha, da bist du also! Ich wußte doch, daß Ich dich wiederfinde. Egal, das alles muß endlich aufhören!« schrie er im Ton tiefster Empörung. Er wirkte wie von Sinnen.

Kypros warf Sieben einen fragenden Blick zu, doch der hüstelte nur kurz und blickte angelegentlich in eine andere Richtung.

»Also?« schrie der junge Mann.

»Wie bist du hergekommen?« fragte Sieben. »Das ist Josef«, flüsterte er Kypros zu. »Er muß im Traumzustand sein.«

»Wie ich hergekommen bin? Das sollst du mir sagen«, schrie Josef wütend. »Fürs nächste Mal werde ich mir den Weg dann merken. Für meinen Geschmack sehe ich dich viel zu oft in meinen Träumen. Irgendwas stimmt an denen nicht.« Stirnrunzelnd hielt er inne. »Ich träum doch, oder was? Ich muß träumen. Was für ein verrückter Ort. Was auf Erden ist denn das?« Er starrte auf den elektrischen Bleistiftspitzer.

»Faß ihn nicht an! Hier ist nicht auf Erden, das ist es ja gerade«, rief Sieben. Doch Josef konnte seinen Blick nicht losreißen.

»Authentisches zwanzigstes Jahrhundert«, lenkte Sieben ein. »Wird elektrisch betrieben.«

Kypros stöhnte auf. »Ich denke, Josef ist deine Persönlichkeit im siebzehnten Jahrhundert. Da kennt man noch keine Elektrizität.«

Wieder errötete Sieben. Rasch dematerialisierte er den Bleistiftspitzer. »Vergiß einfach, daß du ihn gesehen hast, ja? Vergiß die ganze Sache«, sagte er zu Josef.

»Wo ist er hin?« Josef stand und starrte.

»Hör zu, eigentlich solltest du gar nicht hier sein. Vor allem und besonders nicht hier. Dafür werden mir Punkte abgezogen«, sagte Sieben. »Geh nach Hause. Kehr in deinen Körper zurück, wo du hingehörst.«

»Was soll das heißen, in meinen Körper zurückkehren?« Josef richtete sich zu voller Größe auf und rückte mit

dramatischer Geste seine Toga zurecht. »Das ist mein Traum, und aus dem vertreibt mich niemand.«

»Warum trägst du eine Toga?« fragte Kypros sanft. Einigermaßen überrascht sah Josef an sich herab. »Ich weiß nicht. Ich hab gar nicht gemerkt, daß ich eine an habe. Ich male allerdings gerne Modelle In einer Toga. Mit den Falten läßt sich so viel anfangen...« Wieder wütend geworden, brach er ab. »Du beantwortest meine Fragen nicht. Was geht hier vor? Warum tauchst du sooft m meinen Träumen auf?« Er hielt inne und schüttelte den Kopf. »Jetzt siehst du wie ein Knabe aus, sonst fast immer wie ein alter Mann. Aber mich kannst du nicht an der Nase herumführen. Du bist es.«

»Ich habe es dir bereits erklärt, aber nie erinnerst du dich an etwas«, erwiderte Sieben. »Ich bin so etwas wie deine Mutter und so etwas wie dein Vater, und bin doch beides nicht. Wir sind uns näher als Schwester und Bruder, Mutter und Tochter oder Vater und Sohn. Mehr kann ich dir im Moment nicht sagen. Ein paar Dinge muß du schon selbst herausfinden. Du lernst schnell, aber du bist hier in etwas hineingeraten, wo du nicht hingehörst. Ich weiß, es gibt einen Grund dafür. Du suchst immer nur dann nach mir, wenn du in Schwierigkeiten steckst.«

Sieben bemerkte den vorwurfsvollen Ton in seiner Stimme und fügte rasch hinzu: »Und das ist in Ordnung. Ich verstehe das. Was hast du denn für ein Problem?« Er blickte zu Kypros, um zu sehen, ob sie es billigte, wie er die Situation handhabte, aber sie hatte sich diskret dematerialisiert.

Josef war das entgangen. Mit düsterer Stimme erklärte er:
»Ich bin vierundzwanzig und lebe nur in den Tag hinein.
Ich halte es keine zwei Stunden an meiner Staffelei aus,
obwohl Malen das ist, was ich mehr als alles andere in der
Welt will. Ich fürchte, wenn ich es nicht schaffe,
wenigstens etwas beharrlicher zu arbeiten, werde ich, was
immer ich an Gaben habe, vergeuden. Und Gott allein
weiß, wieviel oder wenig das ist. Und obendrein fehlt mir
seit einem Jahr jede Eingebung.«

Sieben schüttelte den Kopf. Vor seinen Augen
verwandelte sich Josef in einen großen, unglücklichen
Bären, der dunkle Schnurrbart wurde zum Fell und die
Toga zur Decke. Seine Augen zeigten Angriffslust und
Trauer zugleich. Panisch sah Josef an sich herunter. »Ich
bin ein Zirkusbär. Zur Volksbelustigung. Was für ein
Traum. Es muß ein Traum sein.« Dann knurrte der Bär
drohend.

»Laß gut sein.« Sieben tätschelte seinen Kopf. »Komm
wieder zu dir. Im Traumzustand nimmst du mit dem
Wechsel deiner Gefühle und Gedanken einfach
verschiedene Gestalten an. Du fühlst dich wie ein Bär,
also siehst du auch wie einer aus.«

»Wirklich?« Josef war wieder er selbst - und vergaß
sogleich den Vorfall. »Wenn ich nicht bald etwas
unternehme, werde ich mein Leben endgültig ruinieren«,
sagte er.

»Das kannst du gar nicht«, antwortete Überseele Sieben.
»Dir ist dein wahres Problem nur noch nicht bewußt. Es
gehört zu meinem Job, dir zu helfen, und ich werde mich

auch in Kürze mit dir befassen. Bis dahin bekommst du von mir eine kleine Zwischenhilfe.«

Während er noch sprach, ließ Sieben im Geist ein komplettes Atelier erstehen, ganz auf Josefs Bedürfnisse zugeschnitten. Auf der Staffelei lehnte ein Bild des Bauernhauses, in dem Josef auf Erden lebte, signiert mit: Josef Landsdatter, 1615. »Ich habe diesen Traum für dich geschaffen«, erklärte Sieben. »Schau dir das Bild genau an. Morgen wirst du anfangen, daran zu arbeiten. Du wirst so inspiriert sein, daß du den ganzen Tag malen wirst. Und wenn du alles, was du brauchst, aus dem Traum herausgeholt hast, dann wirst du in deinem Schlafzimmer aufwachen.«

Josef nickte gehorsam und verschwand.

»Was hältst du von ihm?« fragte Sieben.

Kypros lachte und kam wieder zum Vorschein. »Nun, ich sehe, daß ihr euch ähnlich seid.«

»Mach keine Witze. Er hat ein ernsthaftes Problem.«

»Das ist auch so etwas, Sieben«, sagte Kypros. »Dein Sinn für Humor erstreckt sich nicht auf dich oder deine Persönlichkeiten. Das wird sich geben, wenn du die Ebene einer Überseele Acht erreicht hast. Die Situation hast du allerdings gut gemeistert.«

»Ich mache mir Sorgen um Josef«, erwiderte Sieben. »Er ist so ungestüm.«

»Wie ?««, sagte Kypros. »Vergiß nicht, deine verschiedenen Persönlichkeiten sind zwar unabhängig, spiegeln aber auch deine Eigenschaften. Du kannst nicht erschaffen, ohne von dir selbst zu geben.«

Und was das Technische angeht«, fuhr sie fort, »so bekommst du drei Minuspunkte. Du hättest bemerken müssen, daß Josef im Anmarsch war, und ihn aufhalten sollen. Aber die Regeln sind nicht starr, und seine Leistung ist bemerkenswert, sieht man mal von den Umständen ab. Ich werde das in deinen Akten vermerken. Auch das Klassenzimmer ist dir gut gelungen, obwohl ich immer noch darauf warte, daß du deinen anderen Fehler entdeckst. Ebenso ist dein Erscheinungsbild als vierzehnjähriger Junge korrekt. Du hast ausgezeichnete Kenntnisse der irdischen Konventionen bewiesen. Aber lassen wir das nun beiseite und kommen wir zu den wesentlichen Punkten deines Examens.«

Und während Kypros noch sprach, verschwanden das Zimmer, die Bäume vor den Fenstern und zuletzt auch der Papierkorb samt seiner Girlande. Ein hübscher Einfall, dachte Sieben und spürte ein gewisses Bedauern, als der Korb sich in Nichts auflöste...

Überseele Sieben und Kypros waren nun zwei gestaltlose, leuchtende Bewußtseinspunkte. Sieben fühlte, wie er sich in Geist und Seele ausdehnte, und stieß - sinnbildlich gesprochen - einen Seufzer der Erleichterung aus. Beide verständigten sich telepathisch, über geistige Bilder, die sich dem jeweiligen Sinngehalt entsprechend veränderten. In irdische Begriffe übersetzt, fand in etwa folgende Unterhaltung statt:

»Es braucht schon einiges, sich physisch zu erschaffen«, bemerkte Sieben. »Aber sogar jetzt, da ich nicht erdorientiert bin, weiß ich Josef und all die anderen zu

schätzen, und spüre, wie wunderbar sich ihre Vitalität entfaltet.«

»Ich weiß, wie du diesen Teil des Examens angehen willst«, sagte Kypros. »Aber denk daran, daß du mit keiner deiner Persönlichkeiten Kontakt aufnehmen darfst. Sollten sie mit dir Kontakt aufnehmen, ist das in Ordnung. Aber du kannst ihre Fehler nicht korrigieren. Ich will sehen, welche Fortschritte sie machen, und das heißt, daß du bei diesem Teil des Examens nur Zuschauer bist. Ich betone das nur deshalb noch mal, weil ich dein Temperament kenne. Später wird es natürlich eine wichtige Rolle spielen, wie gut es dir gelingt, mit deinen Persönlichkeiten zu kommunizieren.«

Sieben schwante plötzlich Schlimmes. Da sich die Stimme an ihn wandte, vernahm er sie, noch bevor Kypros sie horte.

»Twiety! Twiety!«

»Das ist eine menschliche Stimme«, sagte Kypros. »Wie das? Menschen sollten uns hier gar nicht erreichen können.«

»Vielleicht ein Fehler«, meinte Sieben wenig überzeugend. Doch es war bereits zu spät.

»Ist es an der Zeit?« fragte die Stimme.

»Geh dahin, wo du hergekommen bist!« rief Sieben verzweifelt. »Nein, es ist noch nicht an der Zeit und wird's von mir aus vielleicht auch nie sein.«

»Aber ich bin bereit«, erwiderte die Stimme.

»Nein, das bist du nicht, das ist ja das Problem. Wenn du es wärst, dann hättest du deine Sinne besser beisammen. Übrigens, das ist meine Vorgesetzte.«

»O Twiety!« Die Stimme klang niedergeschlagen.
»Twiety?« fragte Kypros.
»Äh, wir sind alte Freunde. Das ist Daga. Wenn Daga weiblich ist, nennt sie mich Twiety. Im Moment ist sie weiblich und hilft mir bei meinen freien Studien. Wir denken zumindest, daß sie weiblich ist. Wenn ich weiblich bin, dann nenne ich sie Twiety.« Völlig durcheinander hatte Sieben wieder die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen angenommen. »In den Sprachen der Erde gibt es keine Worte für das, was wir wirklich sind, keine, äh, Pronomina für Wesen, die gleichzeitig männlich und weiblich sind, das macht die Erklärung etwas schwierig.«
»Im Moment können wir noch nicht auf deine freien Studien eingehen«, meinte Kypros. »Aber ich muß zugeben, daß ich neugierig bin. Außerdem muß ich feststellen, daß du mit deinen verschiedenen Projekten einige Schwierigkeiten zu haben scheinst.«
»Siehst du?« rief Überseele Sieben. »Bitte, Daga, verschwinde.«
»Wenn du darauf bestehst«, ließ sich die Stimme vernehmen. »Aber ich habe schon mein Geburtsdatum geplant, und...«
»Verschwinde endlich!« schrie Sieben konsterniert. Kypros tat, als hätte sie nichts gehört. »Ich nehme an, du wirst mir später eine ausreichende Erklärungen dafür liefern wollen«, sagte sie. »Wenn du nichts dagegen hast, laß uns jetzt zum vorgesehenen Teil deines Examens kommen.«
Sieben war sichtlich bemüht, die Nerven zu behalten.
»Gut«, meinte er schließlich. »Sehen wir Lydia zu. Ich

hoffe, sie hat einen guten Tag. Zunächst möchte ich einiges zu ihrer Person sagen. Sie...«

»Tut mir leid«, unterbrach ihn Kypros. »Von jetzt an muß ich mir ein eigenes Bild machen.«

Sieben seufzte. Er dachte an Lydia, beschwor liebevoll ihre Gestalt in seinem Bewußtsein herauf, bis es ganz von ihr erfüllt war und alle anderen Erinnerungen an seine vielen Selbst überlagerte. Er und Kypros, die zwei blinkenden, leuchtenden Punkte, reisten huckepack auf einer Million Moleküle - und tauchten auf.

Kapitel 2

Erster Teil des Examens.

Ein kurzer Blick auf Lydia, Proteus, Ma-ah und Josef
Gegenwart (mehr oder weniger)

Lydia war nervös. Sie hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, und zwar nicht nur von Lawrence. Es war ein gewittriger Morgen, Regen prasselte gegen die Fenster. Sie war dreiundsiebzig und im Moment noch wütender darüber als sonst an dunklen Tagen.

Lawrence hockte auf der blauen Couch. »Nun, was meinst du? Ich wollte, du würdest endlich mit dem Herumtigern aufhören und mir so etwas Ähnliches wie eine Antwort geben.«

Sie runzelte die Stirn und stellte ihren Drink ab, Whiskey mit Ginger Ale. »Die Kinder werden nicht sehr erbaut sein, aber das ist mir auch egal. Mein Gott, sie sind an die fünfzig, und vor allem Anna benimmt sich reichlich aufgeblasen. Aber vielleicht tu ich's einfach, Larry. Die greise Dichterin auf ihrer finalen Sauftour! Ich mag auch Leute im Studentenalter. Sie gehören noch nicht zum Establishment, und wir sind Gott sei Dank draußen. Den Gedanken an eine Reise würden meine Kinder natürlich billigen. Aber daß du und ich in einem Wohnmobil durchs Land kutschieren, unverheiratet - du weißt, wie spießig sie sind. Wenigstens können sie dir nicht nachsagen, du seist ein alter Lustmolch. Ich bin älter als du! Also, zum Teufel. Ich mach's.«

Vor Aufregung entglitt ihm fast die Pfeife.

»Wir packen das Wohnmobil mit Büchern und Essen voll und genügend Alkoholischem...«

»Und meine Katzen Tuckie und Grünfeld müssen mit und Mr. George, mein Goldfisch.«

»Die beiden Katzen und Mr. George«, ächzte Lawrence. Lydia war nach Weinen zumute, aber sie würde sich beherrschen. Trotz stieg in ihr hoch, und mit einer für sie typischen Bewegung warf sie den Kopf zurück, eine Geste, die in ihren jungen Jahren überraschend dramatisch gewirkt hatte. »Bevor wir abfahren, werde ich die Papiere fertig machen und das Haus den Kindern überschreiben. Irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, daß wir zurückkommen.«

»Wir werden, verdammt noch mal, wir werden.« Er stand auf, nahm sie aber, da er sie gut genug kannte, nicht in die Arme. Statt dessen wiederholte er: »Wir werden beide zurückkommen.«

»Ach, zum Teufel. Wenn du es sagst, dann wird es wohl so sein. Und schließlich - was soll's? Vergiß es. Weißt du, eigentlich wollte ich dir erzählen, daß meine Träume immer verrückter werden. Die von letzter Nacht waren wirklich der Gipfel. Aber jetzt, da ich davon spreche, kommt es mir vor, als würden sie doch Sinn machen... Wenn ich mich nur erinnern konnte...

»Wenn du so redest«, erwiderte Lawrence, »bin ich mir sicher, daß wir uns schon früher gekannt haben, ich meine, bevor wir uns begegnet sind. Du bist was? Fünfzehn Jahre älter als ich. Aber komischer Weise habe ich immer das Gefühl, du wärst die Jüngere.«

»Mein teurer Geliebter«, erwiderte Lydien kokett, »in den Augen der Welt sind wir ein reichlich sonderbares Paar. Der Punkt ist, daß kein Mensch je wirklich glaubt, daß er tatsächlich alt wird. Das kommt immer überraschend, und die Welt haßt dich dafür. Es ist ganz einfach weder höflich noch geschmackvoll, alt zu werden, ob nun in Würde oder nicht. Und du kannst es den Jungen nicht mal verübeln, wir haben genauso gedacht, als wir jung waren. Schade, denn in gewisser Weise fühle ich mich freier als je zuvor...«

»Du siehst zehn Jahre jünger aus«, meinte er.

»Red keinen Unsinn. Du wirst kaum die Gunst einer Dame erringen, wenn du ihr erzählst, sie sähe aus wie dreiundsechzig statt wie dreiundsiebzig. Dann halt besser den Mund. Aus einem Grund den ich nie ganz begreifen werde, ist das Altern bei einem Mann schon schrecklich genug, aber bei einer Frau ist es ein unverzeihliches Delikt. Doch auf das Thema will ich jetzt lieber nicht näher eingehen...« Sie nippte an ihrem Drink.

»Stimmt schon, bei entsprechender Beleuchtung, und falls ich mich zu einem Make-up aufraffen würde, könnte ich in etwa so alt wie du aussehen - vielleicht. Aber so sehe ich aus wie ein plötzlich gealterter dürrer Knabe mit weißem Haar und hagerem Gesicht und völlig fassungslos, wie das alles kam. Was ich natürlich auch bin. Aber ich bin nun mal, wie ich bin. Ich kann mir mich zum Beispiel nicht mit gefärbtem Haar vorstellen. In gewisser Weise ist es überhaupt schon ein Glück, dreiundsiebzig Jahre alt und grau werden zu können.«

Lawrence schwieg. Dann sagte er: »Falls die Ärzte recht haben und mein Herz plötzlich versagt -«

»Dann halte ich mich an unseren Plan«, erwiderte Lydia.

»Wer weiß denn, wie lange ich es noch mache. Ich spüre ziemlich deutlich, daß die ersten Stadien meines...

Zustands schon eingetreten sind. Mein Gedächtnis sollte allerdings im großen und ganzen noch eine Weile

funktionieren. Aber man kann ja nie wissen. Falls nicht, dann weißt du, was du zu tun hast. Wenn ich meine

eigenen Gedichte nicht mehr richtig rezitieren kann, dann wird mir vermutlich sonnenklar sein, daß irgend etwas

nicht mehr in Ordnung ist.«

Plötzlich erschien beiden die ganze Sache zutiefst

komisch und wunderbar vergnüglich. »Wir tricksen sie aus mit ihren Krankenhäusern, Altersheimen und

Verwahranstalten«, sagte Lawrence. Ein Gefühl des Überschwangs durchfuhr seinen hageren, nervösen

Körper.

Sie lachten beide, dann hielt Lydia plötzlich inne: »Mein elektrischer Bleistiftspitzer! Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich

hab von meinem alten Klassenzimmer geträumt. Nur, daß da auch mein elektrischer Bleistiftspitzer war, was

natürlich absurd ist. Den gab es damals noch gar nicht.

Nun frag ich mich, was das bedeuten soll?«

»Da Ist etwas von einem Traumzustand in einen anderen durchgesickert«, sagte Überseele Sieben zu Kypros. Sie hatten sich in zwei grünen Blättern niedergelassen, die vor den Fenstern im Wind raschelten.

»Hast du gehört, was sie über den Spitzer gesagt hat? Das war der Fehler, der dir entgangen ist«, bemerkte Kypros, und Sieben grinste.

»Warte«, sagte Lydia. »Ich war ein Mann in diesem Traum und ziemlich jung. Merkwürdig, wie mir einiges wieder einfällt.«

Lawrence runzelte plötzlich die Stirn. »Erforsche nie der Götter Traumbotschaften«, verkündete er theatralisch.

»Du könntest herausfinden, was sie bedeuten.«

»Sag so was nicht!« rief sie. »Das macht mich nervös.

Und schau dir diese Blauer da draußen an. Wie lebendig die aussehen, wie... wachsam. Gott, wenn dieser verdammte Sturm bloß endlich aufhören würde.«

»Regen auf dem Dach unseres Wohnmobils wird sich ganz anders anhören«, meinte Lawrence.

Lydia lächelte ihn an. Er hatte seinen Lederladen endgültig dichtgemacht. Er hatte das Wohnmobil vollständig ausgepolstert, und mindestens die Hälfte ihrer Bibliothek war von ihm mit Ledereinbänden versehen worden. Ihr blieb fast die Luft weg: Wie konnten sie sich so sehr lieben und so alt sein? »In meinem Traum hat jemand ein Examen gemacht«, sagte sie. »Als ich an meine Bücher dachte, ist es mir wieder eingefallen.«

»Das war ich, Hebe Lydia. Wir beide machen ein Examen!« Sieben war drauf und dran, Lydia die Worte zu übermitteln, doch Kypros hielt ihn sanft zurück: »Kein Einsagen, denk daran.«

Die Blätter raschelten wild im Sturm. Sieben sog die Einzigartigkeit des Augenblicks in sich ein, denn Kypros

mahnte nun: »Wir müssen weiter. Teil eins des Examens sieht nur einen flüchtigen Einblick vor.«

Dreiundzwanzigstes Jahrhundert n. Chr.

Im Geheimen wünschte sich Proteus sehnlichst, ein Mädchen zu sein; sie hatten soviel mehr Möglichkeiten. Statt dessen hockte er mit seinem Vater zu Hause im Wohnmodul und mußte sich mit harmlosen Hobbys begnügen. Außerdem sehnte er sich nach dem Anblick von etwas Grünem, von Natur, etwas, das wuchs, das echt war. Seine Sehnsucht war inzwischen so übermächtig geworden, daß er entschlossen war, etwas zu unternehmen.

»Man könnte uns doch bestimmt ein kleines Gelände zur Verfügung stellen, und wir könnten daraus eine Miniaturfarm machen«, sagte er mit einer gewissen Erregung. »Das Ganze würde vielleicht nicht mehr Raum beanspruchen als ein Wohnmodul. Und es würde sich selbst tragen. Irgendwer müßte doch in der Lage sein, uns die Erlaubnis zu geben...«

Mithias, sein Vater, runzelte die Stirn: »Leben wächst. Diese Art von Leben wächst. Sie ist nicht aufzuhalten. Sie ist unbezähmbar. Wir haben zwei Jahrhunderte an der Entwicklung einer kontrolliert künstlichen Umwelt gearbeitet. Wenn du diese Art von Leben zuläßt, kriegen die Leute ständig Kinder. Mit sechzig oder siebzig wärst du tot. Unsere Lebensform ist ausgewogen. Aber ich kann nicht erwarten, daß du das mit sechzehn schon begreifst. »Als wir unsere >natürliche< Umwelt hatten«, fuhr er nach einem Moment des Schweigens brummig fort, »waren die

Frauen mit dem Kinderkriegen beschäftigt. Die Männer hatten die Macht. Ansonsten fällt mir nichts Positives zu diesen Zeiten ein. Nichts als Krankheiten, Kriege, soziale Unruhen...«

»Du hast ja recht«, meinte Proteus. Und doch litt er darunter, den ganzen Tag mit seinem Vater zusammen eingepfercht zu sein.

Mithias beobachtete das Gesicht seines Sohnes: »Hör mit der Brütere auf. Mittags wird es regnen. Warum gehst du nicht raus und siehst es dir an? Das hebt doch immer deine Laune.«

»Vielleicht tu ich das«, erwiderte Proteus schüchtern und zugleich merkwürdig arrogant. Der Vorschlag seines Vaters klang zu sehr nach Befehl. Und so stand er einfach herum.

»Es ist gleich Mittag«, sagte Mithias leicht gereizt. Proteus verschwand mit düsterer Miene durch die Tür ihres geräumigen Moduls. Auf dem schmalen Kunststoffgehsteig bückte er zu den Kunststoffbäumen auf. Wer wußte, was da unten, wo die wirkliche Erde war, vor sich ging? Wer wußte das wirklich? Niemand, dachte er. Abgesehen von gelegentlichen wissenschaftlichen Expeditionen ging niemand mehr dorthin. Das Einsetzen des Regens lenkte ihn ab. Normalerweise versetzte ihn dieses Ereignis in freudige Erregung, jetzt aber fühlt er sich nur noch deprimierter. Es würde artig fünfzehn Minuten lang regnen. Das Wasser rann durch die Kunststoffabflußrohre, wurde gesammelt und gereinigt, um dann am anderen Morgen fünfzehn Minuten lang an anderer Stelle niederzugehen.

Als kleiner Junge hatte er einen Stundenplan aller Regenfälle besessen und genau gewußt, wann und wo es regnen würde. Seine Modulregion umfaßte fünfzehn Subits, in denen insgesamt über eine Million Menschen lebten, und oft war er in überschäumender Freude die Gehsteige entlang den Regenfällen nachgerannt.

Blinzelnd sah er nach oben. Drei Wolken zogen vorbei. Das war immer so zur Regenzeit. Wenn man nicht wußte, daß der künstliche Himmel in hundertdreißig Meter Höhe ein Ende hatte, oder wenn man, wie er es normalerweise versuchte, nicht daran dachte, konnte man sich einbilden, der Regen und die Wolken seien echt. Sie wirken ziemlich natürlich, dachte er. Aber sie sind es nicht. Seine Miene verdüsterte sich, dann grinste er. Angenommen, die Leute sähen eines Tages vier Wolken oder nur zwei, das würde eine Aufregung geben! Aber der Regen fiel vom Himmel der schwebenden Stadt, und nie würde es auch nur eine Wolke mehr oder weniger sein. Ihm war nach Weinen zumute, doch in seinem Alter hatte man nicht mehr zu weinen.

Wie es wohl wäre, eine richtige Überschwemmung zu erleben oder einen Sturm? Für einen Moment schloß er die Augen unter dem Ansturm der Gefühle, die diese Vorstellung in ihm auslöste. Er hatte Filme von mächtigen Naturkatastrophen aus alter Zeit gesehen, und nun stellte er sich schäumende braune Fluten vor, die aus wirklichen Flüssen über wirkliche Ufer traten, unfaßbare Ströme von Regen und peitschende, eine ganze Welt zerfetzende Stürme.

Die Erde hatte überlebt. Sie existierte noch immer, da unten. Und da unten kam es auch noch immer zu gewaltigen klimatischen Veränderungen; Hitze und Kälte, so wie sie waren, gleich ob sie dem Menschen paßten oder nicht. Sich diesen Dingen auszusetzen - Proteus stockte der Atem, ihm schwindelte bei diesem Gedanken -, in der Natur zu leben! Wie aufregend das gewesen sein mußte. Ein richtiges Gewitter, aus dem Nichts, aus der Natur, Regen, der in richtigen Boden einsickerte, Boden aus Erde, mit Wurzeln und Käfern!

Seine Augen brannten, der artige Regen hatte sich ausgeregnet. Alles fauler Zauber. Die Kunststoffbäume brauchten keine Nahrung. Sie wuchsen nicht. Die Psychologen glaubten, daß die erdähnliche Umwelt den Menschen ein Gefühl der Sicherheit gab. Proteus wußte das, aber nun bedachte er die makellose Straße mit einem wütenden Blick und ging wieder hinein.

Mithias hatte auf ihn gewartet. »Du kannst in einer Subit keine natürlichen Lebensbedingungen herstellen«, sagte er. »Das weißt du. Quäle dich nicht mit solchen Gedanken herum. Für so etwas müßtest du dich auf die Erde zurückbegeben.«

»Es gibt Leute, die dort hingehen«, antwortete Proteus errötend und schlug die Augen nieder.

»Aber sie leben nicht dort...«

»Manche doch! Das wird in den Filmen erwähnt.

Geschichtswissenschaftler gehen hinunter, und Naturwissenschaftler. Manchmal müssen die Apparaturen repariert werden.«

»Na und?« erwiderte sein Vater. »Die Erde hat keine Zukunft. Der ganze Planet ist ausgezehrt, nutzlos, es gibt nichts mehr, was irgendeinen Wert hätte. Eine verdorrte Hülse. Abfall.« Nach einem Moment fügte er mit sanfterer Stimme hinzu: »Und, Proteus, du bist nun mal ein Junge und kein Mädchen. Zugegeben, deine Möglichkeiten sind nicht so groß, wie sie vielleicht sein könnten, aber doch ausreichend genug, daß du hier deinen Platz finden kannst. Und selbst wenn es irgendwelche Möglichkeiten auf der Erde gäbe, so wären sie den Frauen vorbehalten.« Proteus blickte durchs Fenster. Der Gehsteig war bereits trocken. Die Pumpen hatten alles Wasser aufgesaugt, damit nichts vergeudet wurde. Mit abgewandtem Gesicht sagte er verdrossen: »Alles ist immer dasselbe. Denkst du nie daran, wie phantastisch alles gewesen sein muß? Nimm nur mal die Menschen mit all den verschiedenen Hautfarben. Allein schon das. Jetzt haben wir alle die gleiche Farbe.«

Mithias lachte. »Was ist denn an unserer olivfarbenen Haut auszusetzen? Du willst dich bloß streiten. Wenn du genauer hinsiehst, haben wir doch auch alle möglichen Schattierungen, von gelb-oliv über braun-oliv bis...«

»Oliv-oliv«, ergänzte Proteus. »Du verstehst überhaupt nichts. Vor Jahrhunderten gab es schwarze Menschen und weiße Menschen und gelbe Menschen...«

»Und alle haben sich gegenseitig bekriegt«, sagte Mithias müde. »Das jedenfalls ist jetzt kein Grund mehr für Konflikte. Die Rassen haben sich vermischt. Was soll daran falsch sein? Willst du nicht endlich mit dem

Herumstreiten aufhören und dich lieber mit etwas Sinnvollem beschäftigen?«

Proteus nickte. Ihm wurde plötzlich klar, daß er sich gar nicht mehr streiten wollte. Sein Vater wünschte, daß er sich mit etwas Konstruktivem befaßte, und genau das würde er tun. Irgendwie würde er zur Erde kommen. Und irgendwie würde er dort eine alte Farm wiederaufbauen. Er würde nicht mehr träumen und frustriert sein, er würde handeln. Er würde es schaffen, auf einem wirklichen Boden zu stehen, im Regen, und dann würde ihm dies hier alles nur noch wie ein Traum vorkommen.

»Mit dem wirst du Schwierigkeiten kriegen«, sagte Kypros zu Sieben. Sie hielten sich in einer entlegeneren Zone der den Raum überwölbenden Kunststoffkuppel auf.

»Er ist nicht gerade eine meiner Lieblingspersönlichkeiten«, erwiderte Sieben. »Die meiste Zeit ist er ausgesprochen trübselig.«

Kypros wartete. Dann sagte sie: »Dir scheint hier ein Zusammenhang zu entgehen. Soll ich ihn dir zeigen?«

»Nein, laß mir noch eine Chance. Ich kann mir keine Minuspunkte mehr leisten, nicht mal einen.« Er überdachte die ganze Szenerie und auch die Gedanken, die er von Proteus empfangen hatte. Dann errötete er.

»Natürlich. Die Farm! Proteus möchte auf der Erde eine Farm aufbauen. Es ist möglich, daß er letzte Nacht einen Traum von einer Farm gehabt oder ein Bild davon gesehen hat...«

»Genau«, sagte Kypros.

»Er hat diese Idee allerdings schon eine ganze Weile«, meinte Sieben. »Aber wenn er an Josefs Traum teilhatte,

dann hat er ihn natürlich auf seine Weise umgesetzt. Irgendwie wirkt er älter als Lydia, weißt du. Er grübelt immer so.«

Kypros lächelte: »Und weißt du, warum?«

»Nein.«

»Ich bin sicher, du wirst es herausfinden. Es ist nicht meine Sache, dich darüber aufzuklären. Aber ich schlage vor, daß wir uns jetzt deiner Ma-ah zuwenden.«

Überseele Sieben war entzückt, das Thema wechseln zu können.

Fünfunddreißigtausend v. Chr.

Die jungen Wölfe stoben über die mondbeschienenen Klippen. Ma-ah duckte sich wartend in den Schatten. Sie war hungrig, aber das war sie fast immer. Ihr Bauch war so eingefallen, daß er schon fast das Rückgrat berührte. Sobald die Wölfe außer Sichtweite waren, rannte sie los zu der Stelle, wo sie ihre Beute hatten verlassen müssen. Sie hatte die Wölfe mit Steinen vertrieben. Rampa näherte sich mit Pfeil und Bogen von der anderen Seite. Die beiden fanden nur noch wenig vor, nur einen toten Hasen. Aber ausgehungert wie sie waren, verschlangen sie ihn ohne viel Federlesen.

Ihre Felle boten ihnen einen gewissen Schutz vor dem Wind. Stumm und geduckt hockten sie da, während die Eisschollen fast rhythmisch gegen die Klippen krachten und der Wind durch die Felsspalten zog.

»Ich wußte gar nicht, daß du so abenteuerlustig bist«, bemerkte Kypros.

Mit einem Anflug von Selbstgefälligkeit zuckte Sieben die Achseln und meinte dann: »Proteus sollte das erleben, wenn er wissen will, wie es auf der Erde wirklich zugeht. Wahrscheinlich würde er flehentlich um ein bißchen netten künstlichen Regen bitten, der pünktlich aufhört.«

Kypros lächelte, sagte aber nichts.

Ma-ah und Rampa hatten ihr Mahl beendet. Gesättigt rannten sie hinunter zu einer nahegelegenen Höhle, die ihnen vor der Kälte Zuflucht bot. Der dumpfe Geruch der Fellhäute stieg ihnen in die Nasen. Ihre gefüllten Bäuche waren warm. Zufrieden schiefen sie ein. Ihre Zufriedenheit übertrug sich auf Kypros und Sieben, die auch den am Höhleneingang vorbei brausenden kalten Wind fühlten.

»Ich könnte doch dafür sorgen, daß der Wind ein bißchen nachläßt, oder?« fragte Sieben.

Kypros nickte.

»Oh, oh!« entfuhr es Sieben. Die Veränderung der Windstärke hatte Ma-ah sogar im Schlaf wachsam gemacht. Augenblicklich erschien sie in ihrem Geistkörper vor der Höhle. Sie sah die beiden.

»Ah, du bist es, alter Mann«, sagte sie.

»Sie ist sehr gut«, bemerkte Sieben zu Kypros. »Aber sie sieht mich immer als alten Mann.«

»Warum nicht? Du bist doch immer ein alter Mann, wenn ich dich sehe«, sagte Ma-ah. »Hältst du heute nacht für mich Wache?«

»Nicht heute nacht«, antwortete Sieben, und an Kypros gewandt erklärte er: »Ich helfe ihr manchmal Wache zu halten, wenn sie sehr müde ist, wegen der Wölfe.«

»Du weißt, daß du nicht in deinem physischen Körper bist?« wandte sich Kypros an Ma-ah.

»Natürlich«, erwiderte die Frau verächtlich. »Wer sollte denn meinen Körper bewachen, solange er schläft, wenn ich nicht nachts im Geist herum wandern würde. Ich mag mich nur nicht zu weit von meinem Körper entfernen. Rampa wird im Schlaf selten wach. Wessen Geist bist du?«

»Das erzähle ich dir später einmal«, sagte Kypros. Und damit verschwanden sie und Sieben.

»Ma-ah sieht mich immer als alten Mann«, seufzte Sieben. »Und übrigens sieht sie mich auch als Schwarzen, weil sie selbst schwarz ist. Josef sieht mich in vielen Gestalten, aber auch er sieht mich gern als alten Mann. Aus irgendeinem idiotischen Grund stärkt das sein Vertrauen in mich. Proteus hingegen sieht mich überhaupt nie.«

»Und?« fragte Kypros.

»Na, keiner sieht mich, wie ich bin, männlich und weiblich, alterslos, jenseits jeder bildlichen Vorstellung. Sogar Lydia. Ich meine, sie erlaubt sich nicht mal, an ihre Seele zu glauben, jedenfalls nicht mit ihrem Verstand.«

»Und wer fängt jetzt an zu brüten? Du klingst so niedergeschlagen wie Proteus.«

»Proteus! Der wird mich wahrscheinlich nie sehen, wenn er so weiter macht. Josef hast du ja schon getroffen, ich nehme also an, dieser Teil des Examens ist beendet.«

»Wenn du nichts dagegen hast, würde ich ihn gern in seiner eigenen Zeit Im Wachzustand sehen«, erwiderte Kypros trocken.

Sechzehnhundertfünfzehn

Als Überseele Sieben und Kypros bei Josef eintrafen, hämmerte gerade jemand gegen seine Zimmertür. Josef Landsdatter stöhnte, sprang aus dem Bett, fuhr sich mit den Fingern durch das dichte Haar und brach fast in Tränen aus. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so in die Ecke gedrängt gefühlt.

»Komm ja schon!« schrie er. Er hoffte, seine Stimme würde wütend klingen, ungeduldig, alles, nur nicht verängstigt. Er griff sich einen Pinsel, tauchte ihn in ein Gefäß mit Firnis, klemmte ihn sich zwischen die Zähne und riß die Tür auf. »Ich arbeite. Arbeite!! Seht Ihr das nicht? Ich bin beschäftigt. Aber kommt herein, wenn Ihr unbedingt müßt.«

Elgren Hosentrauf, der wußte, daß seine Frau unten an der Treppe stand und ihn beobachtete, trat energisch über die Schwelle. Schließlich war es sein Haus, sein Zimmer. Im Raum herrschte ein wüstes Durcheinander von zerknitterten Kleidungsstücken, zerwühltem Bettzeug, Farbtöpfen und Ölgemälden in den unterschiedlichsten Stadien der Vollendung. »Aha, du hast also gemalt! Mein Weib schwört, daß du noch im Bett gelegen hast.«

»Und wonach sieht das hier aus? Glaubst Ihr etwa, ich schlafe mit dem Pinsel im Mund?« Josef fuchtelte mit dem Pinsel unter Hosentaufs Nase herum. Der frische Firnis ließ Tränen in die Augen des alten Mannes steigen. Seine Nase begann zu laufen. »Ihr traut mir nicht«, sagte Josef,

der seinen Vorteil erkannte. »Ihr habt mir noch nie getraut. Wie soll ich unter solchen Bedingungen arbeiten?«

Hosentrauf wickelte sich zurück. »Ist ja gut. Aber die Frau sagt, daß du mehr ißt als zehn Knechte zusammen, und ich werde mich nicht ausnehmen lassen. Wir haben noch keinen Schimmer von unserem Bild gesehen. Du bist jetzt schon sechs Wochen hier, ißt unser gutes Essen, benutzt unsere schöne Kammer. Der Maler, den mein Vetter kommen ließ, hat sein Bild in zwei Wochen gemalt, und dann verschwand er wieder.«

»Und viel länger wird das Bild wohl auch nicht halten«, gab Josef zurück. »Ein wahrer Künstler braucht Zeit.« Mit dramatischer Geste deutete er auf die verhüllte Staffelei.

»Dort ist Euer Bild, wie ich schon sagte. Es nimmt mir die Ruh, ein Werk zu zeigen, bevor es fertig ist. Und ich hab gut zwei Wochen gebraucht, um überhaupt anfangen zu können. Euer Weib hat mir so zugesetzt, daß ich keinen klaren Gedanken fassen, geschweige denn malen konnte.«

»Schsch.« Hosentrauf senkte den Blick seiner hellblauen Augen. Seine Angriffslust schwand. Jetzt machte er sich an seinem Hemd zu schaffen und blickte Josef fast flehend ins düstere Gesicht. »Die Frau kann es nicht erwarten, das Bild zu sehen. Frauen haben eben keine Geduld.« ;j

»Ah, als ob ich das nicht wüßte.« Josef antwortete in einem ' Ton, als teilten sie ein tiefes Geheimnis. »Ich werde mein Werk sehr bald enthüllen.« Mit gönnerhaftem Lächeln und dramatischer Geste breitete er die Arme aus: »Ihr werdet Eure Familie für alle Zeiten verewigt sehen:

die Familie Hosentrauf. Von Generation zu Generation wird dieses Bild weitergegeben werden, vom Vater auf den Sohn...«

» Er ist ein fauler Hund, und du solltest ihn in den Schnee hinausjagen wie einen Hund«, schrie Avona Hosentrauf von unten herauf.

Ihr Gemahl zuckte zusammen und schloß vorsichtig die Tür. •.

»Ah, sehr gut!« brüllte Josef. »Lieber verbrenn ich mein Bild, als daß ich es euresgleichen überlasse. Keiner von euch ist wahrer Kunst würdig. Ihr seid schlimmer als die Krämer.« Er machte sich daran, seine im Zimmer verstreuten Habseligkeiten zusammenzuraffen, verharnte aber plötzlich vor der Staffelei.

»Du wirst niemals vollendet werden. Niemals«, stöhnte er. »Wegen eines törichten Frauenzimmers. Na gut, wenn Ihr mir die paar Essenskrümel und diese winzige Kammer als Lohn für ein Meisterwerk nicht gönnt...«

Hosentrauf war kein sonderlich phantasiebegabter Mann, jedenfalls nicht im üblichen Sinn. Er vermochte sich nicht vorzustellen, daß irgendein Mensch solch tiefe Qual heucheln konnte. »Nun, nun«, sagte er eilfertig. »Ich werd die Sache mit der Frau besprechen. Wir werden sehen, was sie sagt.« Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Kypros und Überseele Sieben glitzerten als zwei Schneeflocken draußen auf dem Fensterbrett, Verlegen sagte Sieben: »Josef ist sehr leicht erregbar.« In diesem Moment zog der junge Maler die Hülle von der Staffelei,

und zum Vorschein kam nicht etwa ein halbvollendetes Gemälde, sondern - die blanke Leinwand.

»Und ziemlich betrügerisch«, meinte Kypros.

»Nein, nein, ich bin sicher, er meint es nicht so«, antwortete Sieben verunsichert, denn dies war ganz offensichtlich nicht gerade einer von Josefs besten Tagen. Josef starrte die Leinwand haßerfüllt an. »Leer. Alles leer«, murmelte er. »Pah!« Zutiefst angewidert ließ er sich aufs Bett fallen. Hosentrauf würde nicht zurückkommen, das war klar. Aber sein Weib, und die würde ihren ältesten Sohn mitbringen. Sie würden ihn rauswerfen. Kein Hinhalten und keine Ausreden mehr. Er würde wieder im Land herumziehen, die Schneeschuhe unter geschnallt, das Malwerkzeug auf den Rücken gepackt, hungrig und frierend, bis er einen anderen Bauern fand, der willens war, ihm Essen und Unterkunft gegen ein Bild zu gewähren. Und was das Schlimmste war, er konnte sich einfach nicht dazu bringen, überhaupt etwas zu malen. Diesmal war seine Qual echt. Ratlos schleuderte er den verklebten Pinsel durchs Zimmer.

»Dein Traum«, sagte Sieben. »Kypros, kann ich ihn nicht daran erinnern? Das Bild, das ich ihm im Traum gezeigt habe! Er hat es völlig vergessen.«

»Nein, das kannst du nicht«, erwiderte sie. »Kein Einsagen bei diesem Teil des Examens. Das weißt du. Fünfundzwanzig Minuspunkte, falls du etwas Derartiges im Schilde führen solltest.«

»Examen hin oder her, er steckt wirklich in der Klemme.«

»Irgend jemand muß mir helfen«, stöhnte Josef.

»Wie viele Minuspunkte?« fragte Sieben.

»Fünfundzwanzig, und du hast schon einige.«
»Und du willst mir immer noch nicht verraten, was passiert, wenn ich durchfalle? Oder wenn ich bestehe?«
»Auch das ist Bestandteil des Examens«, sagte Kypros überaus sanft. »Du mußt es selbst herausfinden.«
»Lieber Gott, ich will nie wieder lügen oder betrügen, wenn du mir nur jetzt hilfst«, betete Josef.
»Dein Traum!« Sieben übermittelte die Worte direkt. »Das Bild im Traum!«

In Josef ging augenblicklich eine außergewöhnliche Verwandlung vor. Er stieß einen Schrei aus, schoß vom Bett hoch, umarmte sich selbst und tanzte durchs Zimmer. Sieben platzte fast vor Aufregung.

Kypros war bemüht, sich nicht das Geringste anmerken zu lassen, und hütete ihre Gedanken.

»Los«, signalisierte Sieben Josef.

Josef stand nun vor der Staffelei und grinste von einem Ohr zum ändern. Vor seinem geistigen Auge erstand ganz klar das Ölbild vom Hosentrauf-Hof im Sommer: wogende Felder, das massiv gebaute Wohnhaus von Rosen umgeben; sattes Grün, strotzend vor Lebenskraft. Es war Mittsommer, und nur hier und da ließen verborgene braune Tupfer eine Überreife erahnen, die schließlich ihren eigenen Untergang herbeiführen würde. Selbst die Grautöne unter dem Gelb und Weiß des Hauses deuteten an, daß es zwar Sicherheit bot, aber nicht über die Zeit triumphieren würde. Doch insgesamt strahlte alles Vitalität aus, als ob die ganze Szene, auch wenn sie von physischer Verletzlichkeit zeugte, überdauern würde. Nie hatte ihm ein Bild so deutlich vor Augen gestanden.

Die Leinwand war schon grundiert, alles war für die Arbeit bereit. Und während sich seine Gedanken überschlugen, rührten Josefs Hände emsig die Farben an, mengten Farbpulver mit Leinsamenöl. Diese plötzliche, unerwartete Inspiration gab ihm das Gefühl, geschickt, selbstsicher, ja geradezu gottgleich zu sein. Lauthals singend begann er zu malen.

Sieben, der an Josefs Erfahrung teilhatte, vergaß alles und jeden. Als Josef einmal die falsche Farbe wählte, rief er: »Nein, nein, du wirst es verderben. Du willst hier erdige Töne.« Und ein andermal: »Nein, du Dummkopf, das hier ist doch erst der Entwurf.«

Kypros wartete und mischte sich nicht ein. Nur einmal äußerte sie so unbeteiligt wie möglich: »Dieser Teil des Examens sieht an sich nur einen kurzen Einblick vor.«
»Nein, nein, da eine transparente, keine deckende Farbe!«

Fünf Stunden irdischer Zeit vergingen. Es klopfte an die Tür. »Geht weg. Ich arbeite!« schrie Josef.

Die Tür flog auf. Frau Hosentrauf und ihr ältester Sohn Jonathan stürmten ins Zimmer. »Ah, jetzt werden wir vielleicht dieses Bild zu sehen bekommen, das gar nicht da ist. Ich will hinter diese Hülle sehen. Kein Wort glaub ich dir!« schrie die Frau. Dann blieben sie und ihr Sohn wie angewurzelt stehen, sprachlos.

»Da seht ihr. Geht und laßt mich allein«, murmelte Josef. Für ihn zählte nichts außer diesem Bild.

»Es ist mein hübsches Haus«, sagte Frau Hosentrauf. »Es ist wunderschön.«

»Herr im Himmel«, sagte Jonathan. »Von Mann zu Mann, ich möchte mich entschuldigen.«

»Dann entschuldige dich und laß mich arbeiten. Kannst du nicht sehen, daß ich beschäftigt bin? Ich bin noch nicht fertig, hab ja noch kaum angefangen.«

»Und du hast auch schon mit dem Familienbild begonnen?« fragte Jonathan schnell.

»Ja, ja, ja«, murmelte Josef mechanisch.

»Lügner!« schrie ihm Sieben zu. »Du hast versprochen, nie wieder zu lügen und zu betrügen.«

Sein plötzliches Schuldgefühl machte Josef wütend. Er wollte an seinem Bild weitermalen. »Ihr werdet euer Bild schon noch bekommen. Kann denn ein Mann hier nicht in Ruhe arbeiten?«

Fast ehrerbietig zogen sich Frau Hosentrauf und ihr Sohn in Richtung Tür zurück.

»Das Haus soll ein Geschenk sein, als Dank für eure große Güte«, rief ihnen Josef triumphierend nach.

»O Josef«, seufzte Sieben.

»Dir ist natürlich klar, was du getan hast«, sagte Kypros.

»Du hast dich so sehr auf Josefs Schwierigkeiten eingelassen, daß du alles andere vergessen hast, sogar das Examen.«

Mit einigem Schrecken kam Sieben wieder zu sich. »Aber ich muß warten, bis er den Entwurf fertig hat, jetzt, da ich schon mal damit angefangen habe. Den Rest kann Josef dann gut allein machen«, sagte er.

»Wir sprechen uns, wenn du hier fertig bist«, antwortete Kypros. Einen Moment lang wunderte sich Sieben, daß er Kypros Gedanken nicht mehr auffangen konnte, aber sie

war schon verschwunden. Er blieb, während Josef weiter malte.

Kapitel 3

Ma-ahs Treck: Überseele Sieben taucht ins irdische Leben ein. Teil zwei des Examens

Überseele Stehen und Kypros waren zwei Lichtpunkte.

»Ich habe aus verschiedenen Gründen Lydias Arbeitszimmer für unser Gespräch gewählt«, sagte Kypros. »Zum einen wird der nächste Teil des Examens definitiv erdorientiert sein, und das auf eine Weise, wie sie dir wohl kaum schwant.«

»Schwant?« fragte Überseele Sieben. »Ich mag die Implikationen dieses Wortes nicht. Bist du sicher, daß du die Sprache richtig gebrauchst?«

»Das bin ich, und ich habe das Wort absichtlich gebraucht, um dir schon mal anzudeuten, was möglicherweise passieren wird«, antwortete sie. »Zum anderen müssen wir eine irdische Gestalt annehmen, unsichtbar natürlich, und ich möchte, daß du dich so auf die Umwelt beziehst, wie Menschen es tun. Laß uns zum Beispiel dieses Fensterbrett verlassen und uns ganz korrekt in diesem Zimmer bewegen. Wir werden uns auf diesen Stühlen da niederlassen. Und nun sag mir ganz genau, wo und in welcher Zeit wir sind.« Kypros materialisierte sich und nahm, zumindest für Sieben, die Gestalt einer jungen Frau in reifen Jahren oder einer reifen Frau in jungen Jahren an. Beides schien zu passen. Doch wenn man sie länger betrachtete, wurde sie ein junger Mann in reifen Jahren oder ein reifer Mann in

jungen Jahren. Sie lachte: "Es hängt davon ab, auf welchen Teil meiner Persönlichkeit du dich konzentrierst. Ich bin nicht so erdorientiert wie du und kann nicht alles von mir in einer rein männlichen oder weiblichen Gestalt unterbringen. Niemand tut das natürlich, nur wird es auf meiner Ebene augenfälliger. Doch welche Gestalt willst du annehmen? Du sollst sie für die Dauer unseres Gespräches beibehalten, also entscheide dich. Ich will auch sehen, wie gut du dich an Details erinnern kannst.« Der Lichtpunkt, der Sieben war, wobbelte unentschlossen. »Ich hatte nicht mit einem Formtest gerechnet«, sagte er. »Aber wenn Details so wichtig sind, suche ich mir eben etwas aus, das so wenige wie möglich hat. Wie wäre es mit einer leuchtend orangefarbenen Kugel?« »Nein«, seufzte Kypros. »Eine menschliche Gestalt.« Sieben nahm grinsend die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen an, derer er sich schon am Anfang des Exams bedient hatte. »Um nun deine Fragen zu beantworten«, sagte er in energischem Ton: »Dies ist ein Tag im April des Jahres 1975, im Nordosten der Vereinigten Staaten von Amerika, was ein Land ist, und es ist vier Uhr...« »Ich verstehe«, warf Kypros ein. »Vier Uhr in den Vereinigten Staaten, also...« »Nicht so ganz - das heißt, ja und nein«, erklärte Sieben. »Es ist hier im Arbeitszimmer vier Uhr, aber das bedeutet nicht, daß es hier tatsächlich vier Uhr ist.« »Wenn du nicht erklären kannst, in welchem Wann wir hier sind und wie ein Wann in ein Wo paßt, dann wundert es mich nicht, wenn du Probleme hast, deinen Persönlichkeiten auf der Spur zu bleiben«, sagte Kypros.

»Aber lassen wir das. Ich muß etwas sehr Ernstes mit dir besprechen. Für den nächsten Teil überlasse ich dir die Wahl, also hör gut zu.«

Sieben runzelte die Stirn, doch Kypros fuhr fort: »Der zweite Teil des Examens war von deiner Leistung im ersten Teil abhängig, obwohl natürlich in Wirklichkeit alles zugleich stattfindet, wie du weißt. Doch einige Dinge sind deutlich geworden. Ich habe das Gefühl, Lydia und Josef sehr viel besser zu kennen als Proteus. Und Ma-ah kenne ich so gut wie gar nicht.«

»Hmm«, meinte Sieben. Es saß zwar einigermaßen fügsam da in seiner hervorragenden Gestalt eines Vierzehnjährigen, doch allmählich überkam ihn ein Gefühl der Irritation.

»Wäre es möglich, daß du dich auf Proteus und Ma-ah nicht so gut eingestellt hast wie auf die anderen?« fragte Kypros. »Mir schien, du konntest von Ma-ah gar nicht schnell genug wegkommen.«

»Das liegt an ihnen«, erwiderte Sieben nun ziemlich verstimmt. »Proteus ist oft trübsinnig und deprimiert. Ma-ah sieht mich immer als alten Mann, wie ich dir schon sagte. Und sie will immer, daß ich etwas Langweiliges machen soll, wie zum Beispiel die Höhle bewachen. In dieser Hinsicht ist sie ziemlich anspruchsvoll.«

»Was die beiden angeht, so fürchte ich, daß du eine sehr ferne Überseele warst«, sagte Kypros streng. »Das ist einer der Punkte, den wir im Verlauf dieses Examens korrigieren müssen. Du mußt lernen, eine bessere Verbindung zu deinen Persönlichkeiten herzustellen. Und warum glaubst du, sieht Ma-ah dich immer als alten

Mann? Du brauchst mir jetzt nicht darauf zu antworten. Und sie sieht dich auch nicht als vergnügten alten Mann, was etwas ganz anderes wäre. Nein, Sieben, diese Eigenschaften, die du da in Ma-ah und Proteus siehst, sind auch die deinen. Ein Fakt, den du bequemerweise vergißt. Und du kommst ganz und gar nicht mit ihnen zurecht.«

»Aber ich bin nicht trübsinnig und auch nicht so anspruchsvoll!« rief Sieben.

»Du kannst deine Persönlichkeiten nur mit deinen eigenen Eigenschaften ausstatten. Sie sind aus deiner eigenen Freude und Vitalität und Kreativität hervorgegangen, aber sie haben auch deine Charaktermerkmale. Du bist sozusagen ihr Rohmaterial.«

»Auch dieser Ausdruck gefällt mir nicht besonders«, erwiderte Sieben. »Ich betrachte mich lieber als ihren... Schöpfer oder sie als meine Schöpfungen.«

"Das dachte ich mir«, sagte Kypros. »Ach Sieben, ich weiß nicht, wie du je die Stufe einer Überseele Acht erreichen willst.«

»Du willst auf etwas hinaus. Und du hast mich mit einem Trick dazu verführt, so etwas zu sagen.«

"Du hast dich selbst da reinmanövriert. Tatsache ist, daß du eine miserable Verbindung zu Proteus und Ma-ah hast. Und noch schlimmer, du hast deine Favoriten. Die Folge davon ist, daß den beiden etwas sehr Wichtiges fehlt, das nur du ihnen geben kannst. Die vermissen beide einen Teil ihrer Seele...«

Sieben war so fassungslos, daß die Konturen seiner Gestalt verschwammen.

»Paß auf dich auf«, mahnte Kypros. »Da haben wir's wieder. Details sind wichtig. Ich möchte hier nicht strenger sein als nötig, aber nimm mal an, Ma-ah passiert so etwas oder Josef.«

»Josef würde da schon irgendwie wieder raus kommen«, meinte Sieben.

»Und Ma-ah nicht?«

»Du willst mich bloß irritieren«, jammerte Sieben.

»Du mußt einen Tiefpunkt haben«, bemerkte Kypros trocken. »Überseelen weinen nicht.«

»Ich weine nicht. Ich jammere. Das ist ein Unterschied. Und warum sollten sie eigentlich nicht?« setzte er trotzig hinzu.

»Weil sie, wenn sie sich all ihrer Fähigkeiten bedienen, klarer sehen. Und wissen, daß es keinerlei Hindernisse gibt, nur die, an die sie glauben. Aber lassen wir das, jetzt beginnt Teil zwei des Examens. Es handelt sich um eine umfassende Lebenskomposition.«

Sieben gewann seine Fassung zurück.

»Du kannst zwischen Ma-ah und Proteus wählen«, erklärte Kypros. »Aber du mußt deine ganze Aufmerksamkeit auf einen der beiden konzentrieren und dich, so gut du kannst, mit der Person deiner Wahl identifizieren.«

»Das klingt nicht allzu schwierig«, meinte Sieben. »Aber ich habe das Gefühl, da ist etwas, das du mir verschweigst.«

»Das mußt du selbst herausfinden«, sagte Kypros. »Wen wählst du?«

»Nun, ich nehme an, es sollte Ma-ah sein, da ich zu ihr die schlechteste Verbindung habe. Also gut, ich wähle Ma-ah.«

»Denk daran, du mußt versuchen, dich so weit mit ihr zu identifizieren, wie du nur kannst«, mahnte Kypros. »Mit dem Teil von dir, aus dem sie hervorgegangen ist. Viel Glück, lieber Sieben.«

»Kypros, warte. Ich hab ne Menge Fragen!«

»Ach, du bist es wieder, alter Mann«, sagte Ma-ah. Sieben runzelte nur resigniert die Stirn. Kypros war verschwunden. Lydias Arbeitszimmer war verschwunden. Statt dessen hatte sich Ma-ah in ihrem Geistkörper draußen vor ihrer ewigen Höhe aufgepflanzt.

»Warum siehst du mich immer als alten Mann?« fragte er.

»Wenn du kein alter Mann bist, warum siehst du dann wie einer aus?« gab sie zurück.

»Ich sehe nicht aus wie ein alter Mann, das Ist der springende Punkt«, sagte Sieben.

Das Mädchen zuckte die Achseln. »Ist mir egal, ob du so aussiehst oder nicht, aber du könntest wenigstens freundlich sein.«

»Das versuche ich ja«, sagte Sieben irritiert. »Und da ich mich wohl hier eine Weile aufhalten werde, wünschte ich... Ach, vergiß es.« Großartiger Anfang, dachte er bei sich. Doch Ma-ah war schon in ihren Körper zurückgekehrt. Das einnehmendste Wesen der Welt hat sie auch nicht gerade, dachte Sieben und sah sich um. Der kalte Wind fegte vertrocknete Pflanzenreste an seinem Gesicht vorbei, und der Frost hatte die Klippen mit Reif weiß überzogen. Sieben seufzte. Und dazu lebte sie auch nicht

gerade im einnehmendsten Ambiente der Welt. Die Klippen ragten starr in den Himmel und gaben merkwürdig trockene Geräusche von sich, so als ob sie husteten. Sieben war für das Wetter unempfindlich, und er fand den Anblick, der sich ihm jetzt darbot, faszinierend. Er vergnügte sich damit, sich aus dem Tal zu dematerialisieren, um am oberen Rand einer Klippe wieder aufzutauchen, und den Ort von oben m Augenschein zu nehmen. Dann entsann er sich mit schlechtem Gewissen der Anweisungen Kypros : Identifiziere dich, soweit du kannst, mit Ma-ah, hatte sie gesagt. Offensichtlich hatte sie dabei noch einen Hintergedanken gehabt. Etwas verunsichert begab er sich zu Ma-ahs Höhle.

Sie schlief auf ein paar Fellen unter einem weiteren Fell, das ihr auch als Mantel diente. Ihr braunes, drahtiges Haar war verfilzt, aller Ausdruck war aus ihrem dunklen Gesicht geschwunden, was sie verletzlich und eher wie ein Kind aussehen ließ, als den zwanzig Erdenjahren angemessen, die sie nun zählte. Sieben stieß einen neuerlichen Seufzer aus: Kypros hatte recht, er hatte sich zu sehr auf Distanz gehalten. Unerklärlicherweise fühlte er sich plötzlich wie nie zuvor von Ma-ah angezogen.

Zugleich überkam ihn eine seltsame Mattheit.

Er sah Ma-ahs Gefährten, Rampa, neben ihr schlafen, spürte aber unversehens und erstaunlich nah dessen warmen Atem an seinem Gesicht. Auch seine Perspektive veränderte sich. Rampa lag jetzt neben ihm; er war in Ma-ahs Körper!

Wie merkwürdig es doch war, sich in einem ganz realen Körper niederzulassen! Das Mädchen war sich seiner natürlich nicht bewußt. Da er Ma-ah war und Ma-ah er, gab es keinen Konflikt. Aber bislang kannte sie sich nur als Ma-ah und ihn als alten Mann, den sie sah, wenn sie sich außerhalb ihres Körpers befand. Sieben war verwirrt. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Auf eine Weise lerne ich mich nun selbst besser kennen, indem ich sie kennenlerne, dachte er.

Doch ihm war unbehaglich zumute. Auf einen einzigen Körper beschränkt zu sein - das war etwas ganz anderes, als die Gestalt zu wechseln, wann immer man wollte, wie er es sonst tat. Dafür zu sorgen, daß der Körper dauernd funktionierte! Was das im einzelnen bedeutete - allein der Gedanke daran brachte ihn ins Schleudern. Natürlich war es seine Energie, die ihn aufrechterhielt, es war sein Funke, sozusagen, aus dem ihr Körper entstand und gewachsen, aus dem ihr Geist hervorgegangen war, aber...

Er stoppte diesen Gedankengang, bemerkte an sich eine äußerst merkwürdige Ambivalenz. Sich in einem realen Körper aufzuhalten war so... so intim. Er fühlte, wie sein Bewußtsein sich in alle Atome und Moleküle, diese gesonderten und doch miteinander verbundenen Bewußtheiten, schmiegte, war sich ihrer millionenfachen Vielzahl gewahr: turbulent, wie das Gesumme zahlloser Bienen, warm, zu nah, pochend. Für einen Moment fühlte er Angst, fühlte sich eingeschlossen.

Und perplex, fasziniert, wie magnetisch angezogen von dieser Erfahrung von Körperlichkeit. Noch nie zuvor hatte

er es sich gestattet, sich ganz und gar der Physis einer seiner Persönlichkeiten zu überlassen. Er war auch nie dazu eingeladen worden, und plötzlich kam ihm, daß noch viel mehr damit verbunden war. Jede Überseele hatte ihren ganz besonderen Charakter und ihre eigene Art, sich auf ihre Persönlichkeiten zu beziehen. Er war abenteuerlustig und hatte sich und seinen Persönlichkeiten ein paar große Herausforderungen auferlegt. Aber die Wahrheit war, daß er auch nicht allzusehr mit dem Ganzen zu tun haben wollte. Schlimmer noch, ihm kam der Verdacht, daß seine Persönlichkeiten auch ihn nicht mit Herausforderungen verschonten.

Wie jetzt zum Beispiel. Dieses vollkommene Verschmelzen mit Fleisch und Blut war irritierend; zugleich angenehm und unangenehm, und es wurde mit jeder Minute unangenehmer. Er fühlte sich... klumpig, wie zusammengepreßt, gefangen in einer komplexen, taumeligen Gestalt von Interaktion. Sieben hatte genug. Er sammelte sich und wollte sich erheben. Doch nichts geschah. Sein Bewußtsein war völlig intakt, es selbst und doch irgendwie durch Ma-ahs Körper verstreut. Es steckte in den Zellen und zuckenden Organen, eingeschlossen in labyrinthisch verschlungene Kammern aus Knochen und Blut.

Die linke Schulter des Körpers war kalt. Das war also Kälte. Er kannte die Bedeutung des Wortes, aber das Gefühl von zugigem, leerem Wind, der über nacktes Fleisch strich, war neu. Sieben spürte, wie sich die winzigen Härchen auf dem Arm krümmten, aufrichteten, steif wurden, so als wollten sie sich aus dem Fleisch

lösen. Ma-ah drehte sich plötzlich im Schlaf um, so daß die Schulter nach unten zu Hegen kam. Sofort wurden die Härchen wieder weich.

Sieben ächzte. Ma-ahs Augen waren geschlossener, und erschien nicht imstande zu sein, ein eigenes

Sehvermögen herzustellen oder sonst irgend etwas zu tun, außer die Realität durch ihren Körper zu erfahren.

»Kypros, das ist zu viel!« schrie er innerlich, aber es kam keine Antwort. Er - oder vielmehr Ma-ah - fröstelte. Er

wollte, wie schon zuvor, den Wind mildern, aber nun war er in Ma-ah eingekerkert und wie sie der Gnade des

Windes ausgeliefert. »Du könntest wenigstens den Wind abstellen«, beklagte er sich bei Kypros. Keine Antwort.

Sein erster Tag war unglaublich. Er erlebte durch die Körpersinne die Abfolge von Morgen, Mittag, Abend und

Nacht, wie Ma-ah es tat. Kein Mischen und Kombinieren von Zeiten und Jahreszeiten mehr. Er sah die Welt aus

ihrer Perspektive. Das heißt, er sah nur, was sie sah,

konnte aber die Ereignisse weiter auf seine eigene Weise deuten. Nie hatte er sich so begrenzt, so klein gefühlt. Er

vermochte Ma-ahs Tag nicht zu entfliehen, was immer er auch versuchte.

Schon am späten Nachmittag wurde es dunkel. Und

wieder kam Wind auf. Tief am Horizont begann der Mond

sein Leuchten. Ma-ah und Rampa beendeten ihr Mahl aus ein paar ganz besonders bitteren Wurzeln, die sie den Tag

über gesammelt hatten. Die Reste befestigten sie mit

einer Schnur aus zähen Pflanzen an ihren Hüften. Durch

Ma-ahs Augen spähend stellte Sieben fest, daß sie zu

weit von der Höhle entfernt waren, um sie noch vor

Einbruch der Dunkelheit erreichen zu können. Und die Kuppen hier ragten zu eben in die Höhe, um irgendeinen Schutz zu bieten. Der Körper war sehr kalt. Die Fellhäute rieben sich mit irritierender Regelmäßigkeit an der Haut, und die aus Häuten gefertigte Fußbekleidung war fast vollkommen durchgewetzt. Die Füße verloren jedes Gefühl, wie Sieben merkte.

Bisher hatten die Körperempfindungen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Noch nie hatte er ein solches Sperrfeuer von Reizen meistern müssen, ohne es nach Belieben abstellen zu können. Er hörte, was Ma-ah zu Rampa sagte, war aber so vertieft in die Empfindungen der Zunge und des Sprechens, daß er den Inhalt der Unterhaltung nicht mitbekam.

Wußte sie nicht, daß ihre Füße am Erfrieren waren?

Wußte sie nicht, daß ihr Körper Hilfe brauchte?

Dann, gleichsam als Antwort auf seine Fragen, gingen Ma-ahs Emotionen wie eine Lawine auf sein Bewußtsein nieder, nur daß sie damit sein Bewußtsein auslöschten. Er konnte noch spüren, wie es unter dem Ansturm plötzlicher Angst und Wut verschwand. Worte und Gefühle übersetzten sich sogleich in: »Es ist Rampas Schuld. Ich hätte nicht auf ihn hören sollen. Ich wußte, daß wir uns zu weit entfernten. Meine Füße! Und er humpelt.«

Sofort veränderte sich der Körper. Schultern und Mundwinkel sanken herab. Das Blut wurde an zu vielen Stellen zugleich gefordert. Der Bauch schwoh an, Gas sammelte sich. Sieben fühlte sich wie zerdrückt, bedroht bis hin zur Auslöschung. (»Zu Tode verängstigt«, würde Kypros später sagen.)

Er nahm sich zusammen, zog sich aus diesem Ma-ah-Labyrinth heraus. Irgend etwas wußte er, das wichtig war. Was war es? Verzweifelt versuchte er einen winzigen Ort der Stille herzustellen, eine Plattform, die ihn aus diesem Chaos heben würde. Er wußte, was zu tun war und wohin sie gehen mußten, wenn er sich nur erinnern konnte. Der Tumult aus Körpergeräuschen, Bewegungen und Emotionen hielt an. Aber Sieben hing sein Bewußtsein wie eine Spinne hoch oben im Gebälk irgendwo über diesem ganzen Chaos auf und brütete. Ma-ah schlurfte weiter. Sieben konnte nun ihre Stimme aus dem Gewirr von Vokalen, Silben, Gurgeltönen und Körpergeräuschen heraus hören. Er registrierte, was aus ihrem Innern kam und was seinen Ursprung im Außen hatte. Rampas Stimme, die von außen kam, beeinflusste ganz entschieden Ma-ahs Körperinneres. Wenn er sprach, löste das eine Vielfalt an gemischten Reaktionen in Ma-ahs Bewußtsein aus, und jede hatte ein sofortiges physisches Echo zur Folge. Ihre Gefühle stiegen und sanken in so abgehackten Rhythmen, daß Sieben für einen Augenblick glaubte, es sei das Auf und Ab der Schenkel beim Gehen. Aber er schaffte es, sich an sein kostbares Nest der Stille zu klammern und sich, so gut es ging, zu konzentrieren. Aus seiner Wachheit erwachsen fremdartige Energiegewebe. Er konnte sie spüren. Sie dehnten sich aus, bewegten sich hinaus in die Nacht, suchend. Schließlich deuteten sie ganz klar nach Südosten. Aber warum? Was wollten sie sagen? Sieben wußte nur, daß er ihnen folgen mußte.

Ihr Körper fiel zu Boden. Ohne zu wissen, wie, hob Sieben ihn auf und brachte ihn wieder zum Gehen. Dabei konzentrierte er sich weiter. Was war es, das er gewußt und vergessen hatte?

Die Gewebe aus Licht gerieten wieder in Bewegung. An einer bestimmten, nicht allzeit entfernten Klippe flossen sie ineinander. Und plötzlich wurde der Fels für Sieben durchscheinend. In seinem Innern nahm er Licht, Ferne und Aktivität wahr und mühte sich, mit dem Problem, das sich ihm nun stellte, fertig zu werden. Er wußte, daß er Rampa und Ma-ah zu diesem Fels bringen mußte.

Er versuchte, Ma-ah auf geistigem Wege zu signalisieren: »Ma-ah, Ma-ah. Hier entlang.« Nichts. Sie schlurfte weiter, frustriert, frierend, den Tränen nah. Sieben konnte das Gefühl von Vergeblichkeit kaum ertragen; er fürchtete, in den Tumult ihres Körpers und ihrer Emotionen zurückzufallen. Er kämpfte um Kontrolle, spürte, wie sein Bewußtsein abrutschte und seine hart errungene Isolierung verlor. Er war Ma-ah.

Wir müssen zu diesem Fels kommen, dachte Ma-ah hektisch. Sie gab Rampa ein Zeichen. Sie hatte sich schon den ganzen Tag über so merkwürdig verhalten, daß er, teils aus purer Erschöpfung, teils aus Überraschung darüber, daß sie sich ihrer Sache so sicher schien, sofort zustimmend nickte. Ma-ah biß entschlossen die Zähne zusammen. Gleichzeitig fragte sie sich, warum dieser Fels so wichtig war, und woher sie wußte, daß sie ihn unbedingt erreichen mußten.

Als sie schließlich dort anlangten, sanken beide gegen das Gestein. Ma-ah weinte vor Ärger. Was immer sie sich

dabei gedacht hatte, dieser Stein war völlig glatt, und keine Spalte bot Unterschlupf. Die Enttäuschung ließ sie schwanken. Sie war zu müde, um auch nur einen Schritt weiterzugehen. Ihre Gedanken verwirrten sich, wurden zu Schemen. Sieben fand sein Bewußtsein wieder einmal irgendwo in Ma-ah schwebend, aber doch immerhin von dem ihren getrennt. Prüfend richtete er den Körper auf, öffnete dessen Augen und tastete den Fels mit dessen Händen ab. Für diese Sache, schon gar unter den gegenwärtigen Umständen, brauchte er die Empfindsamkeit der Hände.

Ma-ahs Finger fanden die Stelle, nach der Sieben suchte, und die Tür, die er kannte, öffnete sich. Sieben schob den Körper hinein. Von innen konnte er Rampas Körper nicht in Bewegung setzen, und Rampa schien nicht in der Lage, selbst viel zu tun. Schlimmer noch, Sieben wußte, daß sich die Tür in wenigen Sekunden von selbst schließen würde. Und seine eigene Energie war alles andere als stabil. Den einen Moment war alles leuchtend klar, den nächsten trübte sich sein Bewußtsein.

Sieben schrie: »Rampa!« Die Worte kamen aus Ma-ahs Mund, mit ihrer Stimme. Rampa hob den Kopf, rappelte sich mit letzter Kraft auf und kroch zu ihr. Kaum war er drinnen, schloß sich die Tür.

Von jenem höheren Punkt des Bewußtseins aus dachte Sieben übermütig: Für diesen Teil des Examens sollte ich eine Eins kriegen, um sich gleich darauf verwirrt zu fragen, was er damit gemeint hatte.

Kapitel 4

Proteus' Abstieg zur Erde

Solange er denken konnte, hatte Proteus sich von der Erde stark angezogen gefühlt, ein Gefühl, das praktisch niemand mit ihm teilte. Keiner seiner Schulfreunde zeigte auch nur das geringste Interesse an diesem Planeten, und nur selten kam die Sprache auf ihn, wenn sie an den langen Nachmittagen in ihren Wohnmodulen beim Fernsehunterricht saßen und in den Debattierstunden per Monitor miteinander schwatzten.

Wenn sie sich darüber unterhielten, was sie nach dem Unterricht draußen tun würden, schien sich keiner von ihnen dessen bewußt zu sein, daß dieses Draußen gar kein echtes Draußen war. Gewiß, die Kunststoffbäume waren natürlichen Bäumen nachgebildet, und ihre Schatten waren real. Doch der stets erleuchtete innere Himmel unter der Kuppel war nie von wirklich strahlender Helligkeit; Schatten waren eigentlich nicht nötig, sie machten sich nur gut. Es flogen auch keine Vögel von Ast zu Ast. Und ganz gleich, wie gut die Bäume gewartet wurden, auf Proteus wirkten sie nichts als künstlich. Manchmal hatte er das Gefühl, etwas Besseres gekannt, in irgendeiner vergessenen Vergangenheit echte Bäume erlebt zu haben und sich nie wieder mit falschen zufriedengeben zu können. Was natürlich nicht möglich war.

Die schwebenden Städte wurden von elektronischen Systemen an ihrem Standort gehalten. Sie korrigierten automatisch jede Abweichung von ihren Koordinaten, die durch festgelegte Punkte auf der Erde bestimmt waren. Keiner, der hier lebte, erinnerte sich an Zeiten, in denen noch eine nennenswerte Anzahl von Menschen auf der Erde existiert hatte. Und nie hatte es echte Bäume in den überkuppelten Citykomplexen gegeben. Trotz allem träumte Proteus oft von der Erde, so wie sie einst gewesen war. Und er empfand Wut, wenn er daran dachte, wie man mit ihr verfahren war. Sie hatten sie einfach im Stich gelassen, aufgegeben. Er fing an, alle Filme zu verschlingen, derer er in der umfangreichen Videothek habhaft werden konnte. Oft blieb er heimlich nachts auf und sah sich die Filme bis zum frühen Morgen an.

Mit seinen wachsenden Kenntnissen wuchs auch seine Erregung. Da gab es verschiedene Außenposten auf der Erde, archäologische Fundstätten und Ausgrabungen, verschiedene wissenschaftliche Einrichtungen und, so vermutete er, vielleicht ein paar Kommunen, die wieder im Einklang mit der Natur leben wollten und es irgendwie schafften, der Satellitenüberwachung zu entgehen. Dieser Sache konnte er sich nicht sicher sein, wie er sich immer wieder sagte, aber die Möglichkeit bestand.

Schon vor Wochen hatte er begonnen, Vorräte zu horten. Sein Vorhaben vor seiner Mutter zu verbergen, war kein Problem. Sie hatte einen Posten in der Administration und kam im Laufe einer sechsmonatigen Periode nur an wenigen Wochenenden heim, Schwieriger war es, seinen

Plan vor seinem ständig anwesenden Vater geheimzuhalten. Doch Mithias war Gruppenvater und mit der Aufsicht über etwa dreißig Jungen und Mädchen beschäftigt, deren Unterricht und durchgeplante Aktivitäten er am Monitor überwachte. Proteus wurde stets wütend, wenn er seinen Vater so arbeiten sah. Warum konnte der Unterricht nicht wie in früheren Zeiten in einem großen Schulmodul abgehalten werden?

An diesem Nachmittag hatte Proteus allerdings nur noch einen Gedanken. Jeden Dienstag gingen er und sein Freund Grek wandern, etwas, das fast jeder gern tat, schon um die Entwicklung von Muskeln und Bewegungsapparat zu fördern. Doch an diesem Dienstag würde alles anders sein. Proteus glaubte, daß Grek seine Aufregung sofort spüren würde, egal wie gut er sie zu verbergen versuchen würde. Aber Grek trabte neben ihm her und schwatzte wie üblich über Alltägliches.

Proteus kam alles, was er selbst tat oder sagte, gekünstelt und verdächtig vor. Immer wieder sah er Grek von der Seite an, sicher, sich verraten zu haben. Doch Grek konnte offensichtlich weder an diesem Tag noch an Proteus irgend etwas Ungewöhnliches entdecken. Wie üblich hatten sie ihren Lunch mitgebracht. Aus reiner Nervosität schlug Proteus ein Wettessen vor.

So liefen sie lärmend und lachend die Straßen entlang und warfen so geschwind wie möglich ihre Lunchpillen (LPs) ein. Jeder von ihnen hatte zwei Protein-Basispillen (PBs), zwei Kohlehydrat-Einfachpillen (KEs) und eine Aminosäure-Ergänzungspille (ÄSE). Proteus, der ein schlechtes Gewissen hatte, weil er Grek seine Pläne

verheimlichte, ließ den Freund gewinnen, doch mit jeder Minute nahmen seine Schuldgefühle zu.

Es ist ein dummes Spiel, dachte er. Es würde das letzte Mal sein, daß er seine LPs so lässig hinunterschlucken konnte, ohne sich Gedanken um Nachschub machen zu müssen. Hatte er genug gehortet? Er glaubte schon.

Trotzdem...

»Bist du heute aber still«, sagte Grek.

»Ach, es ist immer dasselbe«, erwiderte Proteus. »Es deprimiert mich, auf diesen Straßen herumzulaufen, obwohl ich weiß, daß das nichts bringt. Und ich wünsche mir immer wieder, daß wir Jungen die gleiche Ausbildung bekämen wie die Mädchen, daß wir auch schon, wenn wir jung sind, in Geschäftsleben und Politik eingeweiht würden und lernen könnten, wie es in der Welt zugeht. Wenn wir Mädchen wären, würden wir jetzt was Richtiges studieren und nicht nur zusehen, wie unsere Väter die Wohnmodule managen, oder irgendwelche unwichtigen, banalen Sachen lernen.« Insgeheim war Proteus überrascht, wie normal er in seiner Unzufriedenheit klang, denn eigentlich redete er nur, um etwas zu sagen. Aber diese Probleme waren nun nicht mehr seine. Seine nicht. Ein paar Jungen kamen auf Aeroskiern vorbei. Ein Mann saß auf der Veranda seines Moduls, sein Gesicht ausdruckslos. »Sieh dir den an«, sagte Proteus. »Er sieht genauso künstlich aus wie die Bäume. Na ja, nicht ganz. Mein Vater kennt ihn. Er hat genausoviel Verantwortung wie alle anderen hier auch, aber das ist eben nicht genug. Er ist für die Regenregulierung zuständig, aber da das alles sowieso computergesteuert...«

»Ach, fang nicht wieder damit an«, protestierte Grek.
»Mein Vater sagt, du wirst noch mal echte Schwierigkeiten kriegen. Du bist immer so verdammt unzufrieden.«
Proteus prustete los. »Wenn du wüßtest - ich meine, das ist echt witzig! In was für Schwierigkeiten kann man denn hier schon geraten?«
»Ich weiß auch nicht«, sagte Grek unsicher.
»Ich sag's dir. In keine.« Um Grek abzulenken, redete Proteus unermüdlich weiter und überdachte gleichzeitig noch einmal seine Pläne für die letzten Minuten. Seine Nervosität nahm zu, jetzt, da die Zeit für den letzten Schritt immer näher rückte. Grek würde bald zur Rückkehr mahnen. Wie üblich wurden sie beide zum Abendessen zurück erwartet, und sie waren nun schon zwei Stunden unterwegs. Es war jetzt fast sechs Uhr. Würde er sich nach seinem Vater sehnen? Nach Grek? Konnte er Grek nicht irgend etwas andeuten, ohne sich zu verraten? Etwas, an das sich Grek später erinnern würde?
»Grek... wir sind doch Freunde, nicht wahr? Schau, ich mag dich sehr gern...«
Grek blieb stehen und starrte ihn an. »Wozu sagst du das? Natürlich sind wir Freunde.«
»Ich weiß es nicht.« Proteus hätte lachen und weinen mögen. Er wollte sein Vorhaben geheimhalten und es doch auch laut in die Welt hinaus posaunen. Dann fing er sich wieder - er brauchte zwei Stunden Vorsprung. Er mußte zu der Rampe kommen, die er ausfindig gemacht hatte. So sagte er beiläufig: »Laß uns heute mal auf verschiedenen Wegen nach Hause gehen.«

Er blieb stehen und blickte sich um, so als wollte er sich seinen Weg aussuchen. In Wahrheit warf er einen letzten langen Blick auf diese Stadt, in der er Zeit seines Lebens gewohnt hatte. Wohnmodul an Wohnmodul, so weit das Auge reichte. Jeder Komplex eine Nachbildung der Urbanistik, wie es sie einst auf der Erde gegeben hatte, so perfekt, wie Kunst und Wissenschaft es eben vermochten. Jede Stadt war im Stil einer bestimmten Epoche gehalten. Dies hier war Amerika im neunzehnten Jahrhundert. Er selbst wohnte im Ohio-Block.

»Wir gehen doch immer denselben Weg zurück«, wandte Grek ein.

»Ich weiß, aber unser Wettessen hat mich auf eine Idee gebracht. Nehmen wir jeder eine andere Strecke und sehen wir, wer zuerst bei meinem Modul ankommt. Ich nehme die Straße einen Block weiter links und du einen weiter rechts. Ist nur ein Vorschlag ...« Proteus wußte, daß Grek zustimmen würde. Jede Art von Herausforderung war willkommen.

»In Ordnung. Auf die Plätze, fertig, los!« schrie Grek. Er spurtete los, ohne sich noch einmal umzudrehen. Für einen Moment stand Proteus wie angewurzelt. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Grek so schnell losrennen würde, daß keine Zeit mehr bleiben würde für irgendeine Geste, ein heimliches Lebwohl. Grek verschwand um die Ecke. Proteus rannte nun selber los, schneller und schneller und nur ab und zu verschlaufend.

Das leicht federnde Material des Gehsteigs gab bei jedem Schritt ein wenig nach, was ihm das Gefühl zusätzlicher Beschleunigung gab, so als könnte er jeden Moment über

die Baumwipfel abheben. Seine Füße waren merkwürdig kalt, obwohl die Lufttemperatur konstant auf dreiundzwanzig Grad gehalten wurde, und sein Herz raste, als er schließlich an dem zwei Kilometer breiten Gürtel aus künstlichen Bäumen und Wiesen ankam, der den Citykomplex umgab.

Überall waren ordentlich Bänke aufgestellt, jede mit einem Busch und einem Topf künstlicher Pflanzen drappiert. Jetzt, zur Abendessenszeit, ließ sich hier niemand sehen. Einige der Blüten wurden schon brüchig. Wissenschaftler arbeiteten an einem neuen Material, das sich selbst reproduzieren oder zumindest reparieren konnte, damit alles noch natürlicher wirkte. Proteus fragte sich, ob er wohl je zurückkommen würde, und wenn ja, ob wohl dieses neue Plastik-»Leben« dann das alte ersetzt hatte. Eine Woche zuvor hatte er vorsichtig ein Stück von dem »Gras«- Boden abgelöst und in einer kleinen Grube seine Überlebensausrüstung und Vorräte deponiert. Jetzt holte er sie eiligst heraus. Um sieben, wenn die Tageslichter automatisch auf minimale Beleuchtung geschaltet wurden, würde es dunkel sein. Ein leichtes Gefühl von Panik pochte hinter seiner Stirn. Er ignorierte es, betätigte den Aufblasmechanismus seiner Aeroskier, packte sich seinen Vorrat auf den Rücken und glitt durch die stille Luft. Seine Skier reagierten auf die Luftströmung. Sie waren eine Anfertigung speziell für Jugendliche und erlaubten nur eine Höhe von eineinhalb Metern, aber er kam schnell genug voran.

Er war jetzt zu sehr in Eile, um wie sonst das Aeroskilaufen zu genießen, aber seine Liebe zu diesem

Sport machte sich nun bezahlt. Sehr geschickt glitt er über die weichen Wirbel und Wellen reguliert sinkender und sich hebender Luftströmungen. Die Skier machten fast fünfzig Kilometer die Stunde. Das Licht wurde nun allmählich gedämpfter, wurde Zwielight. Die Dämmerung würde fünfundvierzig Minuten anhalten. Bei diesem Licht fiel er weniger auf, als es bei vollem Tageslicht der Fall gewesen wäre. Doch selbst wenn ihn jemand bemerken sollte, so war er einfach nur ein Junge beim Aeroskilaufen - sofern man nicht auf seine Richtung aufmerksam wurde. Denn er entfernte sich immer weiter von der Stadt.

Nach einer halben Stunde hatte er sein Ziel erreicht. Er glitt zu Boden, ließ die Luft aus den Skiern und schlang sie sich um die Hüfte. In diesem Augenblick wurde der innere Himmel auf Nachtlicht geschaltet. Er hatte Monate gebraucht, um den Rampeneingang zu entdecken, zu dem er nun noch etwa zehn Minuten laufen mußte. Außer der Wartungsmannschaft kam niemand hierher. Auch hatte man keine Anstrengungen unternommen, das Gelände zu verschönern. Nur einige geduckte, graue Kunststoffgebäude standen herum. Kein Laut war zu hören. Er erreichte den Rampeneingang. Nirgendwo eine Wache. Ohnehin wurde die Rampe nur von weiblichem Personal benutzt.

Plötzlich verhielt Proteus unsicher. Grek würde sich bald wundern, wo er abgeblieben war. Sein Vater würde sich Sorgen machen. Sollte er umkehren, solange er noch konnte? Seine Augen brannten. Jungen waren nur selten zur Aufnahmeprüfung für Historisches Training zugelassen, da es sich um ein weibliches Fachgebiet

handelte - sein Vater sagte, die Frauen arbeiteten an einer neuen Geschichtsschreibung -, er hatte es aber trotzdem probiert und war durchgefallen. Wäre er aufgenommen worden, hätte er wohl nie den Entschluß gefaßt, auf eigene Faust die Erde zu entdecken. Er hätte sich mit den Archiven zufriedengegeben.

Wie ein warmer Strom kehrte bei diesen Gedanken seine Entschlußkraft zurück. Er stand über der Einstiegs Luke. Mühelos hob er sie an - sie war für zartere Frauenhände konstruiert - und zog sie dann von innen wieder zu. Vorsichtig kletterte er schummrig beleuchtete Stufen hinunter.

Seine Schritte hallten im Aluminiumtunnel wider. Seine Kopfhaut prickelte, in seinen Ohren war nichts als Dröhnen. Angenommen, nur mal angenommen, der untere Ausgang war verschlossen und jemand verriegelte inzwischen auch den oberen Eingang? Du benimmst dich wie ein verängstigtes Kind, rief er sich selbst verärgert zur Vernunft. Die Rampen reichten nur etwa hundert bis zweihundert Meter in die Tiefe, wie er wußte, und doch schien es ihm, als nähmen die Stufen kein Ende.

Es gab noch andere Rampen, die meisten von ihnen dienten aber zum Transport von wissenschaftlichem Gerät, außerdem kannte er deren Startzeiten nicht. Deshalb hatte er eine Rampe für den gelegentlichen allgemeinen Gebrauch ausgewählt, die nur ein paarmal im Jahr inspiziert wurde. Ihn überfiel der Gedanke, daß es, falls er hier aus irgendwelchen Gründen nicht mehr herauskäme, lange dauern würde, bis ihn jemand fand...

Der Abstieg war unangenehm und schier endlos. Das Herumtasten in der unter der Stadt in den Raum hineinragenden riesigen Rampe gab ihm das Gefühl, eines dieser urzeitlich anmutenden Insekten zu sein, die er in Filmen gesehen hatte. Vielleicht macht mir aber auch nur das Wissen zu schaffen, daß mich jeder Schritt dem Ende der Rampe näher bringt, dachte er.

Zweimal legte er eine kurze Pause ein, stützte sich am Geländer ab und ließ seine Ausrüstung auf die Stufen gleiten. Immer wieder kam ihm sein Vater in den Sinn, der inzwischen sein Verschwinden bemerkt haben mußte und bestimmt in diesem Moment Grek ausfragte.

Um sich zu beweisen, daß es ihm nichts ausmachte, hastete er nun die Stufen hinunter. Das Echo seiner Schritte hallte noch lauter. Dann endete die Treppe. Auf einer schmalen Tür stand: »Ausgänge Außenraum«. Auf seine Berührung Öffnete sie sich automatisch und schloß sich dann wieder hinter ihm. Er durchquerte einen mit verschiedenen Apparaturen bestückten länglichen Raum und ging durch eine zweite Tür.

Proteus schluckte. Wenn er sich nicht irrte, befand er sich nun in einem der nur selten benutzten, atomar betriebenen Himmelslifte unterhalb der schwebenden Stadt, und nichts war mehr zwischen ihm und der Erde außer sieben Meilen leerem Raum. Er sah sich in dem kleinen, kugelförmigen Gehäuse um. Er hatte es geschafft - die Kontrollanzeigen an der Wandkonsole sagten ihm, daß es sich um einen Lift handelte. Aber angenommen, er konnte ihn nicht starten?

Plötzlich setzte ein surrendes Geräusch ein, ein seltsames Dröhnen. Proteus hielt den Atem an. Sein Eintreten mußte den Startmechanismus aktiviert haben. Sein Gewicht, seine gesamten Körperdaten wurden nun vermutlich in die Minicomputer eingespeist, die den Abstieg zur Erde steuerten. Ein rotes Licht leuchtete auf und dazu drei Anzeigen. AUTOMATISCHER FALL, PAUSE FÜR INSTRUKTIONEN und WARTESTELLUNG.

Das Gefährt begann sanft zu vibrieren. Proteus schluckte, drückte auf AUTOMATISCHER FALL und schloß ganz fest die Augen. Sein Magen hob sich. Sein Kopf wurde mit einem Ruck nach hinten geschleudert. Der Lift löste sich aus seiner Verankerung und begann zu sinken.

Proteus riß die Augen auf. Im Kapselinnern wurde das Licht allmählich gedämpft. Eine Anzeige leuchtete auf: 35000 Fuß.

Ihm schwindelte etwas, denn ihm wurde klar, daß einen Plan zu fassen und ihn auszuführen zwei völlig verschiedene Dinge waren. Hier war er, allein im leeren Raum, ohne Aufenthalt sinkend, fort von der einzigen Welt, die er kannte.

Auf einer Seite des Lifts befand sich ein Fenster. Proteus bückte hinaus und konnte kaum glauben, was er sah. Eine helle Leere erstreckte sich um ihn herum, ein endlos blauer Himmel, durch den er sank. Dann blickte er hinunter, entsetzt, denn unten türmten sich Berge schwarzgrauer Wolken, schwer und drohend, wie ein unebener Boden in ständiger Bewegung, auf dem der Himmelslift ganz gewiß zerschellen würde. Verzweifelt sah er nach oben, wo die schwebende Stadt allmählich in

Dunkelheit verschwand. Konnte er den Lift auf halber Strecke umkehren lassen? Er studierte die Kontrollanzeigen. Nein, dachte er. So wenig er auch wußte, er war sich doch sicher, daß eine Umkehr unmöglich war.

Dreißigtausend Fuß. Wieder bückte er nach unten, überrascht, denn als er sich nun den Wolken näherte, taten sich wie durch Zauber Löcher auf. Er hatte nie zuvor Wolken gesehen - keine natürlichen -, nur die drei gezähmten Wölkchen, die mit dem fünfzehnminütigen Regen vorbei schwebten, aber er wußte von ihrer Existenz. Kein Film hatte auch nur annähernd wiedergeben können, wie sie wirklich waren. Unwillkürlich stieß er Schreie der Verwunderung aus, als der Lift durch ein Wolkenloch sank. Er rang nach Luft - die Wolken machten Platz, als täten sie es freiwillig. Die Wolken wußten. Sie sind lebendig, dachte er, sie sind wie Kreaturen des Himmels. Von allen Seiten schienen sie herbeizueilen, um ihn zu sehen.

Proteus stand da wie festgenagelt, die Hände gegen das Fenster gepreßt. Was dachten diese Himmelskreaturen wohl, während er an ihnen vorbei sank? Dann, plötzlich, wurden sie dünner, durchsichtiger, zogen sich zurück, flohen, als hätte sie etwas erschreckt. Und wieder schrie er auf, denn jetzt rundete sich die Erde vor ihm. Und dort, an ihrem Rand, erhob sich die Sonne und versprühte Lichtstrahlen, unglaublicher, als er sie je gesehen oder sich hatte vorstellen können. Diese ungeheuer schimmernde Leuchtkraft...

Rasch warf er einen Blick auf die Kontrollanzeigen und bückte dann wieder wie gebannt hinaus. Zwanzigtausend Fuß. Der Erdboden, die Oberfläche der Erde tauchte plötzlich auf. Riesige Farbflecken wurden sichtbar, einige dunkel, fast blauschwarz - echte Schatten einer echten Sonne! -, und einige so leuchtend hell, daß seine Augen schmerzten. Seine Erregung steigerte sich, je tiefer der Lift sank. Die Berge glichen riesigen Zähnen, die aus einem offenen Maul ragten. Er würde auf einer vollkommen flachen Ebene landen, dem Grund dieses »Mundes«. Er hielt den Atem an, als der Lift unterhalb des Horizonts in die Schatten eintauchte und der Boden ihm entgegen stürzte.

Die Fahrt verlangsamte sich, der Lift stoppte, war gelandet. Die Tür- unmöglich - öffnete sich. Ein Licht blinkte auf: WARTEN AUF INSTRUKTIONEN. Zwei Anzeigen: WARTESTELLUNG, AUTOMATISCHE RÜCKKEHR. Proteus biß sich auf die Lippen. Wenn er es nur wagen könnte, den Lift in WARTESTELLUNG zu lassen, nur für alle Fälle. Wie gut zu wissen, daß ich zurückkehren kann, wenn ich will. War der Lift erst wieder weg, dann waren alle Verbindungen zu seinem Zuhause abgeschnitten. Nein, das Verschwinden des Himmelslifts durfte nicht bemerkt werden. Mit zitternder Hand drückte er den Knopf: AUTOMATISCHE RÜCKKEHR. Dann verließ er schleunigst die Kapsel, voller Angst, das Gefährt könnte abheben, bevor er draußen war. Er betrat eine kleine Rampe, eilte von neuem Stufen hinunter und tat seinen ersten Schritt auf den Erdboden.

Der Himmelslift erzitterte, vier kleine Antriebsraketen zündeten und ließen ihre hungrigen Flammen heraus lecken. Die Kapsel hob ab, ein wenig schaukelnd, und begann langsam und sicher ihren unaufhaltsamen Aufstieg. Proteus hatte ein Gefühl, als hätte er für immer alles verloren. »Leb wohl!« schrie er. Dann drehte er sich entschlossen um.

Auf den ersten Blick war das, was sich seinen Augen bot, furchterregend. Instinktiv sah er nach oben. Jetzt, da alles über ihm war, da kein Himmel ihn schützend umschloß, fühlte er sich unbehaglich. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne flammten über die steinige Ebene, die erst weit in der Ferne an hoch aufragenden Hügeln ein Ende erkennen ließ. Die Strahlen taten seinen Augen weh, aber mehr noch, er war nicht vorbereitet auf diese spektakuläre offene Weite, in der er sich plötzlich klein und verletzlich vorkam. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich so unbeschützt gefühlt.

Wieder blickte er nach oben, diesmal in die andere Richtung. Die Liftkapsel stieg empor, wurde mit jeder Minute kleiner... kostbarer... und sah nun aus wie ein Ballon. Bald würde sie überhaupt nicht mehr zu sehen sein. Ihr nachblickend dachte Proteus an die schwebende Stadt, zu der das Gefährt nun zurückkehrte. Fast sehnte er sich nach der schützenden Geborgenheit dieser Kunststoffblase.

Seine Haut prickelte. Die Luft hier war... ungebändigt, unkontrolliert, immer wieder anders. Überraschend weich drängte sie gegen sein Gesicht, gegen seinen ganzen Körper, stupste ihn sanft. Sie fühlte sich lebendig an.

Ebenso der Boden, der aus einem Wirrwarr von Sandkörnern, Steinen und kleinen Pflanzen zu bestehen schien. Das Gehen auf dieser unebenen Oberfläche war eine so überraschende Erfahrung für ihn, daß er sich nach einem Moment fast fürchtete, seinen Weg fortzusetzen, und wie angewurzelt stehenblieb. Dann ging er schwankend weiter. Die Steine taten seinen Füßen weh, und ihm wurde klar, daß seine Schuhe im Nu völlig durchgescheuert sein würden. Die Sonne näherte sich weiter dem Horizont.

Wie viele Menschen wohl noch auf der Erde sein mochten? Plötzlich fühlte er sich tapfer, heroisch, Erregung überkam ihn. Seine Mutter hatte ihn einmal auf eine Geschäftsreise zum Mond mitgenommen, aber der Mond war in seinen überkuppelten Bereichen zivilisiert und ziemlich mondän. Die Erde war anders. Sie war primitiv, real. Auf seltsame Weise hatte er das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.

Die Aeroskier würden seine Schuhe und Füße schonen, bis er sich an das Wandern auf der Erdoberfläche gewöhnt hatte. Er bestätigte den Aufblasmechanismus und hob ab, flitzte knapp über den Felsbrocken und Steinen dahin. Aber schnell geriet er in Schwierigkeiten. Zu spät wurde ihm klar, daß die Skier für die relativ gleichmäßigen Luftströmungen innerhalb der überkuppelten Stadt konstruiert waren. In dieser schwankenden Luftströmung war ein glattes Dahingleiten unmöglich. Im Versuch, Kurs zu halten, sah er nach unten. Dies war also Sektion sieben! Die gesamte Erdoberfläche war heutzutage auf diese Weise unterteilt, nur die Archäologen

und Historikerinnen konnten die alten Namen noch mühelos herunterrattern. Er wünschte, er wüßte, wie sein Landeplatz ehemals geheißen hatte. Irgendwie fand er es traurig, daß er es nicht wußte.

Er kramte in seinem Gedächtnis, doch es fiel ihm nur ein Name ein... Kypros. Er glaubte sich aber zu erinnern, daß eine Insel diesen Namen getragen hatte, nicht eine große Landmasse. Aber ein Name war ein Name und besser als keiner. Seine Skier schwankten in einem plötzlichen Luftwirbel, er merkte aber, daß er mit diesen ungewohnten Luftströmungen allmählich zurechtkam. Fast beschwingt glitt er Über einen ziemlich heftigen Wirbel und schrie hinunter: »Land, ich taufe dich Kypros!«

Dann bemerkte er, daß die Sonnenstrahlen verschwanden. Zwar brauchte er keinen geschützten Ort, um sein Wohnmodul aufzustellen, aber der Gedanke, in diesem offenen, weiten Gelände übernachten zu müssen, machte ihm angst, Hoffnungsvoll suchte er die Hügel ab - wenn er sie nur erreichen konnte, bevor die Nacht einbrach - die wirkliche Nacht - ohne die sanfte Beleuchtung der schwebenden Stadt, Er versuchte, nicht an die Nacht der alten Erde zu denken, wie sie in den Berichten, die er gelesen hatte, beschrieben worden war. Zum erstenmal fragte er sich, wie viele Meilen die felsigen Hügel wohl von - nun, von Kypros entfernt sein mochten.

Kapitel 5

Überseele Siebens Kurzurlaub

Immer wieder waren es seine Plattformen, die Sieben aus dem tiefen Brunnen von Ma-ahs Erfahrungen retteten - und ihn doch nicht davor bewahrten, immer wieder abzustürzen. Seine Eigenständigkeit schwand dahin, und in seinen klaren Momenten dachte er, daß das ungerecht sei. Kypros ging zu weit. Dieser Examensteil war, gemessen an seinem Entwicklungsstadium, zu schwer. Er würde jämmerlich scheitern, wenn er sich nicht sogar ganz und gar in Ma-ah verlor, falls so etwas möglich war.

Die einzigen Male, die er es fertigbrachte, wieder er selbst zu sein, waren jene Augenblicke, in denen er von einer seiner anderen Persönlichkeiten gebraucht wurde, oder wenn Ma-ah auf direkte Weise seiner Hilfe bedurfte. So war er, in Ma-ah versunken, wie er dachte, plötzlich Proteus' Abstieg zur Erde gewahr geworden. Rasche und klare Bilder von seiner Landung auf der Erde kamen ihm, und einmal überblickte er die ganze Landschaft von einer von Proteus' Skispitzen aus. Was, zum Teufel, hat der denn vor, fragte sich Sieben irritiert.

Und wie erging es Josef und Lydia, während er hier in Ma-ahs Körper In der Falle saß? (Wie anders hätte er es bezeichnen sollen?) Ma-ah jedenfalls schien auf Schritt und Tritt seine Hilfe zu benötigen. Wenn er Ma-ah war, fühlte er die ganze Wucht ihrer Angst und Unsicherheit,

ohne Nutzen aus seinem eigenen, überlegenen Wissen ziehen zu können. Und diese Angst drohte ihn zu verschlingen. Er mußte sie aus dieser Angst herausholen, wurde ihm plötzlich klar. Nur wenn sie sich davon freimachte, würde auch er freikommen.

Eigentlich war sie ja eine ziemlich aggressive und unabhängige Persönlichkeit, aber wenn sie Angst hatte, vergaß sie alles, was sie wußte. So zum Beispiel gestern - war es gestern? -, als man sie gefunden hatte. Die Männer, die sie aufgestöbert und mitgenommen hatten, sahen völlig anders aus als alles, was Ma-ah und Rampa an Menschen bislang gesehen hatten, und das versetzte sie in Angst und Schrecken.

Man hatte sie durch diesen Gang geführt zwischen Reihen von lodernden Fackeln hindurch, die in Wandnischen befestigt waren, und Ma-ah hatte einen Schrei ausgestoßen. Sie und Rampa fürchteten sich vor Feuer, wie Sieben entdeckte. Beide schreckten sowohl vor den Flammen wie vor den an den grauen Felswänden tanzenden Schatten zurück. Ihre Häscher - oder Retter? - waren, legte man Lydias Maßstäbe zugrunde, etwa zwei Meter siebzig groß, im Unterschied zu Ma-ahs Einssechzig und Rampas Einsfünfundsiebzig. Abgesehen davon trugen die Männer Roben in leuchtenden Farben, die ganz offensichtlich nicht aus Häuten gefertigt waren. Sieben wußte, daß er einige Informationen über diese Leute hatte, aber Ma-ahs Emotionen blockierten sein Bewußtsein. Sie befanden sich nun in einer Höhle, und Ma-ah starrte an die Wand und schwatzte mit Rampa; beide fragten sich, ob oder wann sie wohl freigelassen

würden. Gerade hatten sie die letzten Wurzeln verzehrt, die sie sich aufgehoben hatten.

Hoch über ihnen brannte eine Fackel. In der Deckenmitte befand sich eine Öffnung. Die Angst der beiden hatte sich etwas gelegt. Man hatte sie schon seit Stunden sich selbst überlassen. Die Tür, die den Höhleneingang verschloß, war nicht zu öffnen, aber ansonsten konnten sie sich ungehindert bewegen. Etwas ermattet ließ Sieben sein Bewußtsein wieder nach oben wandern. Durch Ma-ahs Augen entdeckte er plötzlich Bilder an der Höhlenwand. Für ihn waren sie sichtbar, für Ma-ah, die nicht darauf achtete, nicht. Wie merkwürdig, dachte er kurz, da es doch schließlich ihre Augen waren, durch die er blickte. Die Bilder waren zunächst nur schemenhaft undeutlich zu erkennen, wurden dann aber klar, zart und lebendig. Für Sieben, nicht für Ma-ah, verschwand die Wand, so als existierte sie gar nicht.

Ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden, hatte Lydia gerade einen geistigen Hilferuf ausgesandt. Die Seitenwand des Wohnmobils schwamm vor ihren Augen, und sie wußte, was das bedeutete. Lawrence saß am Steuer. Sie hatte an dem kleinen Tischchen gelesen, das an der Trennwand hinter dem Fahrersitz befestigt war. Ihre schmale, knochige Hand ruhte auf der Buchseite und begann nun plötzlich und ohne Vorwarnung zu zittern. Wieder ein... kleiner Schlaganfall. Rasch, solange sie noch dazu imstande war, setzte sie sich so zurecht, daß sie nicht vom Stuhl fallen konnte. Sie würde Lawrence nicht rufen, auf keinen Fall. Er sollte nichts davon mitkriegen und einfach weiterfahren. Alles vor ihren Augen

verschwamm. Irgend etwas in ihr gab nach. Sie wappnete sich für den sich anbahnenden Anfall geistiger Verwirrung, vielleicht sogar eine Ohnmacht.

Würde Lawrence den Mut haben, ihr die Pillen zu geben? Du hast es versprochen, dachte sie verzweifelt. Ich werde nicht verkalkt vor mich hindämmernd sterben... eingelocht in ein Altersheim. Ihre Augen suchten hektisch das schmale Schränkchen, in dem die Pillen verwahrt waren. Wenn sie da nicht wieder rauskam ... intakt... wenn ihr Verstand... hinüber war... wenn sie es nicht mehr schaffte, dann wußte Lawrence, was er zu tun hatte. Das Schränkchen war das letzte, woran sie sich erinnerte. Wie immer, wenn sie aus »dem da« wieder rauskam, wußte sie nicht, was passiert war. Lawrence fuhr und hörte Radio. Sie hatte also nicht nach ihm gerufen, oder er hatte sie nicht gehört. Das Buch lag noch immer auf dem Tischchen. Sie fühlte sich schwindlig, das war alles. Sie... aber wer war sie? Panik kroch in ihr hoch. Wie konnte sie das vergessen? Wie konnte der Körper seinen Namen vergessen? Der Name des Körpers? Hatte der Körper denn einen Namen ? O mein Gott. Sie schloß die Augen. Dieses Gefühl... als ob winzige Inseln des Wissens zerfielen und in einem unendlichen Ozean des Vergessens versanken.

Sieben sprang so schnell, daß er kaum mitkriegte, wie er es anstellte, von Ma-ahs in Lydias Körper über. Mit allwissendem Exertentum beschleunigte er ihre Blutzirkulation, verdünnte das Blut, gab dem Körperbewußtsein alle notwendigen Anweisungen. »Zähle, Lydia. Erinnerere dich. Erinnerere dich. Zähle.«

Plötzlich fiel ihr ein Trick ein, der manchmal funktionierte. Rasch rief sie sich das Wort für die erste Zahl in Erinnerung: Eins. Sie sah die Zahl vor ihrem geistigen Auge und konzentrierte sich auf dieses Bild. Dann Zwei. Dann Drei und weiter der Reihe nach, bis schließlich die Panik verflog und ihr zwischen Fünfzehn und Sechzehn ihr eigener Name wieder einfiel: Lydia.

Sieben kehrte zu Ma-ah zurück, wieder ohne zu wissen, wie er es machte. Ich bin also nicht für immer und ewig in Ma-ah eingesperrt, dachte er triumphierend. Er hatte ihren Körper verlassen, wenn auch nur für einen Moment. Doch seine Distanziertheit gegenüber seinen Persönlichkeiten nahm zweifellos ab. Er mußte dem zugestimmt haben. Nie wurde einer Seele - oder einer Person- eine Erfahrung aufgezwungen. Aber wann hatte er seine Zustimmung gegeben? Und in was habe ich noch eingewilligt? dachte Sieben verdrießlich. Ma-ah wurde wieder unruhig. Worüber regte sie sich eigentlich auf? Lydia hätte in diesem Augenblick ihr Leben verlieren können - und er wußte, sie war noch nicht bereit. Der Gedanke faszinierte ihn. Wenn sie noch nicht bereit war, würde sie natürlich auch noch nicht sterben.

Denselben Gedanken hatte auch Lydia. Hier war sie. Der Anfall war vorbei. Sie lebte und hatte, soweit sie das beurteilen konnte, ihre Sinne noch immer ausreichend beisammen. Sie zwang sich, sich auf Lawrence zu konzentrieren, ihre Gedanken von ihrer eigenen Person abzulenken. Wie nah er war, und doch wie fern! Sie betrachtete seinen Hinterkopf. Wie eine gebleichte große Walnuß, dachte sie, sein braun-weißes Haar so lebendig,

so struppig, seine Nackensehnen so geschmeidig. Mit welcher Leichtigkeit er den Kopf wendete, während er die Straße im Auge behielt!

»Du bist ja so schrecklich still da hinten«, rief Lawrence fröhlich.

»Ja wirklich ?« Ihre ersten beiden Worte nach dem Anfall waren so klar, ihre Stimme klang so fröhlich und schön und gesund und normal, daß sie vor Freude hätte jauchzen mögen: O Gott, wie groß artig doch das Leben... Bewußtsein... ist! »Es ist ein so wunderschöner Tag. Eine Schande, zu lesen und ihn nicht zu genießen«, sagte sie statt dessen. »Ich hab aus dem Fenster gesehen.«

»Wir machen bald Halt fürs Abendessen«, sagte er.

»Mmm.« Sie Öffnete ihr Handtäschchen und warf einen Blick in den Spiegel ihrer Puderdose. Ihr Gesicht war... intakt. Wie merkwürdig. Die Augen, in denen orangefarbene Pünktchen tanzten, blickten klar, wach, wissend und spöttisch wie üblich. Für ihre dreiundsiebzig Jahre war ihr Gesicht noch nicht besonders faltig - sie war zu dünn, um Falten zu kriegen, nahm sie an; ihr Mund war klein, die Mundwinkel sanken jetzt allerdings unaufhaltsam nach unten; ihr dichter weißer Haarschopf wirkte noch immer kraftvoll.

Aber was war geschehen in diesen... was? Drei Minuten? Das Gehirn würde nicht genug durchblutet, hatte der Arzt gesagt. Und die kleinen Zellen starben eine nach der anderen unbemerkt ab, ihr Licht verlosch. Und nahmen Gedächtnis, und Verlangen mit sich. Welche Ereignisse waren jetzt verschwunden, aus ihrem Gedächtnis gelöscht? Welche feinen, für das Alltagsleben

notwendigen Wahrnehmungsmöglichkeiten waren dahin? Wieviel mußte verlorengehen, bis es auffiel? Was für ein Jammer, dieser arme Körper, dieser arme Verstand - so gedankenlos gingen sie ihrer kostbaren Fracht verlustig. »Quatsch!« fuhr sie sich an. Solche Gedanken waren schlimmer als - ja vielleicht der Anfall selbst. Sie ließen den Willen verdorren. Lebe den Augenblick! Sie blickte hinaus, beschäftigte sich mit dem, was sie sah. Es war Herbst. Wie kam es, daß ihr der Herbst immer so viel Auftrieb gab?

Sie fuhren an graubraunen Wiesen vorbei und anderen, die von einem Teppich heruntergefallener orangefarbener Blätter bedeckt waren, und kamen durch ein kleines Städtchen. Da stehen sie, all diese Häuser, dachte Lydia, ein jedes geheimnisvoll und mysteriös, Dimensionen menschlicher Erfahrung in sich bergend, die niemals in Worte zu fassen sind. Würden auch die Worte sie schließlich verlassen? Wahrscheinlich. Aber jetzt, heute, war sie hier, dreiundsiebzig, und reiste durch diese Städtchen und Dörfer.

Plötzlich mußte sie lachen. All diese Häuser und Bäume kamen ihr auf einmal so... so künstlich vor, ohne daß sie hätte sagen können, warum; als ob die Blätter irgendwie recycled und wieder verwendet würden. Und niemand merkte den Unterschied, außer einigen ganz wenigen - Kinder vielleicht. Im selben Moment fand sie sich von einem tiefen Gefühl der Nostalgie überwältigt, als sei das ganze Städtchen schon längst auf immer verschwunden, oder als hätte sie selbst es auf eine Weise verlassen, die sie nicht verstand.

Gleichzeitig wurde sie von einer Woge der Liebe zu dieser realen, physischen Welt erfaßt, zu dieser wirklichen Erde. Und sie lebte noch darauf, hatte noch immer ihren Verstand und war lebendig. Triumph erfüllte sie. »O dieses Ohio und seine schönen Städtchen«, sagte sie. »Es ist Proteus' Erinnerung an den Ohio-Block mit seinen künstlichen Bäumen, die zu Lydia durchgesickert ist. Und es ist sein Staunen über die wirkliche Erde, das nun ihren Geist belebt«, sagte Kypros zu Überseele Sieben. »Proteus im dreiundzwanzigsten Jahrhundert errichtet zur selben Zeit sein Wohnmodul, da Lydia und Lawrence - im zwanzigsten Jahrhundert - ihr kleines Zelt am Wohnmobil festmachen. Verstehst du? Es existieren Bewußtseinsverbindungen, die an bestimmten Punkten aktiviert und in Handlung umgesetzt werden...« Sieben blinzelte. Offenkundig zog sich diese Unterhaltung mit Kypros schon eine ganze Weile hin, doch er merkte es erst jetzt. »Natürlich. Das ist offensichtlich«, sagte er, verzweifelt bemüht, sich seine Unaufmerksamkeit nicht anmerken zu lassen. »Aber du übersiehst so oft die Details«, sagte Kypros. »Wenn du einer deiner Persönlichkeiten hilfst, hilfst du auch all den anderen. Unbewußt spüren sie alle die Auswirkungen. Und so hilft eine Persönlichkeit der anderen, und wenn du mit einer in Kontakt bist, stehst du auch mit allen anderen in Verbindung.« »Und wer hilft mir? fragte Sieben gereizt. »Ich werde herumgeschubst wie ein Volleyball...«

»Eine sehr akkurate irdische Beschreibung«, lächelte Kypros. »Aber wir kommst du darauf, daß dir nicht geholfen wird?«

»Wie lange reden wir schon so?« fragte Sieben, ohne auf ihre Frage einzugehen.

»Wie lange in wessen Begriffen?«

»In allen Begriffen, die du willst. Du tänzelst nur im Kreis um mich herum und findest das auch noch lustig. Ma-ah und Lydia stecken in echten Schwierigkeiten. Proteus vielleicht auch, wer weiß ? Und ich sitze in Ma-ah fest, eingesperrt, außer jetzt, für den Moment - und werde nur herausgelassen, wenn mich jemand braucht. Das ist ganz und gar nicht fair, Examen hin oder her.«

»Du schaffst dir deine eigene Realität«, erinnerte ihn Kypros sanft. »Wir alle tun das. Jedes einzelne Bewußtsein. Versuche also, lieber Sieben, dich dessen zu entsinnen, was du vergessen hast. Oder besser noch, geh einfach davon aus, daß du im Grunde weißt, was du tust, und mach von da aus weiter.«

»Da haben wir es schon wieder. Von was soll ich ausgehen?«

»Von deiner... mißlichen Lage.«

»Ma-ah ist in einer mißlichen Lage. Und Lydia. Und Proteus. Ich nicht, wenn man von diesem lächerlichen Examen einmal absieht.«

Kypros konnte ihre Belustigung nicht länger verbergen. Sie seufzte. »Ach Sieben, du wirst noch eine Weile bei Ma-ah bleiben müssen. Außerhalb des Kontexts deines gegenwärtigen Operationsrahmens wirst du mir

zustimmen, da bin ich ganz sicher. Du verstehst immer noch nicht.«

»Aber ich will wissen, was mit Josef ist«, entgegnete Sieben. »Und ich will auch nicht wieder in Ma-ahs Körper zurück. Du hast keine Ahnung, wie eng es da drin ist. Und ich verliere mich ständig in ihr und denke, daß ich nie wieder rauskomme. Können wir nicht eine Pause einlegen? Eine kleine Erholungspause? Und bei Josef vorbeischaun?« Sieben hatte wieder die Gestalt des Vierzehnjährigen angenommen, die er im Umgang mit Kypros am effektivsten fand.

Sie lächelte. »In Ordnung. Aber denk daran, nur eine sehr kurze Pause. Denk an Josefs Gemälde.«

Das Bild des in die Landschaft eingebetteten Bauernhofs stand auf der Staffelei. Josef war dabei, eine Reihe von transparenten Farbschichten aufzutragen. Bianka, die achtzehnjährige Hosentrauf-Tochter, hockte auf dem zerwühlten Bett und sah ihm zu. (Sieben stöhnte auf, als er sie bemerkte.) Josef, der ihr ganz offensichtlich imponieren wollte, stand breitbeinig und ein wenig zurückgeneigt da und beäugte das Bild mit dramatisch zusammengezogenen Augenbrauen. Er war sich der bewundernden Blicke Biankas sehr bewußt.

»Besser, du verschwindest hier«, sagte er. »Wenn dich jemand in meinem Zimmer erwischt, dann fliege ich endgültig raus - hochkant, mit einem Tritt in den Hintern.« Sie errötete, stand auf und tänzelte kokett zu ihm hinüber. Sie hatte ihr Mieder noch nicht wieder zugebunden, und Josef konnte ihre blanken Brüste sehen. Sie grinste, schamlos, wie er fand. Mit flinker Hand holte sie eine Brust

aus dem Mieder, hielt sie ihm hin und sprang dann lachend und ihn neckend im Zimmer herum.

»Schscht! Sie werden dich hören. Hör auf!« schimpfte er.

»Sie sind ja noch nicht zu Hause, und das weißt du. Hast du Angst?« Sie kicherte atemlos, und ihre braunen Augen funkelten herausfordernd.

»Dein jüngster Bruder ist da. Du kannst ihn nicht ewig bestechen, damit er uns in Ruhe läßt. Was, wenn er uns verrät?«

»La la, dein Problem«, lachte sie. »Ich streite einfach alles ab.«

»Ich auch, ich auch!« schrie er. Er wußte nie, was er machen sollte, wenn sie in dieser Stimmung war, und sie wußte das. »Ach, zum Teufel!« brüllte er und gab auf. Er packte sie, warf sie aufs Bett und grinste, während sie ihm das Gewand vom Leib riß.

Sieben war sehr still. Er und Kypros hatten sich in das Landschaftsbild verkrümmelt und spähten von dort aus ins Zimmer. »Na ja, keine Frage, er vergnügt sich«, meinte Sieben schließlich.

»Ich dachte, deshalb magst du ihn auch so gern, eben weil er sich ein vergnügtes Leben macht«, erwiderte Kypros.

»Ja... das tut er wohl, oder? Irgend etwas gefällt mir bei der ganzen Geschichte nicht.« Sieben beschlich Zweifel. Er und Kypros hatten sich inzwischen diskret aus der Szene ausgeblendet, das heißt, sie blieben einfach da, wo sie waren, und errichteten einen mentalen Schutzschirm zwischen sich und dem Zimmer.

Als Sieben wieder nachsah, war das Mädchen verschwunden. Ein zerzauster Josef saß unglücklich auf dem Bett und grummelte vor sich hin. Er hatte die zum Malen besten Stunden des Tageslichts vertan und war nun so verärgert über sich, daß er sich nicht zum Arbeiten aufraffen konnte. Und wenn er nicht arbeitete, dann fühlte er sich noch schlechter. Mehr noch, ihn beschlich, während er nun sein Gemälde betrachtete, das unangenehme Gefühl, daß irgend etwas daran nicht stimmte. Zum einen wirkten die Farbschichten nicht annähernd so klar und leuchtend, wie sie sollten. Ein Hauch von Düsterteit hatte sich in die Farben eingeschlichen. Er ging hinüber zur Staffelei und baute sich finster vor seinem Bild auf.

Noch vor drei Tagen war es ihm großartig erschienen. Auch an diesem Morgen hatte es noch fabelhaft ausgesehen. Nun aber hatte er seine ganze Unzufriedenheit mit sich selbst in die Landschaft projiziert. Mängel, die er zuvor nicht bemerkt hatte, traten nun offen zutage. Hatte er die Farben zu sehr gedämpft? Hatte er eine neue Schicht aufgetragen, noch bevor die untere trocken war? Oder lag es an seiner Mischung von Pigment und Öl?

Er gab so etwas wie einen Knurr laut von sich. Das ganze Ding war ruiniert. Rettungslos ruiniert. Seine große Inspiration, die beste seines Lebens - und er hatte sie verpfuscht. Zur Hölle damit; er würde nie ein guter Maler werden. Zur Hölle mit Bianka und ihrer verdammten Familie und den lausigen drei Mahlzeiten, die sie ihm täglich vorsetzten. Er mußte sogar mit den Knechten

essen.

Es war natürlich Biankas Schuld. Sie hatte ihn in Versuchung geführt und von seiner Arbeit abgelenkt. Er brüllte vor Wut und kickte mit einem Fußtritt den Stuhl neben dem Bett quer durchs Zimmer. Dann packte er zu Überseele Siebens ungläubigem Entsetzen das Bild und schleuderte es zu Boden.

Zunächst dachte Sieben, die Landschaft auf dem Bild sei auf mysteriöse Weise lebendig geworden. Was er vor sich erblickte, war eine Landschaft, aber sie sah anders aus, und sie war dreidimensional. Er schaute sich um und versuchte, seine Fassung wiederzugewinnen.

Kypros und Josef waren verschwunden. Er war wieder Ma-ah, die Rampas Hand umklammert hielt. Vor ihnen dehnte sich ein mit grünen Bäumen und blühenden Büschen bestandenes Gelände, wie sie es noch nie zuvor gesehen hatten. Das ganze Areal war von einem Ring hoch aufragender Felsen umgeben, die, so schien es, unmöglich zu erklettern waren. Sie befanden sich in einem geheimen Tal. Auf einer kleinen, grasbewachsenen Erhebung stand eine in Roben gehüllte Personengruppe im Kreis, und dorthin wurden Ma-ah und Rampa nun geführt. Sieben fühlte, wie er wieder kopfüber in Ma-ahs Erfahrungswelt stürzte. Doch merkwürdigerweise war ihm, als kehrte er nach Hause zurück.

Kapitel 6

Josefs zweiter Traum

Josef fühlte sich allein. So, als hätte ihn seine Seele verlassen oder als stecke ein Teil von ihr in dem Bild, das er gerade zerstört hatte. Es brachte nicht den Mut auf, es noch einmal anzusehen. Ein Blick auf die verschmierten Farbschichten reichte. Teilweise war die Farbe ganz abgesprungen und die nackte Leinwand schien durch. Erinnerungen an die anfängliche, fast blendende Inspiration stiegen in ihm auf und verspotteten ihn. Er hatte sich ihrer als nicht würdig erwiesen. Die einzige große Inspiration seines Lebens, und er hatte sie in einem Wutanfall zerstört. Oder war sie schon verdorben gewesen, bevor er sie rettungslos ruiniert hatte ? Hatte er schon die ganze Zeit gewußt, daß er nicht imstande sein würde, dieses ihm so lebendig vor Augen stehende Meisterwerk auszuführen.

Seinen Gefühlen auf den Grund zu gehen, war Josefs Sache nicht. Er gab ihnen nach oder er malte sie. So etwas wie eine Selbstbetrachtung machte ihn nervös. Doch nun ließen sich solche Gedanken nicht vertreiben, während er ein paar ziemlich unerfreuliche praktische Überlegungen anzustellen versuchte. Er mußte hier so schnell wie möglich verschwinden. Jonathan würde ihm die Prügel seines Lebens verabreichen, und jetzt, da das Bild verloren war, hatte er nichts mehr in der Hand. Zwar konnte er es notfalls mit Jonathan aufnehmen - sie hatten

etwa dieselbe Größe -, aber Jonathans Zorn würde gerecht sein und er in der schwächeren Position, sich verteidigen zu müssen.

Soweit war es also gekommen! Grummelnd packte er seine Malutensilien zusammen, die Farbpulver, die Fläschchen mit Öl und Firnis, die Pinsel und drei zusammengerollte Leinwände. Mit jeder Minute wuchs sein Selbstmitleid. Er stellte die Sachen neben der Tür ab und sah durch das Fenster auf die verschneiten Felder und sanften Hügel. Hier und dort gab es Bauernhäuser. Dort würde er haltmachen können. Wenn es nur Sommer wäre, dann könnte er auf den Jahrmärkten Skizzen malen, die Damen auf dem Marktplatz becircen - dann würde es kein Problem sein, eine neue Unterkunft zu finden. Aber es war Winter, und er hatte sich sein Nest selbst zerstört. Er ließ sich aufs Bett fallen und beäugte das Bündel seiner Habseligkeiten. Plötzlich sah er alles ganz anders. Noch war er nicht hinausgeworfen worden. Warum sollte er sich mitten im Winter selbst an die Luft setzen? Vielleicht konnte er sich doch noch retten. Vielleicht konnte er sich eine glaubhafte Geschichte ausdenken. Vielleicht... Kurz tauchte Avona Hosentaufs Gesicht vor ihm auf - sie hatte einen Narren an diesem verdammten Bild gefressen, sie würde zur Furie werden, wenn sie die Bescherung sah. Es war einfach alles zu viel. Josef sank in erschöpften Schlaf. Unruhig wälzte er sich herum in Erwartung, jeden Moment vom Hosentrauf-Heer überfallen zu werden. Als er erwachte, war es schon nach Mitternacht und das Haus still. Sein Glück kaum fassend, stand er leise auf und öffnete das Fenster. Die Hosentaufs müssen spät nach

Hause gekommen und gleich zu Bett gegangen sein, dachte er. Er hielt den Atem an und warf, über seine Schlaueit grinsend, seinen Ranzen aus dem Fenster in den Schnee hinunter. Die Treppe zu benutzen, wagte er nicht - sie knarzte. Statt dessen ging er hinüber zum anderen Fenster und ließ sich vorsichtig auf das darunterliegende Stalldach gleiten.

Die Luft war eisig, doch jetzt wirkte sie erregend auf ihn und verstärkte sein plötzliches überschwengliches Gefühl. Er sprang vom Dach und dachte an die ohnmächtige Wut der Hosentaufs, wenn sie sein Verschwinden und das ruinierte Bild entdecken würden. Mit etwas Glück bemerkten sie seine Flucht erst am Morgen, was Ihn einen guten Vorsprung verschaffen würde. Und warum sollten sie ihn überhaupt verfolgen? Sie würden nichts weiter als Gift und Galle spucken. Sie wußten, daß er nichts hatte, um sie für Unterkunft und Essen zu entschädigen.

Er schnallte sich die Ski unter, hob den Ranzen auf den Rücken und machte sich auf den Weg. Zunächst fühlte er sich wohl in der stillen, verschneiten Nacht, aber er hatte vergessen, wie schwer seine Ausrüstung war, und nachdem er sich den ganzen Winter im Haus aufgehalten hatte, begann die ungewohnte Kälte ihn nach einiger Zeit zu ärgern, dann aufzuregen, und schließlich konnte er an nichts anderes mehr denken. Außerdem war er kein besonders guter Skiläufer. Er fühlte sich massiger als sonst, was er auch war. Er hatte sich alle seine Kleider übergezogen, und nun schwitze und juckte sein Körper in der Verpackung, während sich sein Gesicht bis auf die

Knochen gefroren anfühlte. Aber das ist es wert, dachte er und versuchte, seine anfängliche Fröhlichkeit wiederzugewinnen. Das Ende einer Ära. Wieder einmal gerettet.

Im Morgengrauen holten sie ihn ein. Er hatte in der ersten Dämmerung eine Rast eingelegt, als er den Pferdeschlitten auf sich zukommen sah und diese blöden Glöckchen bimmeln hörte und diesen schrecklich harten Knoten in seinem Magen spürte. Jonathan lenkte die Pferde, und sie würden im Nu da sein. Er konnte sich nirgends verstecken, und sie hatten ihn schon erspäht. Das war an Jonathans starrer Kopf- und Schulterhaltung, die ganz und gar nichts Gutes verhiess, unschwer zu erkennen.

Die Furien waren hinter ihm her in Gestalt von Elgren und Jonathan und den beiden anderen, die hinter ihnen saßen. Wahrscheinlich Elgrens Brüder, dachte Josef. Zu seiner eigenen Überraschung stand er da wie angenagelt und konnte sich nicht rühren, nur zusehen, wie sie immer näher kamen. Die grauen Konturen des Schlittens nahmen konkrete Form an, seine rote Farbe wurde greller und greller, realer und realer. Er hatte das Gefühl, alle - Schlitten, Pferde und Insassen - seien einem alptraumhaften Ort seines eigenen Gehirns entsprungen und setzten ihm nun hier draußen nach. Andererseits schienen sie ihn schon immer gejagt zu haben, mit der Verfolgung würde nie Schluß sein, und der Augenblick würde nie ein Ende haben.

Warum geben sie sich überhaupt mit mir ab? fragte er sich leicht verwundert, was aber nicht im geringsten seine

Panik milderte. Rache. Was sonst? Aber schon wurde Jonathans gedrungene Gestalt lebendig, sprang vom Schlitten, seinen Vater im Gefolge, und die beiden anderen setzten nach. Alle zugleich fielen sie über ihn her. Sie hatten Stricke mitgebracht, mit denen sie nun seinen Körper rundherum verschnürten.

»Aaaahhhh«, schrie Jonathan immer wieder. »Du Räuber! Du Dieb! Aaahhh - mehr Strick. Fesselt ihn gut...«

Die Fesseln machten Josef verrückt. Plötzlich begann er zu treten, zu schreien, zu beißen. Sie warfen ihn zu Boden, rissen ihm die Skier von den Füßen und stießen ihn in den Schlitten. Elgrens Brüder, beide große, starke und normalerweise gutmütige Männer, lachten. Für sie war alles ein Riesenspaß. Josef, der wie ein Paket zwischen ihnen hockte, stierte vor sich hin. Jonathan stieß auf seinem Vordersitz einen Fluch nach dem anderen aus, und sein Vater brummelte immer wieder: »Ja, ja.«

Während der ganzen Rückfahrt amüsierten sie sich mit Andeutungen über die grausame Rache, die sie an ihm nehmen würden. Gleichzeitig versicherten sie ihm, er brauche sich keine Sorgen zu machen. Sein Schicksal sei schon besiegelt mit einer Strafe, die seiner Untat vollkommen angemessen sei. Josef stellte sich taub.

Was hatten sie mit ihm vor? Josef schloß die Augen und versuchte, nicht daran zu denken. Wußten sie von ihm und Bianka? Verzweiflung und Ungewißheit machten ihn schwindlicher als die Bewegung des Schlittens, die ihn unerklärlicherweise erst jetzt allmählich zu irritieren begann.

Auf dem Hof angekommen, zerrten sie ihn mit Triumphgeheul vom Schütten, die Stufen hinauf und in die Küche, wo Bianka mit ihrer Mutter und den zwei jüngeren Brüdern stand mit dem Finger auf ihn deutend, kichernd und in bester Stimmung. Sie schubsten ihn durch die Küche, die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Jonathan drängte ihn hinüber zum Bett.

»Wir haben entschieden, was wir mit dir machen, du berühmter Maler«, sagte er. Sein Kopf ruckte hin und her. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Seine grauen Augen funkelten. Er stemmte die Hände in die feisten Hüften. »Ist es nicht so?«

»Ja«, ertönte Geschrei von der Tür, wo sich der Rest der Familie versammelt hatte und ins Zimmer glotzte.

»Wir werden dich hier einsperren. Es wäre zu viel Aufwand, dich in die Stadt zu bringen und in den Schuldturm werfen zu lassen. Anständige Bauern wie wir haben keine Zeit für solche Dinge. Du wirst diese Kammer hier nicht mehr verlassen.«

Allseits Kopfnicken und zustimmende Rufe. Josef wand sich finster blickend in seinen Fesseln.

»Du wirst uns ein Bild malen, wie du versprochen hast. Und du kriegst nichts zu essen, wenn du es nicht malst. Jeden Tag wird dir einer von uns etwas Essen bringen, und wenn du nicht so malst, daß es uns gefällt, wirst du eben immer dürrer und dürrer werden.«

Bianka stieß ihre Mutter in die Seite und lachte.

Elgren trat vor. »Das ist nur angemessen. Abmachung ist Abmachung. Du wirst in dieser Kammer bleiben, bis wir ein anständiges Bild bekommen haben, egal wie lange es

dauert. Mein Weib hier will ein Bild von unserem Hof, genauso wie das andere. Ihr Herz hing daran, und so ein Bild wird sie auch bekommen.«

»Man kann dasselbe Bild nie zweimal malen!« schrie Josef.

»Dann lernst du es eben«, sagte Avona, trat auf ihn zu und fuchtelte mit ihrer Schürze vor seinem Gesicht herum.

»Du dachtest wohl, du könntest dich einfach so aus dem Staub machen, was? Du hattest nie vor, dieses Bild fertigzumalen. Nur weil sich die arme Bianka letzte Nacht elend fühlte und nicht schlafen konnte und noch so spät auf war und deine Spuren da im Schnee sah...«

Bianka schlug die Augen nieder. Josef verspürte große Lust, ihr den Hals umzudrehen.

»Und wir vernageln die Fenster, damit es wie ein richtiges Verlies wird«, sagte Jonathan. »Dann wirst du dich mehr anstrengen, um hier wieder rauszukommen. Wenn du uns ein Bild gemalt hast, das uns für all das gute Essen, das wir dir gegeben haben, entschädigt, werden wir dich deiner Wege ziehen lassen.«

»Ihr könnt mich doch nicht einfach wie einen Taugenichts festhalten«, brachte Josef heraus. »Das ist... es ist nicht recht. Ich kann nicht malen, wenn ich eingesperrt bin. Und außerdem brauche ich Licht. Ihr könnt mir nicht das Licht nehmen.« Zunächst war er erleichtert gewesen - immerhin, er war noch am Leben. Aber Einsamkeit und Isolation würden unerträglich sein, das wußte er. Sie hatten sich genau das ausgedacht, was ihn am schnellsten zum Wahnsinn treiben würde.

Irgendwie werde ich entkommen, sagte er sich, als er in ihre geröteten, triumphierenden Gesichter blickte. Aber schon am Nachmittag vernagelten sie die Fenster. Den ganzen Tag über und auch am Abend gab es nichts zu essen, und er konnte nicht malen. Sie hatten ihm Kerzenleuchter dagelassen, aber er saß nur in der Düsternis da und zündete sie nicht an. Auch der Schlaf wollte nicht kommen. Schließlich wanderte er im Zimmer auf und ab, mit jedem Schritt zorniger und zorniger, und schlug mitten in der Nacht mit den Fäusten gegen die Tür. Er würde ihnen keine Ruhe lassen. Aber niemand schenkte ihm auch nur die geringste Beachtung. Immer wieder warf er sich mit voller Wucht gegen die Tür, brüllte, stieß die Möbel um und erschöpfte am Ende nur sich selbst. Angewidert merkte er, daß er nichts ausrichtete. »Sie meinen, was sie sagen«, sagte er laut und verwundert. Er hatte ihnen nicht wirklich geglaubt. Aber für Elgren und Jonathan war eine Abmachung eine Abmachung. So einfach war das. Wenn er kurz vor dem Verhungern war, würden sie die Frauen wahrscheinlich zu Verwandten schicken, damit sein Zustand sie nicht wankelmütig werden ließ. Er geriet in Panik, Schweiß tropfte von seiner Stirn in den Schnurrbart. Er wußte nicht einmal, ob er im Moment ein anständiges Gemälde zustande bringen konnte. Daß er zum Arbeiten gezwungen wurde, machte alles nur noch schlimmer. Wie sollte das gehen, wenn er seihst sich schon nicht mal zum Arbeiten bringen konnte? Er starrte finster auf die vernagelten Fenster. Hosentrauf sperrte ihn allen Ernstes ein und würde ihn auch

verhungern lassen, wenn es sein mußte. Es ist kaum zu glauben, dachte er wieder. Noch nie hatte er jemandem Leid zugefügt. Wie kam es eigentlich, daß sie ihn so ernst nahmen?

Seine Gedanken verschwammen. Einmal fühlte er, wie sich seine Zähne in einen Apfel gruben. Mit großem Vergnügen biß er in die frische Schale. Sie platzte mit einem Plopp. Fluchend setzte er sich auf und blickte sich im Zimmer um, das nun von einer Atmosphäre drohenden Wartens erfüllt schien, die ihn sich die Bettdecke bis zum Kinn hochziehen ließ.

Am Morgen kamen Jonathan und Elgren herauf. Sie sahen sich um. »Keine Arbeit, kein Essen«, sagte Jonathan.

»Eingesperrt zu sein, ist nicht gerade inspirierend!« schrie Josef vom Bett aus, aber die beiden marschierten ohne ein weiteres Wort hinaus und verriegelten die Tür hinter sich. »Ich verhungere Heber, bevor ich auch nur einen Pinsel in die Hand nehme, um für euch ein Bild zu malen!« brüllte Josef. Keine Antwort. Es gab niemanden, mit dem er reden konnte. Er trank von dem Wasser, das sie ihm großzügigerweise in einem Krug dagelassen hatten, aber der Hunger machte ihn schwindlig.

Den ganzen Tag über lag er nur auf dem Bett, brütete und beobachtete die wenigen Sonnenstrahlen, die durch die Bretterritzen sickerten und das Zimmer in Zwielflicht tauchten. Er fühlte sich unfähig, auch nur irgendeine Bewegung zu machen. Fast hatte er sich schon eingeredet, daß sich Bianka sicher mit etwas Essen zu

ihm hereinschleichen würde, als er in einen Dämmer Schlaf verfiel.

Er träumte. Dann erbebte der Traum, spaltete sich und eine Öffnung tat sich auf. Die Luft schimmerte. Er starrte auf sein Doppel, das zu ihm hinab sah, mit gestäubtem Schnurrbart und mit warmen, seltsam verstehenden Augen. »Was tust du denn hier?« fragte Josef. »Bist du ein anderes Ich? Ich träume wieder. Ich habe allein schon genug Schwierigkeiten. Da brauche ich ganz sicher nicht noch jemanden...«

»Ich dachte, dein Ebenbild würde dich beruhigen«, sagte Überseele Sieben.

»Beruhigen! Da sieht man, wie wenig du weißt« -, schrie Josef und drehte sich zur Wand.

»Ist ja schon gut. Schon gut«, sagte Sieben verletzt. Er nahm die Gestalt eines weisen alten Mannes an. »Ist das besser? Dreh dich um, damit du mich sehen kannst.«

»Gott sei Dank. Jetzt siehst du wenigstens etwas vertrauenswürdiger aus. Wo bist du gewesen? Ich hab dich in letzter Zeit in meinen Träumen nicht gesehen.«

»Ich war sehr beschäftigt«, antwortete Sieben. »Deshalb sollte ich vermutlich auch gar nicht hier sein. Aber zu dir hatte ich schon immer eine gute Verbindung. Du Erinnerst mich mehr und mehr an mich selbst. Außer, daß du dich ständig selbst in solche Schwierigkeiten bringst und immer ganz unnötig. Und diesmal hast du es wirklich geschafft. Die Hosentaufs werden dich nicht herauslassen, wenn du kein Bild zustande bringst. Du hast ihre Ehre verletzt. Sie werden dir eine Lektion erteilen selbst wenn du verhungern solltest -.«

»Träume ich?«

»Ja und nein. Du schläfst. Ich bin wirklich da, wenn du das meinst. Aber ich werde nicht bleiben.«

»Du kannst nicht einfach weggehen und mich allein lassen«, jammerte Josef. »Ich habe schon seit Tagen mit niemandem gesprochen. Ich werde verrückt, wenn ich es nicht schon bin. Du mußt mir helfen.«

»Ich habe dir die Idee für dieses Bild gegeben. Und was hast du gemacht? Du hast es ruiniert, Du mußt Probleme geradezu lieben«, sagte Sieben und loste sich in Luft auf.

»Du kannst nicht gehen. Ich lasse es nicht zu!« schrie Josef. »Und wenn du gehen mußt, dann nimm mich mit.« Von diesem Vorschlag völlig überrascht, materialisierte sich Sieben wieder. »Das wäre weder klug noch weise«, entgegnete er. »Du weißt dir ja noch nicht einmal so zu helfen wie Ma-ah oder Proteus oder Lydia. Und ich kann dir kein einziges Wort glauben, da du deine Meinung dauernd änderst...«

»Nimmst du mich mit?« drängte ihn Josef.

»Ich nehme dich mit«, gab Sieben seufzend nach.

»Allerdings nur, weil irgend etwas in mir sich ständig um dich sorgt. Aber du mußt tun, was ich dir sage, und wahrscheinlich wirst du dich an nicht viel erinnern, wenn du aufwachst. Wenn du in deinem Sinne wach wärst, hättest du mich nicht gefragt.«

»Was gefragt?«

»Vergiß es. Sieh dich im Zimmer um und sag mir, was du siehst.«

Josef zuckte die Achseln: »Einen Stuhl, eine Staffelei, die Fenster und einen komischen gelben Affen.«

»Der Affe ist nicht wirklich da. Du halluzinierst ihn«, sagte Sieben. »Bring ihn zum Verschwinden, oder du gerätst endgültig durcheinander.«

»Ihn zum Verschwinden bringen?« fragte Josef.

»Hast du normalerweise einen Affen in deinem Zimmer?« Sieben sprach, als hätte er es mit einer etwas begriffsstutzigen Person zu tun.

»Nein.«

»Dann sollte er auch jetzt nicht da sein. Er ist ein Traumelement. Sag ihm, er soll verschwinden - oder ich gehe ohne dich.«

»Geh weg«, sagte Josef zum Affen, und er verschwand. Josef riß die Augen auf. Ein Gefühl von Macht ließ ein breites Grinsen auf seinem Gesicht erscheinen. »Und was ist mir dir? Was, wenn ich dich zum Verschwinden bringe?«

»Und was willst du dann tun?« fragte Sieben.

»Ich verstehe, was du meinst. Was als nächstes?«

»Nun«, sagte Sieben. »Der Gedanke, dich mitzuschleppen, macht mich nicht gerade glücklich, aber ich muß noch bei jemandem vorbeischaun, bevor ich zurückgehe. Bei Proteus. Egal. Folge mir einfach und schau nicht zurück aufs Bett. Hier, wir versuchen auf die schlichte Tour. Nimm meine Hand.«

Und kaum hatte Josef Siebens Hand ergriffen, erhoben sich die beiden in die Luft. Josefs Bewußtsein schaltete sich für einen Augenblick aus, wie Sieben es vorausgedacht hatte. In unbewußtem Zustand war Josef viel vernünftiger und handsamer.

Kypros beobachtete Sieben bei seiner Unternehmung, aber sie lächelte nur und machte keinen Versuch, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Seine Technik ist alles andere als zurückhaltend, befand sie.

Kapitel 7

Proteus' weitere Erderkundung und der Rest von Josefs Traum

Zu Hause schwebte Proteus' kleines Wohnmodul, wenn er damit zum Zelten loszog, so sanft über dem Boden, daß man vergaß, daß es auf Luft ruhte. Nun befand es sich kaum einen Meter über der Erde, die Klapptreppe reichte hinunter bis zum steinigen Grund, doch hier wurde es von den Luftströmungen hin- und hergeschoben. Proteus, der durch die transparenten Luken nach draußen spähte, sah nichts als die undurchdringliche Dunkelheit der Erdennacht.

Er saß auf einem Luftkissen, verzehrte sein letztes Mahl des Tages, eine Miniration an Abendessenspillen, die er mit einem Schluck Wasser hinunterspülte. Er hatte erwartet, daß es auf der Erde oft und reichlich regnete und es deshalb genug Wasser gäbe, das nicht einmal wiederaufbereitet werden müßte. Es war ihm klar, daß es nicht, wie zu Hause, nach der Uhrzeit regnete, doch war er sicher gewesen, daß es fast täglich Regen geben würde. Aus diesem Grund hatte er nicht viel Wasser mitgebracht, und nun dachte er an seinen Plastiksack, den er draußen an seinem Modul aufgehängt hatte. Er würde es hören, wenn der Regen ihn füllte, und darauf achten, daß er nicht überlief.

Ihm war unbehaglich zumute, als er so allein inmitten all der Dunkelheit saß - nicht, daß er Angst hatte, wie er sich

sagte, es war ein anderes Gefühl. Ihm fehlte die sanfte, schummrige Beleuchtung, die in der schwebenden Stadt die Nacht simulierte, obgleich sich sein kleines Wohnmodul automatisch erleuchtete, sobald die Sonne unterging. Abgesehen davon machte er sich allmählich Sorgen um das Modul. Es driftete aber, und er versuchte nicht daran zu denken, was passieren konnte, wenn ein wirklich heftiger Sturm aufkam. Würde es zerfetzt werden? Es war nicht dazu gemacht, unkontrollierten Luftströmungen standzuhalten.

Und was, wenn es weiter abtrieb? Was konnte schon passieren, außer daß es sich in Bäumen verfing? Trotzdem wäre es klug, sich draußen noch mal umzusehen, dachte er, nicht gerade glücklich. Seine Fahrt im Himmelslift hatte ihn nicht annähernd so verängstigt wie jetzt sein Ausflug in die Dunkelheit. Dem Lift hatte er vertraut, aber der Boden des Moduls schwankte, als er aufstand, die Tür öffnete und auf die winzige Plattform trat. Die Stufen flatterten waagrecht in der Luft, und der Wind schien ihm die Haare vom Kopf reißen zu wollen; diese unstillen Luftströmungen flößten ihm noch immer Angst ein, und seine Augen brannten. Was, wenn ich hinunterfalle und mir ein Bein breche? dachte er und klammerte sich fest.

Durch seine Bewegung machte das Modul einen heftigen Ruck, Proteus fiel hinunter und unsanft auf den Bauch. Verzweifelt sprang er auf und versuchte, der flatternden Treppe habhaft zu werden. Wie absichtlich entzog sie sich ihm immer wieder. Schließlich sprang er höher als je in seinem Leben, packte die unterste Stufe und hielt sich

daran fest. Sein Gewicht zog das Modul so weit nach unten, daß er hineinklettern konnte. Den Tränen nahe, außer Atem und schwindlig vor Erleichterung zog er die Treppe ein, bis sie in Lagerposition unter seiner Schlafstatt verschwand.

Der Wind, der bislang nur eine leichte Brise gewesen war, wurde stärker. Das erleuchtete Modul trieb trudelnd durch die Nacht. Proteus sah immer wieder hinaus. Er befürchtete, zwischen Bäume oder Sträucher zu geraten, die sein Modul irreparabel beschädigen konnten.

In den letzten Stunden hatte er sich angewöhnt, mit seinem Modul zu reden. »Wir schaffen es schon«, sagte er nun. »Mach dir keine Sorgen.« Sein Blick fiel auf den kleinen TV-Set, aber hier gibt es ja keine Sendestationen, sagte er sich - sicher schon zum zehnten Mal. Trotzdem... Er schaltete ihn ein, hockte da und starrte auf die leere, flimmernde Scheibe, bis er schließlich in einen unruhigen Schlaf fiel.

Als nächstes wurde ihm bewußt, daß er hellwach war. Der Zeitanzeige nach hatte er ein paar Stunden geschlafen. Aber irgend etwas hatte ihn geweckt. Was war es gewesen? Es dauerte einige Augenblicke, bis ihm klar wurde, daß sich auf dem Fernsehschirm so etwas wie ein Muster bilden wollte. Er beugte sich vor, doch das Muster stabilisierte sich nicht. Statt dessen vernahm er Rauschen und atmosphärische Störgeräusche. Seine Aufregung wuchs, und plötzlich wurden aus dem Rauschen Worte. »Schalte sofort die Beleuchtung aus. Dann verlaß das Modul«, sagte die Stimme. Die Muster hüpfen, es entstanden aber keine Bilder.

»Was? Sprichst du mit mir? Wer bist du?« schrie Proteus.
»Ich wiederhole. Proteus, schalte die Beleuchtung aus. Dann verlaß dein Modul. Suchtrupps fahnden nach dir. Wir können es nicht riskieren, diesen Kanal noch länger zu benutzen. Wenn du diese Botschaft empfangen hast, dann folge unseren Anweisungen. Warte auf uns. Wir sind Freunde. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«
»Woher weißt du, wer ich bin? Wer bist du? Wo sind die Suchtrupps?« Ein leerer Bildschirm war die Antwort. Proteus versuchte es mit den anderen Kanälen, alle waren tot. Einen Moment lang dachte er, er hätte sich das Ganze eingebildet. Wer war da draußen? Was wollten sie? Sollte er tun, was sie sagten? Die Windböen zerrten an seinem Modul. Jeden Moment konnte es abstürzen, für immer zerstört. Allein schon deswegen sollte ich es zusammenpacken, dachte er, um es zu retten. Dann suche ich ein Versteck und sehe einfach, was passierte. Solange das Modul aufgeblasen ist, kann ich die automatische Beleuchtung ohnehin nicht abschalten. Er sah wieder nach draußen in der Hoffnung, das zu entdecken, was er vorher zu vermeiden versucht hatte, nämlich ein Gelände mit Bäumen, mit einer Lichtung, in der er landen konnte. Es dauerte eine gute Stunde, bis das Modul in die Nähe eines Wäldchens trieb. Selbst dann zögerte Proteus noch. Er wurde überwacht! Er konnte es nicht fassen. Er hatte kein Anzeichen irgendeines Lebewesens gesehen und schon gar keinen Erdcopter, wie ihn die Suchtrupps von zu Hause hier einsetzen würden.

Er kam dem Wäldchen näher und näher, schnell griff er seine Überlebensausrüstung und drückte die Taste zum Zusammenklappen des Moduls. Mit angehaltenem Atem begab er sich wieder auf die Plattform und kletterte die schwankenden Stufen hinunter. Das Modul erzitterte, schrumpelte und fiel neben ihm in sich zusammen. Ein kleines weißes Plastikbündel von der Größe eines Handkoffers.

Er sammelte seine Habseligkeiten ein und tauchte im Gebüsch unter. Um sich herum niedrige, gedrungene Bäume, Dornengestrüpp und Kletterpflanzen. Geduckt lief Proteus, so schnell er konnte, weiter, während die Spitzen seiner Campingschuhe automatisch kleine Lichtkegel aussandten, die den Boden zu seinen Füßen erhellten. Die Schuhe waren ein Geschenk seiner Mutter gewesen - ein Luxus - und auf seinen Campingausflügen zu Hause ziemlich überflüssig, da der Boden stets sanft beleuchtet war. Aber hier - er hielt inne. Besser, er dachte nicht an seine Eltern. Nicht jetzt.

Seine Füße schmerzten. Auf diesem rauhen Boden würden seine Schuhe nicht lange halten. Aber er genoß die Aufregung. Wenigstens passierte etwas, und er war auf sich gestellt. Ich habe Angst, gestand er sich schließlich ein, aber sogar das war erregend. Er fühlte sich sehr gejagt und sehr frei. Dann tauchte eine neue Sorge in ihm auf. Was, wenn die Leute, die mit ihm Verbindung aufgenommen hatten, in Wirklichkeit von zu Hause kamen und ihn auszutricksen versuchten? Aber dann hätten sie ihm wahrscheinlich Frauen hinterher geschickt, und die Stimme, die er gehört hatte, war

männlich gewesen. Er blickte hinauf in den schwarzen Himmel und dachte, daß er, egal was passierte, sich auf keinen Fall einfangen und nach Hause bringen lassen würde. Nie zuvor hatte er sich so... wie er selbst gefühlt. Proteus blieb plötzlich stehen. Seine Schuhlichter zeigten ihm, daß es nach unten ging. Behutsam tastete er sich weiter vor, verhielt von neuem. Er befand sich, wie er merkte, am oberen Rand eines seltsam kreisförmigen Hügels. Gute zehn Meter weiter unten machte er merkwürdige dunkle Formen aus, die wie Gebäude aussahen. Er stand am Rande eines runden Tals, wurde ihm nun klar. Er suchte und fand rasch eine weniger steile Abstiegsmöglichkeit und kletterte nach unten. In der schwebenden Stadt gab es keine Hügel, und so war er das Klettern nicht gewohnt. Ein paarmal stürzte er. Auf halbem Weg blieb er stehen und starrte in die Dunkelheit. Schmale Lichtstreifen drangen durch die Wolken - zum erstenmal erlebte er eine Morgendämmerung. Er sah voller Staunen hinauf. Ihm waren die wissenschaftlichen Erklärungen für dieses Phänomen bekannt, trotzdem war es wie ein Wunder, nun, da er es zum erstenmal erlebte. Der Himmel schien zu erzittern. Wolkenberge färbten sich von Schwarzgrau zu Grau, zu... wunderbar gedämpften Farbkombinationen, die sich im Moment ihres Erscheinens schon wieder verwandelten. Für einen Augenblick hatte er die Szenerie zu seinen Füßen vergessen. Nun sah er wieder hinunter, und im zunehmend helleren Licht zeichneten sich die Bauten klar und deutlich vom umliegenden Felsgeröll ab - Ruinen, von solchen Ausmaßen, daß Proteus unwillkürlich einen

Schritt zurückwich. Was für ein Anblick! Gewaltige Mauerteile, hohe Säulen, wie er sie von Videos kannte, und Berge von Schutt. Ein paar weiße Türme standen noch, halb überwuchert von Kletterpflanzen und Blattgewirr.

Entzückt und alles andere vergessend rannte Proteus jetzt den Abhang hinunter. Seine Füße stießen sich an steinigem Geröll. Seine Kleider verfangen sich in Dornensträuchern. Er bemerkte es kaum. Zweimal ließ er den Rucksack fallen, hob ihn wie automatisch wieder auf und lief weiter. Was für Menschen hatten hier wann gelebt? Hier war gearbeitet worden; einige Maschinen standen in der Nähe herum.

Dann entdeckte er nahebei andere Gebäude, ebenfalls Ruinen, in besserem Zustand als die anderen. Und sie sahen bewohnt aus. Grober Stoff hing vor den Fenstern. Vielleicht wohnten hier Arbeiter oder Archäologen. Proteus blieb stehen und schlug dann vorsichtig und leise eine andere Richtung ein.

Nicht lange und er machte eine große Felsenterrasse in der Mitte des Ruinenkomplexes aus. Als er sich ihr näherte, schoß plötzlich hinter der zerbröckelten Statue eines Mannes ein kleiner Hund hervor. Proteus wußte, daß es ein Hund war, er hatte diese Tiere im Zoo gesehen. Er bellte nicht, wenn er es aber tut, dachte Proteus plötzlich, dann wird der Lärm die Leute, die hier schlafen mögen, wecken. Statt dessen aber... Irrte er sich?... Nein, der Hund schien ihn irgendwohin führen zu wollen. Er wedelte mit seinem Stummelschwanz, rannte auf ihn zu und dann wieder zur Statue zurück.

Proteus folgte ihm schließlich. Neben der Statue wurde eine runde Öffnung sichtbar, und der Hund lief hinein, eine Treppe hinab. Proteus konnte nicht abschätzen, wie tief die Öffnung war, da die Treppe eine Biegung machte. Der Hund war schon verschwunden.

Eine Einladung? Ein dressierter Hund? Gehörte er dem Mann, der über TV Kontakt mit ihm aufgenommen hatte? War es eine Falle? Alles rein hypothetische Überlegungen. Proteus wußte es. Schon hatte er den ersten Schritt nach unten getan. Eine Geheimtür in der Erde - auf so etwas war er nun wirklich nicht gefaßt gewesen. Nachdem er im Himmelslift hinunter auf die Erdoberfläche gereist war, fand sich hier eine Gelegenheit, noch tiefer hinabzusteigen, in die Erde hinein!

Aber wo war der Hund? Proteus war etwa zehn Stufen hinabgestiegen, als er auf ein Geräusch aufmerksam wurde, und das Licht sich schlagartig veränderte.

Blitzschnell drehte er sich um und sah gerade noch, wie sich die Öffnung über ihm schloß. Erst jetzt bemerkte er, daß die Stufen schwach beleuchtet waren. Gleichzeitig fragte er sich, ob die Statue wohl ihre Position verändert hatte und nun über der Öffnung stand. Wieder siegte die Erregung über die Angst - fast. Nur ab und zu prickelte seine Kopfhaut, und das Blut pochte alarmierend laut in seinen Ohren. Noch nie hatte seine Nase solche Gerüche wahrgenommen, mineralisch, feucht, wie dicke, schon lange unberührte Staubschichten - ein modrig scharfer und doch faszinierender Geruch, der ihn fortwährend

daran erinnerte, daß er sich unter der Erdoberfläche befand.

Der Gang führte um eine Biegung. Wieder fragte sich Proteus, wo der Hund abgeblieben war. Insekten flogen aus dem Dunkel in den kleinen Lichtkegel, der von seinen Campingschuhen ausging. Proteus scheute vor ihnen zurück, doch sie irrten wieder davon. Ab und zu lagen große Steinbrocken auf den Stufen, und Löcher in den von Feuchtigkeit oft glitschigen Wänden zeigten, wo sie herausgefallen waren.

Nach einer weiteren Biegung endeten die Stufen plötzlich. Und dort saß still der Hund mit wedelndem Schwanz und freundlich blickenden Augen. Ist er stumm? fragte sich Proteus. Rechts befand sich eine Tür. Sie ließ sich leicht öffnen, und Proteus stand in einem großen, fensterlosen Raum, der von der Decke her nur schwach beleuchtet wurde. Eine Menge großer Tische standen herum, voll beladen mit Werkzeugen, Steinbüsten und allerlei Abfall. Er war also in einer Ausgrabungsstätte. Proteus hatte nicht gewußt, daß sie auch so weit unter der Erde arbeiteten. Vielleicht konnte er bleiben, mitarbeiten, etwas lernen... Aber dann kam ihm ein anderer Gedanke. Der Hund war durch den Raum gelaufen und wartete am anderen Ende vor einer weiteren Tür. Es geht alles viel zu glatt, dachte er. Vielleicht hat man eine Belohnung auf mich ausgesetzt, und die Archäologen übergeben mich meinen Eltern oder einem Suchtrupp.

Er konnte sich nicht vorstellen, seine Mutter wiederzusehen, aber der Gedanke an ein Wiedersehen mit seinem Vater löste eine Empfindung in ihm aus, die

ihn überraschte. Er fühlte sich plötzlich sehr einsam und empfand eine unerwartete Zärtlichkeit, die er aber sofort zu verdrängen suchte. Er richtete sich forsch auf und öffnete die Tür. Der Hund rannte in einen winzigen Raum, und er folgte ihm - in einen quietschenden, komischen, altmodischen Fahrstuhl! Sofort schloß sich die Tür und das mobile Kämmerchen setzte sich ächzend und holpernd nach unten in Bewegung, so als sei es schon seit Jahrhunderten nicht mehr benutzt worden. Als es hielt, begann der Hund ungeduldig zu bellen, als hätte er plötzlich seine Stimme wiedergefunden. Die Tür öffnete sich, und das Tier schoß direkt in die Arme eines Mannes, der keine zwei Meter weiter wartete.

»Gut gemacht, Winter«, sagte der Mann und hob den Hund auf. Er hatte braunes Haar, buschige braune Augenbrauen und eine gebogene Nase und trug einen lockersitzenden Overall und ein langärmliges Hemd. Aber es war vor allem seine Ausstrahlung, die Proteus' Aufmerksamkeit sofort gefangen nahm. Noch nie hatte er einen Mann von solcher Präsenz getroffen, von so lässiger, aber doch selbstsicherer, freundlicher Bestimmtheit.

»Ich heiße Fenster«, stellte sich der Mann vor. »Und du bist Proteus. Du hast uns ziemliche Sorgen gemacht, obwohl du das natürlich nicht wissen konntest. Du hättest alles verderben können.«

»Ich? Was hätte ich verderben können? Du bist Archäologe, nicht wahr? Bist du der Mann, der mir die Botschaft geschickt hat? Sind wirklich Suchtrupps hinter mir her?« Proteus hatte so viele Fragen, daß er nicht

wußte, womit er anfangen sollte. Gleichzeitig bemerkte er die langen Steintische an der einen Seite des kahlen Raums, die Tontafeln, die in Holzgestellen lagerten, und die an den Wänden lehrenden Wandgemälde in den verschiedensten Stadien der Restaurierung. »Ein Mann, der Fenster heißt. Ich habe noch nie jemanden mit so einem Namen getroffen«, sagte er. »Und ist Winter nicht ein merkwürdiger Name für einen Hund?«

»Wir haben Namen, die für uns Bedeutung haben. Ich heiße Fenster, weil ich manchmal durch Dinge hindurchsehen kann«, erklärte der Mann, »Und den Hund haben wir im Winter gefunden. Du bist hier in der Ausgrabungsstätte der Deuter, aber für Erklärungen haben wir später noch viel Zeit. Im Moment bringst du uns alle in Gefahr, weil du die Suchtruppe in diese Gegend gelockt hast. Normalerweise lassen uns die Schweber in Ruhe.«

»Die Schweber?« fragte Proteus.

»Deine Leute.« In Fensters Stimme lag ein spöttischer Unterton. »Nun komm mit. Ich hoffe, dir gefällt, was du zu sehen kriegst, denn du wirst eine ganze Weile hierbleiben.«

Proteus sah sich unbehaglich um. »Du meinst, ich bin euer Gefangener?« fragte er.

Fenster zuckte die Achseln und lächelte. »Mit den Definitionen ist das so eine Sache. Ich würde deine Position hier nicht als die eines Gefangenen bezeichnen, nein. Aber zu deinem wie auch unserem Besten wirst du dich, wie ich glaube, freiwillig darein schicken, deine

Erkundungen für eine Weile auf die Ausgrabungsstätte der Deuter zu beschränken.«

Überseele Sieben und Josef hatten Proteus beobachtet, seit er aufgewacht war und die Stimme des Deuters im TV gehört hatte. Nun standen sie unsichtbar in einer Ecke des Raums. Erzürnt fragte Josef. »Was geht hier vor? Was werden sie mit diesem Jungen machen? Warum unternimmst du nichts? Das kannst du doch, oder? Aber wenn du ihm schon nicht geholfen hast, als er aus dieser komischen Blase fiel, dann wirst du jetzt wohl auch nichts unternehmen.« Er schwieg fröstelnd.

»Kannst du nicht mal einen Augenblick still sein? Seit wir aufgebrochen sind, hast du nur herumgezertert. Ich wußte es ja, daß es ein Fehler war, dich mitzunehmen«, sagte Sieben.

»Herumgezertert? Sozusagen an den Haaren bin ich durch die Luft geschleift worden! Nie in meinem Leben habe ich einen solchen Traum gehabt. Ich nehme an, das kommt, weil ich halb verhungert bin.«

»Das stimmt in gewisser Hinsicht«, erwiderte Sieben.

»Das macht den Kopf klar.«

»Macht den Kopf klar? Das nennst du den Kopf klar machen?« ereiferte sich Josef. »Wer ist das? Dieser Soldat oder was er ist?«

Sieben sah in die Richtung, in die Josef deutete. »Das ist auch nur so eine Halluzination von dir. Warum machst du das immer wieder? Ich habe es dir doch schon erklärt: Wenn er verschwindet, dann weißt du, daß er nicht real ist - jedenfalls nicht für irgend jemand anders. Wenn er bleibt, dann ist er Teil der physischen Realität oder eine

Massenhalluzination. Kannst du das nicht auseinanderhalten?«

Während dieses Gesprächs verließen Proteus und Fenster den Raum. »Sie gehen«, bemerkte Josef. »Willst du ihnen nicht folgen?«

»Proteus merkt es nie> wenn ich da bin«, sagte Sieben.

»Aber ich kann nicht länger hierbleiben. Ich denke, er wird die Sache schon hinkriegen. Ganz sicher. Dem fällt immer was ein.«

»Und was ist daran auszusetzen?« fragte Josef. »Es horte sich nicht gerade wie ein Kompliment an.«

»Dir steht es nicht zu, mir solche Fragen zu stellen.

Versuch nicht, die Rollen zu tauschen. Komm schon, ich bring dich zurück.«

»Aber dieser Junge!« protestierte Josef. »Der Gnade von Gott weiß wem ausgeliefert...«

»Immer mußt du übertreiben. Das ist dein Problem.«

Sieben seufzte, berührte Josefs Arm und dachte an dessen Schlafkammer. Diesmal spürte Josef nur einen Luftzug, hörte ein zischendes Geräusch und hatte eine merkwürdige Empfindung von völligem Chaos. Aber als nächstes sah er sich über seinem Bett schweben und auf seinen unter den Decken zusammengerollten Körper hinunter blicken.

»Bin ich das?« fragte er. »Ich hab mich da überall rumgetrieben ohne meinen Körper?« Die Erkenntnis entsetzte ihn, und er erstarrte.

»Dreh dich um«, wies ihn Überseele Sieben an. »Dein Kopf ist am Fußende. Du mußt dich mit deinem Körper in Übereinstimmung bringen.«

»Das kann ich nicht. Ich weiß nicht, wie das geht. Was, wenn ich nicht wieder hineinkomme?«

»Das ist das Einfachste von allem«, versicherte ihm Sieben. »Du mußt es nur wollen. Und ich schlage vor, daß du mal darüber nachdenkst, wie du ein paar deiner anderen Probleme lösen willst. Was du heute nacht gesehen hast, sollte dir dabei eigentlich beträchtlich helfen können. Diesmal liegt es an dir. Ich habe dir einige Hilfsmittel gegeben, aber du mußt sie benutzen. Jetzt geh wieder in deinen Körper zurück. Laß dich einfach hineinfallen.«

»Hineinfallen?« fragte Josef.

Sieben seufzte und gab ihm einen leichten Schubs »Los jetzt.«

Josef warf Sieben einen mißtrauischen Blick zu, versuchte aber, getreu seiner Anweisung zu folgen. Er hatte ein merkwürdiges Gefühl des Fallens. In Panik riß er die Augen auf. Er lag im Bett. Das Zimmer sah ganz normal aus, bis auf einen Spielzeugsoldaten, der in der Ecke stand.

»Du hast vergessen, deine Halluzination aufzulösen«, gab ihm Sieben noch einen letzten Tip, bevor er verschwand.

»Geh weg!« brüllte Josef, und der Soldat löste sich in Luft auf. Zitternd und schweißgebadet setzte er sich auf und zündete eine Kerze an. Was für ein Alptraum, dachte er. Morgen werde ich mit dem Bild für die Hosentaufs anfangen, ganz gleich, was es wird. Der Hunger treibt mich noch zum Wahnsinn.

Plötzlich schoß er aus dem Bett, hellwach. Szenen aus seinem Traum drangen in sein Bewußtsein. Vor sich sah

er die alten Ruinen in der Morgendämmerung aufragen. Was für eine Idee für ein Bild, dachte er. Sein Erlebnis mit Sieben verflüchtigte sich allmählich, war erst zum Traum, dann zur Erinnerung an einen Traum und schließlich zum Gefühl geworden, daß er einen nun vergessenen Traum gehabt hatte. Nur das Bild von den Ruinen blieb deutlich. Josef zündete eine zweite Kerze an und entwarf mit einigen raschen Strichen eine Skizze von den in die Hügel eingebetteten Ruinen an der Ausgrabungsstätte der Deuter. Als die Szene durch seine Kohlestriche allmählich Gestalt annahm, hatte er das seltsame Gefühl, daß ihm dieser Ort vertraut war, so als sei er schon einmal dort gewesen und hätte es nur vergessen.

86

Kapitel 8

Proteus in der Ausgrabungsstätte der Deuter und Geschientes Erzählung

Fenster suchte den verdächtig leeren Himmel ab, während sich die Dämmerung in diese große, irdene Schüssel senkte, die die Ruinen beherbergte. Der Suchtrupp war nicht, wie er angekündigt hatte, zurückgekommen. Seit Stunden schon wartete er auf den Terror des Auftauchens der Copter am sonst meist stillen Himmel. Schweber scheuten die Erdennacht. Merkwürdig, daß er noch nichts von ihnen gehört hatte. Fenster dachte nach. An sich hatten sie keinen Anlaß, an seinen Worten zu zweifeln, als er ihnen sagte, daß er den Jungen nicht gesehen hätte und mit ihnen Verbindung aufnehmen würde, falls er ihn zu Gesicht bekäme.

Er öffnete weit seine inneren Sinne, konnte aber in der unmittelbaren Umgebung keine Fremden entdecken, nicht auf, nicht unter und nicht über der Erde. Seine geistigen Antennen fingen keine fremden Gedanken auf; keine unvertrauten Gestalten traten aus dem Dunkel seiner inneren Konzentration.

Er lächelte in sich hinein - entweder war er nicht wirklich offen oder die Gegend war für diese Nacht sicher. Trotzdem mißfiel ihm das Ganze. Er setzte sich nieder und betastete ein Stück zerbrochener Keramik. Das Bildnis einer Frau, vor so vielen Jahrhunderten geformt, erschien vor seinem inneren Auge. Es war ein Stück aus dem

frühen zwanzigsten Jahrhundert, eher ein Schmuck- als ein Gebrauchsgegenstand. Irritiert blendete Fenster die Bilder aus, er wollte nicht abgelenkt werden. Kein Himmelslift war an diesem Tag heruntergekommen oder aufgestiegen, wie ihm seine Späher versichert hatten. Wo war der Suchtrupp? Das fehlte noch, ein verlorengegangener Suchtrupp, dachte er erschöpft. Das würde weitere Schweber auf den Plan rufen, weitere Nachforschungen. Eine solche Situation konnte sich unheilvoller auswirken als alles, was sie bisher erlebt hatten. Er blickte nach oben. Der Himmel wurde dunkler. Fenster nahm nun ein vertrautes inneres Gefühl von Bewegung wahr... Aktivität, die näher kam... immer noch in einiger Entfernung. Er schloß die Augen. Die innere Dunkelheit vibrierte, bebte, brach auf, und es formte sich ein kleines, farbiges Bild - der Copter des Suchtrupps. Fenster vergrößerte das Bild in seiner Vorstellung und versetzte sich hinein. Es waren dieselben drei Frauen, mit denen er gestern gesprochen hatte. Sofort fing er ihre Gedanken und Unterhaltung auf, wenn er auch nicht wirklich zwischen Gesagtem und Gedachtem unterscheiden konnte. Er grinste: Sie würden nicht zur Ausgrabungsstätte zurückkehren, soviel war klar. Mit der typischen Arroganz der Schweber glaubten sie nicht, daß er und seine Männer den Jungen finden konnten, wenn sie selbst es nicht geschafft hatten. Er lachte plötzlich laut auf, als er nun die tieferen Gründe für ihre Entscheidung erkannte. In einem letzten Versuch, Proteus zu finden, waren sie länger auf der Erde geblieben, als sie geplant hatten, und es war ihnen

unangenehm, nachts in der Ausgrabungsstätte zu landen, wo sich Männer aufhielten, über die sie keine Befehlsgewalt hatten. Außerdem waren sie davon überzeugt, daß sich der Himmelslift an dem Tag, an dem Proteus verschwunden war, aus irgendeinem Grund selbständig gemacht und einen unautorisierten Trip in seinem Logbuch verzeichnet hatte- ein dummer Zufall, der zu nichts weiter als zu einer ergebnislosen Suche auf der Erde geführt hatte.

Und wieder kamen ihre Vorurteile ins Spiel: Sie hätten wissen müssen, daß ein Junge nicht genug Mumm hatte, um eine solche Reise zu unternehmen. Nun waren sie davon überzeugt, daß er sich irgendwo in der schwebenden Stadt versteckt hielt, auf die sie sich schon von Anfang an hätten konzentrieren sollen.

Es ist seltsam, dachte Fenster. Obgleich er wußte, woher sie stammten, ärgerten ihn ihre Vorurteile gegenüber Männern doch. So wie sie sich für seine inneren Sinne anfühlten, hatten Vorurteile eine spitze, scharfe Form. Wie ein dorniger Busch stachen sie in seine weiche, gelassene Einwilligung, in alle Formen des Lebens. Genug damit. Er brauchte nicht mehr auf das Erscheinen des Copters am Himmel zu warten. Sie hatten schon vor Stunden die schwebende Stadt verständigt, und ein Himmelslift würde den Suchtrupp samt Copter und allem anderen abholen. Er kickte gegen irgendwelchen herumliegenden Abfall, ging in eine der kleinen Hütten, die zum Schein für die Ausgrabungsarbeiten benutzt wurden, drückte gegen eine Stelle in der Holzwand und trat in die Mitte des Raums. Eine Falltür öffnete sich. Er schritt die wenigen Stufen zum

Fahrstuhl hinunter, der ihn rasch zum unterirdischen Bereich der Anlage brachte, wo Proteus auf ihn wartete. Proteus hörte ihn kommen und sprang auf. Er hatte eine Unmenge Fragen.

»Alles in Ordnung«, sagte Fenster ruhig. »Dein Suchtruppe ist schon auf dem Rückweg. Sie haben entschieden, daß du nicht auf der Erde sein kannst, weil ein Junge wie du unmöglich soviel Mut haben kann, so ein Ding allein durchzuziehen. Und da wir ja nur Männer sind, können wir dich, wenn es ihnen schon nicht gelungen ist, erst recht nicht finden.« Fenster lächelte trocken. »Sie irren sich in verschiedenen Punkten. Hier leben Männer und Frauen, und die Ruinen oben - die Ausgrabungsstätten - dienen nur als Tarnung. Wir leben darunter, wie du ja schon bemerkt hast.«

»Wie viele seid ihr?« fragte Proteus. »Wie schafft ihr es, daß ihr nicht erwischt werdet?« Nachdem er eine Nacht geschlafen hatte, fühlte er sich ausgeruht und munter. Nun bewegte ihn nur ein Gedanke, die Tatsache, daß hier unter der Erde Menschen lebten, und die oben nichts davon wußten.

»Ich kann immer nur eine Frage auf einmal beantworten«, lächelte Fenster. »Wir sind offiziell Teil einer kleineren, unbedeutenden archäologischen Gesellschaft, die über ihre eigenen finanziellen Mittel verfügt. Wir erstatten unserer eigenen Muttergruppe in der schwebenden Stadt Bericht. Die Archäologie gilt als harmlose männliche Aktivität, die, seit der Hauptteil der Bevölkerung die Erde verlassen hat, nicht mehr besonders ernst genommen wird. Deshalb belästigt uns hier auch niemand.«

»Ich glaube, ich versteh nicht ganz«, sagte Proteus.

»Haben die Männer hier das Sagen?«

Fenster schüttelte den Kopf. »Im Lauf der Geschichte hat jedes Geschlecht versucht, das andere zu beherrschen. In gewisser Hinsicht waren die Ergebnisse, als die Männer die Oberhand hatten, katastrophaler. Sie haben sich von sich selbst als einfache menschliche Wesen derart entfremdet, daß sie sich schließlich nur noch über geschlechtsbestimmte Aktivitäten auf irgend etwas beziehen konnten. Aber die Frauen machen es auch nicht viel besser, wie du aus eigener Erfahrung weißt. Sie versuchten sich zu rächen und die Verhältnisse umzukehren und haben schließlich viele der unerfreulichen Eigenschaften angenommen, die sie für männlich hielten. Ich werde das später noch genauer erklären. Ich kann aber ehrlich sagen, daß wir uns hier als Individuen verstehen und behandeln. Wir respektieren jede Person in ihrer Einzigartigkeit. Sogar unsere Namen haben eine sehr persönliche Bedeutung und nichts mit der Geschlechtszugehörigkeit zu tun.«

»Aber wie viele seid ihr?« fragte Proteus noch einmal.

»Wann wirst du mir alles zeigen? Warum nennt man euch die Deuter?«

»Was unseren Namen angeht, so kommt er einfach daher, daß die Archäologen, die ja die Funde stets deuten, die sie bei ihren Ausgrabungen machen, irgendwann angefangen haben, sich selbst die >Deuter< zu nennen.«

Fenster zuckte die Achseln und lächelte. »Was deine anderen Fragen angeht, so wirst du auf die Antworten

noch eine Weile warten müssen. Vielleicht wird es nicht allzulange dauern, bis du alles andere erfährst.«

»Vielleicht?« fragte Proteus.

»Vielleicht«, wiederholte Fenster. »Viele unserer Lebensgewohnheiten stehen in direktem Gegensatz zu allem, womit du aufgewachsen bist. Wir müssen sehen, wieviel du assimilieren und akzeptieren kannst. Vielleicht müssen wir dich sozusagen etwas auf Distanz halten. Ich hoffe nicht...«

»Aber was soll mir denn so merkwürdig vorkommen?« fragte Proteus. Er war es leid, herumzusitzen. Er wollte den Ort erkunden. »Ich glaube, du weichst mir aus.«

»So, glaubst du das? Das stimmt in gewisser Weise. Ich mochte aber, daß du jemanden kennenlernenst.« Er drückte auf einen Knopf, und eine Tür glitt auf.

Proteus war bereits gewappnet. Etwas in Fensters Stimme sagte ihm, daß es um irgendeine Art von Test ging. Was konnten sie tun, wenn er ihn nicht bestand? Was würde das bedeuten? Aber noch bevor er weitere Überlegungen anstellen konnte, trat ein Mädchen ins Zimmer. Sie war ein wenig älter als er, schmal, und wie Fenster trug sie einen lockersitzenden Overall und ein Hemd.

»Dies ist Geschichte, so heißt sie«, stellte Fenster das Mädchen vor.

Sie kam lächelnd auf Proteus zu, doch plötzlich verdunkelten sich ihre Augen. Sie trat einen Schritt zurück, fröstelte leicht und drehte sich wie hilfesuchend zu Fenster um.

»Was ist?« fragte er.

»Ich weiß noch nicht.« Ihre Stimme war so leise, daß Proteus ihren Worten nur mit Mühe folgen konnte. »Ich habe nur das Gefühl... daß er eine größere Bedrohung darstellt, als wir angenommen haben, aber ganz anders, als wir dachten. Ich weiß nicht, warum. Ich kriege die Geschichte erst ganz allmählich...«

»Könntest du dich irren?« fragte Fenster.

»Natürlich«, entgegnete sie irritiert. »Alle meine Geschichten müssen entschlüsselt werden. Vielleicht lese ich sie falsch. Manches ist jetzt wahr, aber später nicht mehr. Oder später, aber nicht jetzt.«

»Warum starrst du mich so an? Und wovon redest du eigentlich?« fragte Proteus gekränkt. »Wir haben uns doch eben erst getroffen. Was redest du da über irgendwelche Geschichten?«

Unglücklich und mit gerunzelter Stirn sah er Fenster an und vermied es, dem Mädchen ins Gesicht zu schauen.

»Sie heißt Geschichte, weil sie oft Geschichten auffängt, Geschichten, die wahr sind. Sie sind wirklich passiert, oder sie werden sich noch ereignen.«

»Aber das ist doch Aberglaube«, sagte Proteus. »Ich will ja nicht ihre Gefühle verletzen, aber...«

»Wirklich nicht?« unterbrach ihn Fenster lächelnd.

»Was soll das Ganze, wenn er überhaupt nichts versteht?« Geschichte war aufgebracht.

»Laß gut sein, erzähl deine Geschichte«, besänftigte Fenster sie. »Ich bin sicher, Proteus wird auf jeden Fall so höflich sein, dir zuzuhören.«

Proteus zuckte die Achseln, halb eingeschüchtert, halb neugierig. Er versuchte, die Gänsehaut, die an der

Innenseite seiner Arme hoch kroch, zu ignorieren. Was konnte das Mädchen schließlich schon sagen ? Warum hatte er das Gefühl, daß sie ihm alles verderben konnte? »Ich kann die Geschichte nur so erzählen, wie sie mir kommt«, erklärte sie. »Ich vertraue ihr einfach, egal ob sie gleich einen Sinn ergibt oder nicht. Sei also nicht ärgerlich, wenn sie etwas merkwürdig klingt.«

»Ich bin nicht ärgerlich«, sagte Proteus ein bißchen zu laut und errötete.

Ihre Augen blieben offen, blickten aber zu einer bestimmten Seite hin. »Also, als erstes sehe ich einen alten Mann und eine alte Frau. Sie ist... verwirrt und vielleicht bereit, zu sterben. Oder möglicherweise er. Sie befinden sich in einem Gefährt, wie es auf der Erde vor Jahrhunderten benutzt wurde... Irgend etwas wird passieren. Oder ist gerade passiert... Sie scheint mit einem Mann zu sprechen, der tot ist, und sein Körper befindet sich ganz in der Nähe. Die beiden haben etwas mit Proteus zu tun.«

Proteus starrte sie an, gebannt und erschrocken. Was für ein Unsinn, dachte er und fragte sich, wie Fenster dieses Mädchen ernst nehmen konnte.

»Dann ist da ein anderer Mann«, fuhr sie fort. »Alter als Proteus, aber doch noch jung. Er ist in ein Zimmer eingesperrt, ganz allein. Und da ist ein Gemälde von einem alten Bauernhaus, um das viele Bäume stehen.« Proteus schreckte auf und beugte sich vor. Von so einem oder einem ähnlichen Gemälde hatte er geträumt. Die Bäume hatten seine Phantasie beflügelt und ihn in seinem Entschluß bestärkt, sich auf die Erde zu begeben.

»Was ist, Proteus?« fragte Fenster.

»Nichts.« Proteus schlug verlegen die Augen nieder. Ich habe nicht gelogen, sagte er sich. Das hier ist reiner Zufall.

Geschichte starrte weiterhin unverwandt in dieselbe Richtung, nach rechts, bis Proteus versucht war, sich umzudrehen, um zu sehen, auf was sie da schaute.

»Jedenfalls mag ich diesen Mann nicht besonders«, sagte sie, »den, der da im Zimmer eingesperrt ist. Er ist entsetzlich selbstnachgiebig. Und ich sehe auch eine junge schwarze Frau. Sie ist auf seltsame Weise mit uns, den Deutern, verbunden. Und...« Geschichte stockte für einen Moment. Ihr Gesicht war so ernst, daß Proteus sie nicht unterbrach, wie er eigentlich wollte. Wider Willen empfand er Angst... oder hatte eine düstere Vorahnung. Er konnte nicht sagen, was von beidem.

»Sie hat auch etwas mit Archäologie zu tun«, fuhr Geschichte fort. »Oder mit Ruinen oder einem Gott oder irgendeinem Geist. Ich sehe sie bei den Pyramiden stehen. Die Bedrohung für uns kommt von ihr!«

Geschichte blickte nun fast flehend Fenster an. »Das ist alles, was ich bislang bekomme«, sagte sie. »Ergibt irgend etwas davon für dich Sinn, Proteus?«

Er schüttelte den Kopf. »Für mich am allerwenigsten. Ich denke, nun ich denke, es ist einfach eine Geschichte.

Wenn du all das Zeug glauben willst, dann ist das deine Sache, aber ich sehe überhaupt keinen Sinn darin. Wenn ich es täte, würde ich es dir sagen.«

»Wenn du noch mehr bekommst, Geschichte, dann erzähl es mir bitte«, schaltete sich Fenster ein. »Und du auch, Proteus.«

»Aber wenn Proteus nichts versteht, und ich weiß nicht, ob er je was verstehen wird —«

»Sachte«, sagte Fenster. »Proteus, als die Frauen die Herrschaft übernahmen, versuchten sie, besonderen Wert auf bestimmte Dinge zu legen wie physische Beweglichkeit, Stärke, Kühnheit, Logik - alles Eigenschaften, die Männer als ihr Privileg beansprucht hatten. Und einige andere hervorragende Eigenschaften und Fähigkeiten qualifizierten sie ab, weil sie glaubten, sie seien mit Ihrem neuen Status unvereinbar und auch bedrohlich. So versuchten sie zum Beispiel, intuitives Verstehen, eine ihrer natürlichen Fähigkeiten, zu ignorieren. So gibt es viele, ganz normale menschliche Fähigkeiten, gegen die du wahrscheinlich aufgrund deines bisherigen Lebens Vorurteile hast.«

»Aber ich bin sehr aufgeschlossen«, protestierte Proteus.

»Wie denkst du zum Beispiel über das In-die-Zukunft-Sehen oder in die Vergangenheit? Oder über Gedankenlesen? Kurz bevor die Frauen die Macht übernahmen, fanden Wissenschaftler heraus, daß solche Dinge durchaus möglich sind. Die Welt stand an der Schwelle neuer Entdeckungen.«

»Aber das ist doch alles Aberglaube, mit dem die Frauen aufgeräumt haben«, fiel ihm Proteus ins Wort. »Sicher, sie haben eine Menge Fehler gemacht, und ich war dort oben alles andere als glücklich, aber die Frauen sind nun mal

logische Wesen. Ich bin aufgeschlossen für... nun, Dinge, die es wirklich gibt.«

»Er ist völlig unmöglich«, bemerkte Geschichte kühl zu Fenster. Sie bemühte sich, keinen Ärger erkennen zu lassen, aber sie war verstört und persönlich beleidigt.

»Niemand hat je meine Geschichten angezweifelt. Ihre Bedeutung ist nicht immer gleich klar, aber alle sind stets selbstverständlich davon ausgegangen, daß sie eine Bedeutung haben. Die Geschichten stehen für etwas Reales. Ich heiße Geschichte, weil ich diese Geschichten schon als Kind bekam. Wir suchen uns, mit Hilfe unserer Eltern» unseren Namen aus, wenn wir sieben sind, und bestätigen ihn mit vierzehn. Du sagst also, daß mein Name nichts bedeutet. Du versuchst mir damit meine ganze Existenz abzusprechen.«

Ihr Ausbruch überraschte Proteus dermaßen, daß er nicht wußte, was er sagen sollte. Hilfesuchend sah er Fenster an, doch der schaute wie zufällig in eine andere Richtung. So sah Proteus sich gezwungen, sich selber etwas einfallen zu lassen.

»So meinte ich das nicht«, sagte er. »Ich meine nicht, daß dein Name nicht stimmt oder daß das, was du sagst, falsch ist. Die Geschichte, die du erzählt hast, ergibt keinen Sinn für mich, aber es ist trotzdem so etwas wie eine Geschichte. Du erzählst also wirklich Geschichten, und dein Name stimmt. Ich finde nur nicht, daß diese Geschichte irgend etwas mit mir zu tun hat. Das ist alles, was ich dazu sagen kann«, endete er völlig verwirrt und mit rotem Kopf.

»Und es gibt keinen einzigen Punkt, der für dich einen Sinn ergibt?« bohrte sie hartnäckig nach.

Proteus schüttelte den Kopf. »Eine Kleinigkeit klang mir vertraut, aber das war reiner Zufall oder so was. Du hast ein Gemälde erwähnt, das deiner Schilderung nach so aussah wie eins, von dem ich mehrmals geträumt habe. Nicht, daß ich mich sonst viel an meine Träume erinnere, das tu ich wirklich nicht. Aber dieser Traum blieb mir im Gedächtnis, weil er mich in meinem Wunsch, auf die Erde zu kommen, noch mehr bestärkte.«

Proteus hatte nicht bemerkt, wie angespannt Geschichte tatsächlich war. Mit hochgezogenen Schultern hörte sie zu, bis er seine Rede beendet hatte. Nun lächelte sie plötzlich, die Schultern entspannten sich, und eine Welle der Wärme floß über ihr Gesicht.

»Aber das bedeutet doch nichts«, sagte er rasch und wandte sich Fenster zu. Der lächelte Geschichte an.

»Warum fühlst du dich besser wegen einer solchen Belanglosigkeit?« fragte Proteus echt überrascht. »Alles andere ergab überhaupt keinen Sinn für mich.«

»Der Traum hatte möglicherweise etwas damit zu tun, daß du hierher gekommen bist«, sagte Fenster.

»Aber das hatte ich doch ohnehin schon vor.«

Fenster legte seine Hände auf Geschientes Schultern.

«Du solltest etwas daraus gelernt haben. Du mußt deinen Fähigkeiten vertrauen und nicht gleich an dir zweifeln, weil jemand anders Zweifel hat. Wenn wir unsere Pläne ausführen wollen, dann mußt du dein Gefühl für deine eigene Integrität auch angesichts einer solchen Skepsis, wie Proteus sie zeigt, bewahren.«

Und an Proteus gewandt: »Du wirst ihr gut tun, sie ist es nicht gewohnt, daß irgend jemand an ihren Worten zweifelt. Ihr werdet euch schließlich gegenseitig etwas beibringen können.« Sich wieder an Geschichte wendend, fügte er ernst hinzu: »Wenn du noch mehr über diese Bedrohung bekommst, dann laß es mich wissen.« Und dann in sanftem Ton: »Es könnte sich auch um eine Verzerrung handeln. Möglicherweise hast du von vornherein Proteus unbewußt als Bedrohung empfunden, vor allem, wenn du an deinen Fähigkeiten irgendwelche Zweifel hattest. Ich werde mal sehen, was ich auf meine eigene Weise kriegen kann.«

»Was meinst du damit?« fragte Proteus geschockt. »Du machst nicht dasselbe?«

»Fenster sieht«, erklärte Geschichte.

»Sieht was? Ich sehe auch«, sagte Proteus.

»Genug jetzt«, schaltete sich Fenster ein. »Proteus, du und auch wir haben für einen Tag genug Stoff zum Nachdenken.«

»Aber wenn ihr wirklich glaubt, daß ich irgendwie eine Bedrohung für euch bin, warum nehmt ihr mich dann auf?«

»Bedrohungen bedeuten oft Herausforderungen«, war Fensters einfache Antwort.

Proteus versuchte Zeit zu gewinnen. Ihm war klar, daß das Gespräch nun jeden Moment beendet sein würde.

War diese Begegnung mit Geschichte ein Test gewesen?

Und war er durchgefallen? Hätte er so tun sollen, als könnte er dem folgen, was sie da erzählte? »Werdet ihr mich denn noch herumführen?« fragte er verunsichert.

»Ich habe das Gefühl, daß ihr das jetzt nicht mehr wollt oder mir eine Probezeit gebt. Und ihr habt mir immer noch nicht gesagt, wie viele Leute hier sind.«

Fenster erhob sich. »Ich denke, wir werden dir diesen Ort nach und nach zeigen, Proteus. Morgen früh fangen wir damit an. Und ich werde eine sinnvolle Beschäftigung für dich finden, solange du hier bist. Aber, wie gesagt, ein paar deiner Fragen werden warten müssen.«

Proteus nickte, doch er fühlte sich sehr einsam und zunehmend unzufrieden. Ein Mädchen, das Geschichte hieß und deren Geschichten angeblich wahr waren, obwohl sie sich blödsinnig anhörten. Und ein Mann, der Fenster hieß und sehen konnte! Was sehen? Und sie würden ihm nur zeigen, was sie ihn wissen lassen wollten. Schon hatte er beschlossen, daß er, selbst wenn er erst sechzehn war, doch auf die eine oder andere Weise herausbekommen würde, was sie vor ihm verbargen.

Kapitel 9

Kypros und Überseele Sieben beginnen mit Teil drei des Examens

Sieben hatte wieder einmal die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen angenommen. Kypros unterhielt sich mit ihm. »Du scheinst Lydia zu vernachlässigen«, bemerkte sie.

Sieben fokussierte sein Bewußtsein soweit wie möglich. Sie hielten sich wieder in Lydias Arbeitszimmer auf. Herbstblätter wirbelten draußen an den Fenstern vorbei, so rasch, daß Sieben blinzeln mußte. Dann, als er sein Blickfeld erweiterte, bemerkte er, daß im Zimmer hektische Aktivität herrschte. Drei Männer zerrten Schubladen auf und warfen ihren Inhalt auf den blauen Teppich. »Du hättest dir einen ruhigeren Ort aussuchen können«, meinte Sieben. »Was ist hier los? Und führen wir schon wieder so ein Gespräch, das ohne mein Wissen stattfindet? Das bringt mich immer völlig aus dem Konzept.«

»Lydias Familie hat das Haus verkauft«, klärte ihn Kypros auf. »Sie hat es ihren Kindern überschrieben, damit sie mit ihrer Erbschaft machen können, was sie wollen, ohne erst ihren Tod abwarten zu müssen.«

»Hättest du das nicht etwas zartfühlender ausdrücken können?« fragte Sieben grantig.

»Das sind Lydias Worte, wie du wüßtest, wenn du gut auf sie aufgepaßt hättest«, erwiderte Kypros.

»Aber das habe ich«, protestierte Sieben. »Sie hatte wieder einen Schlaganfall. Ich habe mich sozusagen aus Ma-ah herauskatapultiert und ihr geholfen, Lydia, meine ich. Bis dahin war es mir unmöglich, aus Ma-ah herauszukommen.« Er erinnerte sich plötzlich. »Du hast mir gesagt, ich solle mich so weitgehend wie möglich mit Ma-ah identifizieren, und ich habe zugestimmt. Aber mir war nicht klar, wie sehr ich mich mit ihr identifizieren kann, sonst hätte ich mich wahrscheinlich nicht so bereitwillig darauf eingelassen.« Er schüttelte sich. »Immer diese Masse Körper um mich herum.«

»Sie haben ihren Körper die ganze Zeit um sich herum.« In einem kaum merklichen Verwandlungsprozeß wechselte Kypros Gestalt immer wieder zwischen der einer schönen Frau unbestimmten Alters und der eines gutaussehenden Mannes unbestimmten Alters. Dazwischen gab es Momente, in denen die beiden Gestalten sich mischten und zu Einssein und Stabilität gelangten.

»Du scheinst auch einige Probleme mit deiner physischen Form zu haben«, bemerkte Sieben. »Wenn ich mich so verhalten würde, waren mir drei Minuspunkte sicher.«

»Ich weiß mehr über mich als du über dich«, gab sie zur Antwort. »Von daher ist es sehr viel schwieriger, eigentlich unmöglich, eine physische Gestalt zu erschaffen, die meine mir bekannte Wirklichkeit zum Ausdruck bringt. Aber das habe ich dir schon mal gesagt.«

»Jedenfalls bist du nie um eine gute Antwort verlegen«, sagte Sieben. Die beiden saßen gemütlich auf der Couch. Plötzlich sprang Sieben auf: »Schau dir das an! Dieser

Holzkopf hat Lydias ganze Muschelsammlung auf den Boden gekippt. So geht man doch nicht damit um!« schrie er den Möbelpacker an, und flugs flogen die Muscheln in die Schublade zurück.

»Sieben, laß das«, sagte Kypros scharf.

Der Möbelpacker drehte sich um und starrte auf die Schublade. »Ich könnt schwören, ich hab das ganze Zeug da grad rausgeschmissen«, wandte er sich verduzt an seinen Kollegen.

»Tu sie da wieder raus«, befahl Kypros. »Sofort.«

Die Muscheln wanderten Stück für Stück aus der Schublade auf den Boden, und als sich der Möbelpacker wieder umdrehte, war sie leer. »Also hab ich doch!« schrie er. »Ich meine... ich könnt schwören...«

»So entstehen Gerüchte über Geisterhäuser«, sagte Kypros.

»Es sind Lydias Lieblingsmuscheln«, murmelte Sieben.

»Mir gefällt es sowieso nicht, daß wir uns hier treffen.

Können wir nicht woanders hin?«

»Gut. Denk an eine Wolke«, sagte Kypros, und beide verschwanden sofort. Im letzten Moment dematerialisierte Sieben eine wundervoll geformte Muschel, um sie für Lydia zu retten. Er und Kypros tauchten auf einer Wolke am Rande der Erdatmosphäre wieder auf.

»Bevor ich auf den nächsten Teil deines Examens eingehe, möchte ich dir eine kurze Rückblende geben«, sagte Kypros. »Aber zunächst einmal, was hast du bislang gelernt?«

»Na ja.« Sieben runzelte die Stirn. »Ich habe Probleme, ausschließlich bei Ma-ah zu bleiben. Erst konnte ich nicht

von ihr loskommen. Jetzt werde ich, ob ich will oder nicht, von einer Persönlichkeit zur anderen gerufen, sobald sie in Schwierigkeiten geraten, und dauernd scheint etwas los zu sein, mit dem ich mich abgeben muß. Außerdem verliere ich meinen Sinn für Perspektive. Proteus glaubt immer noch an nichts anderes als an die guten alten Zeiten. Lydia erkennt mich nicht, und dabei habe ich sie immer gemocht«, Siebens Ton war verdrießlich. »Josef kennt mich mehr oder weniger, aber er gerät laufend in unnötige Schwierigkeiten. Ma-ah, na ja, ich kann sie jetzt viel besser leiden. Aber ich habe das Gefühl, du verheimlichst mir schon wieder etwas.«

»Ich verheimliche dir etwas?« Kypros lächelte. »Und was ist mit dieser Muschel?«

Sieben flimmerte an den Rändern. »O das«, sagte er.

»Also, ich habe ein wenig in Lydias Zukunft geschaut, und da gibt es einen Ort, wo sie sie wirklich gut brauchen könnte, ich meine, wo ihr die Muschel eine Hilfe sein könnte.«

»Das dachte ich mir«, seufzte Kypros. »Und was ist an dieser Aussage unlogisch?«

»Aber es gibt einen Unterschied zwischen idealen Umständen und praktischem Handeln«, explodierte Sieben.

Kypros blickte so streng, wie Sieben sie noch nie gesehen hatte. »In Ordnung«, sagte er. »Ich weiß, ich soll die Dimension der Zeit wie sie erleben, Tag um Tag, und das habe ich auch. Ich habe ja nur ein paar Blicke in die Zukunft geworfen -«

»In die was?« fragte Kypros.

»In die... äh, wahrscheinliche Zukunft«, korrigierte sich Sieben schleunigst.

»Deine Persönlichkeiten haben wie du einen freien Willen«, sagte Kypros. »Das darfst du nie vergessen. Du hast in eine der wahrscheinlichen Zukünfte, wie sie für Lydia existieren, gesehen. Sie kann an jedem Punkt die Umstände verändern und eine andere wahrscheinliche Zukunft wählen. Verstehst du?«

Sieben nickte reumütig.

»Laß mich das noch genauer erklären«, fuhr Kypros fort.

»Du bist Proteus, Lydia, Ma-ah und Josef in all ihren wahrscheinlichen Gegenwarten, Vergangenheiten und Zukünften, und trotzdem sind sie sie selbst und dazu noch mehr als das Selbst, als das sie sich kennen. Und du bist natürlich auch mehr als die Überseele Sieben, mit der du dich gegenwärtig identifizierst. So wie du ihnen hilfst und sie, wenn du kannst, belehrst, helfen und belehren dich andere, die du vielleicht nicht erkennst.«

»Und ich bin ein Teil von ihnen?« fragte Überseele Sieben.

»So ist es«, nickte Kypros. »Aber laß mich dir zeigen, wie das funktioniert. Ich nehme in diesem Fall Bilder zur Hilfe.« Vor Siebens Augen entfaltete sich eine endlos weite Ebene in alle Richtungen. Auf sie hinunterblickend sah er, die Länder ausgebreitet, all die Jahrhunderte, wie sie der Mensch gekannt hatte, gegenwärtig kannte und künftig kennen würde. Er konnte allerdings nicht alles sehen, einfach, weil diese glitzernde Fläche kein Ende zu nehmen schien.

»Sieh nun ganz genau hin«, mahnte Kypros.

»Ich sehe ja schon genau hin!«

Nun wurde diese Ebene zum oberen Teil eines unendlichen spiraligen Kreises, so daß Sieben jetzt, während die Szenerie an sich den ganzen Raum füllte, nur einen Teil des Kreises wahrnehmen konnte. Zudem stiegen aus jedem Jahrhundert fortwährend weitere Spiralen auf.

»Mir wird schwindlig«, beklagte sich Sieben.

»Sieben, du sollst auf deine Lektion achten«, sagte Kypros. »Nun, alles, was du da siehst, ist nur ein Moment-Punkt. Ein >Punkt<, in dem sich das Schöpferische selbst erkennt. So werden, in irdischen Begriffen ausgedrückt, wahrscheinliche Gegenwarten in jedem >Moment< geboren. Die Gegenwart, die sich physisch materialisiert, ist die einzige, die deine Persönlichkeiten als real akzeptieren. Aber du wirst lernen, wie du sie alle gleichzeitig verfolgen kannst.« Sie machte eine Pause. »Theoretisch«, fügte sie hinzu. »Aber wie soll ich in all dem wissen, wer und was ich bin?« fragte Sieben. Eine naheliegende Frage, dachte er. »Und doch kennst du dich, oder? Immerhin gut genug, um Fragen zu stellen«, sagte Kypros. »Dein Wissen von dir selbst ist evident.« (Und dein mangelndes Wissen über dich auch, dachte Kypros und lächelte, bildlich gesprochen.)

»Das hab ich jetzt kapiert!« rief Sieben.

»Gut, du machst Fortschritte.«

»Du wolltest, daß ich das kapiere. Du hast mich die ganze Zeit getestet«, sagte Sieben in plötzlicher Einsicht. »Das nimmt meinem Triumph den Glanz.«

»Du magst dich vielleicht nicht ganz kennen, aber es geht ja auch um die Selbstentdeckung, um einen Prozeß des Werdens«, erklärte Kypros. »Je mehr du von dir selbst entdeckst, desto mehr...«

»Ich werd ja jetzt schon kaum mit dem fertig, was ich von mir kenne«, fiel ihr Sieben bekümmert ins Wort. »Aber kannst du mir nicht noch mehr Bilder zeigen?«

»Dazu bist du noch nicht bereit, Sieben. Und du mußt über unmittelbare Erfahrung lernen. Es gibt keinen anderen Weg. Was nun den nächsten Teil deines Examens angeht...«

Ein Düsenjäger flog vorbei. Kypros und Sieben ließen sich darauf nieder und flogen mit. Ab und zu warfen sie einen Blick auf die Erde. »Du mußt zu Proteus und Lydia durchdringen«, sprach Kypros weiter. »Und du mußt alle deine Persönlichkeiten zusammenbringen, damit sie von ihren jeweiligen unterschiedlichen Erfahrungen besser profitieren können.«

»Und wie um Himmels willen soll ich das anstellen?« fragte Sieben.

»Und wie kannst du es anstellen, auf Erden?« fragte Kypros lächelnd und setzte hinzu: »Sieben, du mußt dich auf das Verhalten und Tun deiner Persönlichkeit stärker einlassen. Ich weiß, daß du es schaffen wirst.«

»Mir gefällt nicht, wie du das sagst.« Sieben war beunruhigt. »Und dann will ich noch eins wissen. Seit wann führen wir dieses Gespräch? Ich meine, bevor ich mich bewußt daran beteiligt habe.«

Sie sah ihn an. Für einen kurzen Augenblick materialisierten sich erneut der gutaussehende Mann

unbestimmten Alters und die schöne Frau unbestimmten Alters, verschmolzen miteinander, stabilisierten sich, zentrierten sich zu einer so intensiven und leuchtenden Erscheinung, daß Sieben den Anblick kaum ertragen konnte.

»Weißt du es nicht? Weißt du es nicht?« Die Stimme war wie Musik und schien von überallher zu kommen, aus dem Innern Siebens, von außen, aus den Wolken und aus dem Düsenjäger. Die Worte schienen wie ein Echo durch die Zeiten zu hallen, wie er sie kannte und nicht kannte, bis er das Gefühl hatte, sie alle sangen, Lydia und Proteus und Ma-ah und Josef, und sie alle stellten dieselbe Frage. Das Phänomen verschwand so rasch und gründlich, daß Sieben fast seine Bewußtseinsbalance verlor. »Was war das?« keuchte er. »Was ist passiert?«

»Ab und zu stellst du eine wirklich wichtige Frage«, sagte Kypros. »Beziehungsweise verbirgt sich in der Frage, die du stellst, eine wirklich wichtige Frage. Dann bekommst du eine Antwort.«

»Aber jetzt habe ich die Frage vergessen, ganz zu schweigen von dem, was in ihr verborgen war«, jammerte Sieben. »Und was die Antwort bedeuten soll, weiß ich auch nicht.«

»Mein lieber Sieben«, sagte Kypros mitfühlend. »In Wirklichkeit verstehst du. Ein Teil von dir versteht. Aber bevor du zurückkehrst, will ich dir noch einen Wink geben. Du erschaffst deine eigene Realität, und deine Persönlichkeiten erschaffen ebenfalls ihre eigene Realität.«

»Aber das weiß ich«, Sieben war enttäuscht. »Ich dachte, du würdest mir einen ganz großen Wink geben...«

»Das habe ich«, erwiderte Kypros. »Und ich schlage vor, daß du diesmal mit Lydia beginnst. Denk daran: Du erschaffst dir deine eigene Realität.«

Sieben dachte darüber nach: Du erschaffst dir deine eigene Realität... und sofort verlor er die Spur dieser immerwährenden Unterhaltung, ganz, wie Kypros es erwartet hatte.

Kapitel 10

Lydia und Lawrence: Eine Reise wird unterbrochen

»Wie geht's Mr. George?« schrie Lawrence.

»Gut«, rief Lydia zurück. Normalerweise stand Mr. Georges Goldfischglas oben auf dem Bücherbord des Wohnmobils, zwischen Büchern eingeklemmt, damit es nicht herunterfiel. Ab und zu sah sie nach, ob bei der gelegentlich holperigen Fahrt nicht zuviel Wasser herausschwappte. Jetzt aber saß sie am Steuer. Lawrence hatte sich nach hinten verzogen und las, während Mr. George auf dem Beifahrersitz in seinem Goldfischglas herumschwamm. Grünfeld, der Angorakater, hatte sich friedlich um das Gefäß gerollt.

Lydia fuhr ein flottes Tempo, rauchte eine Zigarette nach der anderen, horte Radio und sprach ab und zu mit Mr. George oder Grünfeld. Sie hatte sich die Sonnenbrille aufgesetzt, eine Schirmmütze aufs kurzgeschnittene weiße Haar gestülpt, und vor ihrer Brust baumelte ein Friedenszeichen aus Leder - ein Geschenk von Lawrence -, was ihr ein Gefühl von Keckheit gab. Jedesmal, wenn Schwarze oder langmähnige junge Leute an ihr vorbeifuhren, grinste sie und grüßte mit dem Peace-Zeichen.

Doch heutzutage waren die Schwarzen nicht gut auf liberale Weiße zu sprechen, diese »Klugscheißer«. Vielleicht sollte ich ihnen gegenüber diese Praxis unterlassen, überlegte sie. Wo ist der Sinn, wenn sie so

etwas nicht leiden können? Ein schwarzes Paar fuhr an ihr vorbei. Lydia grüßte mit dem Peace-Zeichen. Der Mann lächelte und erwiderte die Geste. Reizender Mensch, dachte sie. Dann kann ich ja weitermachen.

»Willst du ewig weiter lesen?« rief sie nach hinten. Keine Antwort. Wahrscheinlich war Lawrence eingenickt. Sollte er schlafen. »Was meinst du, Grünfeld?« Auch keine Antwort, nicht mal ein Ohrenzucken. Sie suchte nach einem anderen Sender.

Eine halbe Stunde verging. Die Dämmerung senkte sich allmählich über Indiana. Sie fragte sich, ob sie es wohl rechtzeitig zu ihrer Lesung an der Universität von Iowa schaffen würden. »Wir sollten bald fürs Abendessen anhalten«, rief sie, ohne den Blick von der Straße zu wenden. »Grünfeld«, sagte sie, »geh, weck Lawrence auf und sag ihm, es ist bald Essenszeit.« Grünfeld öffnete ein Auge. »Lawrence«, rief sie wieder und schaltete das Radio aus. Hinten war kein Laut zu hören - kein Schnarchen oder schweres Atmen (oder Keuchen, falls er einen Herzanfall hatte). Wie albern, natürlich hatte er keinen. Er war jünger als sie. Ärzte hin oder her, sein Herz würde noch Jahre standhalten.

»Lawrence!« Bleib ganz ruhig, ermahnte sie sich selbst. »Sollen wir bei der nächsten Gelegenheit anhalten? Das Abendessen ist zwar nicht gerade ein Schlemmermahl - Hotdogs, Brötchen, Salat...« Noch während sie ganz normal weiter sprach, fuhr sie an den Straßenrand und hielt an. Es war eine vierspurige Autobahn, aber es herrschte nicht viel Verkehr.

Das Wohnmobil schien bis zur Decke mit Schweigen gefüllt, wie mit Watte vollgestopft. Sie hatte das Gefühl, als steckte sie in ihrem Mund. »Steh auf, Lawrence. Es ist Abendessenszeit.« Ihre Worte klangen wie Watte. Sie kletterte nach hinten, mit starr lächelndem Gesicht, und da saß er, mit offenen Augen und offenem Mund. Sehr tot. Im Geiste hörte sie ihn fragen: »Wie geht's Mr. George?« Wie lange war das her? Er mußte... mußte... gleich nachdem sie mit dem Peace-Zeichen begrüßt und nach ihm gerufen hatte.

Sie sah ihn prüfend an und versuchte seinen Puls zu fühlen. Da war keiner mehr. Sie versuchte es mit Mundbeatmung, versuchte, ihn mit so viel Luft zu füllen, daß er prall wie ein Ballon zum Leben zurückkehren würde, aber es war, als wollte sie einen Schlauch aufblasen, der ein Loch hatte, oder - Sie gab auf.

»Wir waren doch sicher, daß ich zuerst gehen würde«, sagte sie. »Weil ich älter bin. Und du warst derjenige, der entscheiden sollte, was zu tun ist, wenn mein Verstand hopsgeht...« Sie versuchte einen normalen Gesprächston beizubehalten und nicht in Panik zu geraten. Und sie hatten einander versprochen, nicht zu weinen.

Ein paar Autos fuhren vorbei. Sie hatte das Gefühl, Lawrence sei noch lebendig, aber ganz offensichtlich nicht in diesem Körper da. Wie hatte sie ihn entfliehen lassen können? Anklagend, dann zornig sah sie ihn an. Ein Kichern stieg in ihrer Kehle auf. Sie riß sich zusammen. Anzeichen von Panik, dachte sie, die ich unter allen Umständen verhindern muß. Lawrence war tot, und sein

Körper war tot. Sie glaubte nicht an ein Leben nach dem Tod.

Sie hielt inne, starrte auf Lawrences Körper und versuchte, sehr sachlich zu sein. Sie brauchte Distanz, um nicht Panik aufkommen zu lassen, um ihren Verstand zu retten. Sie mußte so normal wie möglich bleiben. Was würde ich tun, wenn alles wie immer wäre? Die Antwort kam. Sie holte Milch, Brot und Marmelade aus dem winzigen Kühlschrank, ließ sich gegenüber Lawrences Körper nieder und begann zu essen, ordentlich und sorgsam darauf bedacht, daß kein Krümel auf den Boden fiel. Sorgsam bedacht in allem. Er saß aufrecht.

Menschen, die an ihnen vorbeifuhren, sahen einen älteres Paar, das sich in einem Wohnmobil gegenüber saß. Eine Lampe verbreitete warmes Licht hinter den gelben, durchscheinenden Gardinen. Nachdem sie ihre Milch getrunken und ihr Marmeladenbrot verzehrt hatte, räumte sie das Zeug weg und fütterte die Katzen.

Plane, dachte sie. Wenn mein Verstand mich allmählich verläßt, und sie war sicher, daß dem so war, dann muß ich schlau sein. Und vorsichtig. Sie hatten einander versprochen, daß es keine Beerdigungsfeier, keine Blumen geben würde und keine Benachrichtigung der Verwandten, bis alles vorbei war. Keines dieser Rituale oder Übelkeit erregenden Riten, die für die Sterbenden, Toten oder Alten bestimmt waren.

»Lydia.«

Sie wirbelte herum, sicher, daß jemand ihren Namen gerufen hatte. Unwillkürlich entfuhr ihr: »Lawrence?«

»Bin ich tot?« fragte er. Aber woher kamen die Worte, aus ihrem Innern oder von außen?

»Natürlich bist du tot. Sei nicht grausam. Du weißt doch, daß ich manchmal nicht ganz richtig ticke«, sagte sie. »Ich höre gar nichts. Ich erfinde nur alles.«

»Dein Verstand kann mich nicht erfinden. Ich bin hier drüben«, sagte Lawrence.

»Lawrence, ich glaube nicht an Geister!«

»Aber ich doch auch nicht. Schlägt mein Herz?«

»Nein!« schrie sie. »Du hast auch keinen Puls. Jetzt hör auf damit. Wo kommt deine Stimme her?«

»Na, von mir, nehme ich an. Ich bin hier bei der Couch. Denke ich wenigstens. Ich hatte einen Herzanfall...«

»Das weiß ich«, rief sie entnervt. »Jetzt sei still und laß mich nachdenken.« Schweigen. Ich muß normal werden, warten, bis diese Phase von... Verrücktheit vorbei ist.

Lawrences offene Augen verursachten ihr eine Gänsehaut, aber sie konnte es nicht über sich bringen, sie zu schließen. So legte sie ein Buch in seinen Schoß und begann den Kühlschrank auszumisten. Sie waren nun schon so lange unterwegs, daß sich einige überflüssige Essensreste angesammelt hatten. Aber sie war völlig durcheinander und warf auch gutes Essen weg. Dann hatte sie plötzlich vergessen, wie man das Gefrierfach unten öffnete, und brauchte eine Weile, bis es ihr wieder einfiel.

»Lydia, warum, zum Teufel, räumst du in einem solchen Moment den Kühlschrank aus?« fragte Lawrence.

»Hör auf damit!« brüllte sie völlig verstört.

»Du bist nicht verrückt. Ich bin hier«, sagte er mit allem Nachdruck. »Du glaubst zwar im allgemeinen nicht an Geister, aber du glaubst an mich, und ich bin hier. Daß du mich hören kannst, hat irgendwie damit zu tun.«

»Aber Lawrence, Tote reden nicht, also muß ich verrückt sein.«

»Was möchtest du lieber glauben?« fragte er, und plötzlich war es ihr egal, ob sie verrückt war oder nicht oder was sonst passierte. Vielleicht hatte sie ja überhaupt nur einen Alptraum. »In Ordnung«, sagte sie laut. »Was steht als nächstes auf dem Programm?« Wie süß das Verrücktsein doch ist, diese Freiheit, dachte sie. Sie würde sich nicht dagegen wehren. Was sonst konnte sie tun? Lawrence war da, irgendwie würde er ihr helfen, eine Lösung für seinen toten Körper zu finden. Schließlich konnte sie ihn nicht ewig herumkarren.

Er hatte gewollt, daß sie ihn einfach irgendwo ließ, wo es friedlich und ruhig war, und er einfach verwesen konnte. Sie stellte Mr. George wieder aufs Bücherbord und startete das Wohnmobil. Sie hatte zumindest das Gefühl, daß Lawrence neben ihr saß.

»Die Leser hatten nie die Möglichkeit, dich wirklich kennenzulernen«, sagte sie plötzlich.

»Welche Leser? Wovon sprichst du?« fragte Lawrence.

»Ich weiß auch nicht. Es kam mir nur so in den Sinn. Aber was sollen wir jetzt tun?«

»Laß meinen Körper einfach irgendwo. Dagegen gibt es kein Gesetz, soweit ich weiß. Vielleicht lokale Gesundheitsverordnungen. Aber was sollen sie dir schon tun?«

»Na ja, es ist mehr oder weniger, was wir geplant haben, falls einer von uns stirbt. Wenigstens hast du deine Vorstellungen nicht geändert«, meinte sie. »Falls du tatsächlich hier bist, und ich dich nur nicht sehen kann«, fügte sie nervös hinzu.

»Nun, ich muß ja wohl tot sein, ich meine wirklich tot«, antwortete er. »Aber wie kann ich reden, wenn ich wirklich tot bin? Du weißt schon - »Asche zu Asche, Staub zu Staub<...«

»Mach keine Witze darüber«, fuhr sie ihn an. »Ehrlich.«

»Ich bleibe nur hier, um dir zu helfen«, sagte er.

»Eine schöne Hilfe bist du«, sagte Überseele Sieben. Er hatte die ganze Geschichte mitverfolgt, aber Lydia war sich wie üblich seiner Gegenwart nicht bewußt.

»Ich dachte doch, daß noch jemand hier sei, aber ich war mir nicht sicher«, antwortete Lawrence. »Ich sehe aber niemanden.«

»Das kommt, weil du noch nicht wirklich sehen kannst, oder du hast Angst davor.«

»Also wirklich, bin ich nun tot oder nicht?« fragte Lawrence. »Lydia und ich sind ziemlich verwirrt über das alles. Und wer bist du?«

»Das war einer der leichtesten und gekonntesten Übergänge, die ich je gesehen habe«, sagte Sieben.

»Man kann dir gratulieren. Die meisten Menschen machen viel mehr Theater. Natürlich hattest du nicht allzulange Schmerzen oder dergleichen. Trotzdem, das war sehr gut. Du wirst allerdings nicht lange hierbleiben. Wahrscheinlich wird dich jemand abholen. Ich bin ein... Freund von Lydia.«

»Tatsächlich? Ich dachte, ich kenne alle ihre Freunde«, wunderte sich Lawrence.

»Mit wem um Himmels willen redest du da?« fragte Lydia.

»Hörst du ihn denn nicht?«

»Nein, außer dir höre ich niemanden, und dich sollte ich auch nicht hören. Da!« Wieder erschien dieses steife Lächeln auf ihrem Gesicht, und sie schaltete das Radio ein, um seine Stimme zu übertönen. Doch Lawrence sagte: »Don ist ein Nationalpark, Lydia. Fahr hinein.« Sie hatte das Gefühl, in einer Art Trance zu sein, und tat, was man ihr sagte. Sie mußte fünfzig Cents bezahlen und an zwei Wachen vorbei, die sie anlächelten und eine Bemerkung über den wunderschönen Tag machten. Warum ist, wenn ich tatsächlich in Trance bin oder träume, alles so lebendig? fragte sie sich.

»Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist«, meldete sich Sieben.

»Der Mensch hat das Recht, mit seinem Körper zu machen, was er will, wenn er mit ihm fertig ist«, sagte Lawrence. Lydia runzelte die Stirn. Nicht, daß Lawrence sich verrückt anhörte, jedenfalls nicht verrückter als sonst.

»Da. Hier entlang. Fahr nach links«, dirigierte er sie. Sie passierte einige Zeltreihen und Lagerfeuer und spielende Kinder auf nun dämmrigen Wiesen. Eine Gruppe sang ein Lied, und der Geruch von Hotdogs, Steaks und Zwiebeln erfüllte die Luft. Lydia hatte es aufgegeben, verstehen zu wollen, was hier geschah. Irgendwer - Lawrence? - sagte ihr ohnehin, was sie zu tun hatte, was gut war, denn sie war unfähig, Entscheidungen zu treffen.

»Noch weiter«, wies Lawrence sie an.

Die Straße wurde einsamer. Riesige Tannen ragten in die Abenddämmerung. Sie kamen zu einem gepflegten Wiesengelände, und hier und dort waren Bänke aufgestellt. Niemand war zu sehen. »Hier Lydia. Halt an«, sagte Lawrence. »Ich habe nicht mehr viel Zeit, Liebling. Ich fühle es. Beeil dich.«

Sie brachte das Wohnmobil möglichst nahe bei einer Bank zum Stehen.

»Die nächste bitte«, bat Lawrence. »Da ist die Aussicht viel schöner.«

Sie parkte und ging nach hinten. Lawrences Körper saß immer noch auf dem Stuhl, das Buch im Schoß. »So weit, so gut«, sagte sie. »Aber allein kann ich den Körper nicht transportieren.«

*Stoß ihn einfach vom Stuhl«, riet Lawrence.

»Das kann ich nicht!« Sie stand da und starrte vor sich hin. Ich brauche eine Zigarette, dachte sie. Sie stieg aus, zündete sich eine Zigarette an und schaute über den Park und die Wälder und die Bänke und sog die kalte Nachtluft ein. Dann, sicher, daß ihr Kopf nun klar war, kletterte sie wieder hinein. Es war alles nur ein Traum. Lawrence war nicht tot und würde in seinem Körper sein, wo er hingehörte.

Doch da war der Körper, still und unbewegt. Wie schlecht war es um ihren Verstand bestellt? Sie wußte es nicht. Na denn! Sie zog Lawrences Körper vom Stuhl, zerrte ihn durch das Wohnmobil, die Stufen hinunter und hinüber zur Bank. Grillen zirpten. Ein Stein geriet in einen ihrer Schuhe und sie mußte ihn ausziehen. Es war sehr viel

schwieriger, den Körper hinauf zuheben, aber sie schaffte es, und schließlich saß er gemütlich auf der grünen Bank und blickte über die Wiesen hinüber zu den Wäldern.

»Vortrefflich«, bemerkte Lawrence. Dann wandte er sich an Sieben: »Wirst du noch hier bleiben, um ihr beizustehen? Sie wird Hilfe brauchen, weißt du. Ich höre, daß mich jemand ruft, und habe das Gefühl...« und damit verschwand Lawrence. Sieben konnte ihn nicht mehr sehen, und Lydia war er ohnehin immer verborgen geblieben.

Sie kletterte wieder ins Wohnmobil, blickte hinaus auf Lawrences alten Männerkörper und wollte weinen, aber sie konnte nicht. Sie ließ den Motor an, verließ den Nationalpark und fuhr einfach immer weiter. Die Straße nahm sich ganz real aus. Sonst nichts. Gleichzeitig war irgendein innerer, gewöhnlich stummer Teil von ihr sehr wach und sprach zu ihr. Dieser Teil wurde meist von ihren Gedanken überlagert, aber es gab große Löcher in ihrem normalen Bewußtsein, durch die diese inneren Diskussionen auftauchten. Sie war auf dem inneren Rückzug, und das schon eine ganze Weile, soviel war klar. Diese Reise quer durchs Land hatte ihr helfen sollen, sich aus ihrer gewohnten Umgebung zu lösen, denn die hielt sie fest... gab ihr ihre Orientierung.

Doch mit der Orientierung war's nun vorbei. Sie wollte sich auf nichts mehr einlassen. Lawrence hatte nicht sechzig werden wollen (ein Meilenstein, der ihr nicht das Geringste ausgemacht hatte) und war es auch nicht geworden. Aber sie wollte nicht so schnell, so plötzlich gehen wie er. Sie wollte sich langsam verabschieden, Schritt für Schritt

geistig loslassen. Sich so leicht, so unmerklich zurückziehen, daß sie dabei selbst vergaß, was sie tat. Wie mit Schlaftabletten fürs Bewußtsein. Lydia war sich ihrer Gedanken nur halb bewußt. Immer wieder sah sie vor sich das Bild von Lawrences Körper auf der Bank. Sie verdrängte es und fuhr einfach immer weiter. Am Morgen fütterte sie Grünfeld, Tuckie und Mr. George und frühstückte am Straßenrand. Sieben versuchte immer wieder mit ihr zu reden, aber sie hörte ihn nicht. Sie glaubte nicht an Geister, außer an den von Lawrence, doch der schien sie verlassen zu haben. Drei Tage später erwischten sie sie schließlich, nachdem sie Lawrences Körper gefunden und Nachforschungen angestellt hatten. Die Polizei war sehr verständnisvoll. Lydias Kinder holten sie ab. Sie erklärte, was passiert war, und alle taten so, als sei alles ganz normal. Lydia merkte, daß sie ihr kein Wort glaubten, aber es war ihr egal. Mit großer Distanz betrachtete sie ihre Sprößlinge. Sie erschienen ihr zu... solide, phantasielos... beschränkt. Eine Woche lang nahm ihre Tochter Anna sie bei sich auf. Sie verließ das Haus mit den Katzen und Mr. George, sein Goldfischglas in den Armen, während Anna beim Bridge war. Binnen weniger Stunden hatten sie sie gefunden. Roger, ihr Sohn, war als nächster an der Reihe, sie aufzunehmen. Aber sie sah sich in diesem Vorstadtheim und Garten um und fand die ganze Umgebung zu gelect, unwirklich. Da gehörte sie nicht langer hin. Sie gehörte nirgendwo hin, das schien ganz klar. Ihr Interesse an der Welt schwand. Vage wunderte sie sich darüber, daß sie sie überhaupt jemals ernstgenommen hatte.

Sie gaben ihr Beruhigungstabletten, da sie ab und zu davon sprach, wie Lawrence sich die Bank ausgesucht hatte, auf dem sie seinen Körper zurückgelassen hatte, obwohl er doch schon seit Stunden tot war. Sie fand das selbst sehr rätselhaft.

Eines Nachts schluckte sie ihre Beruhigungstabletten nicht und schlich sich, als alle schliefen, heimlich aus dem Haus. Es war Frühherbst. Die orangefarbenen Blätter waren matt und weich und fielen überall. Sie rannte - sehr behende für mein Alter, fand sie - durch Hinterhöfe und Gärten, duckte sich unter Wäscheleinen hindurch, wich Abfalltonnen aus und sprintete an erleuchteten Fenstern vorbei, hinter denen Fernseher flimmerten.

Eine große Heiterkeit erfüllte sie. Ihr Nachthemd umflatterte ihre Knöchel. Sie verlor ihre Hausschuhe und genoß das nasse Gras an ihren bloßen Füßen. Sie würden ein Höllentheater machen, wenn sie sie entdeckten. Wann und warum habe ich eigentlich aufgehört, solche Sachen zu machen, fragte sie sich vage. Als Kind? Von ferne hört sie alarmierte Stimmen - wahrscheinlich Roger und seine Frau, die nach ihr riefen -, aber sie rannte immer weiter.

Eine Weile hatte sie fast das Gefühl, jemand lief mit ihr oder begleitete sie, und einmal, als sie beinahe über einen knorrigen Baumstumpf stolperte, rief ihr eine innere Stimme zu: »Paß auf!« Zumindest glaubte sie, sie gehört zu haben.

Aber sie nahm Sieben nicht wahr. Er rief immer wieder ihren Namen, doch diese innere Stimme vermischte sich mit den Rufen von Lydias Sohn und Schwiegertochter.

Und Sieben selbst merkte, daß er immer weiter von Lydia weggezogen wurde, bis er sie kaum noch spüren konnte. Statt dessen wurde eine andere Szene Realität für ihn. Die Hinterhöfe verschwanden, und anstelle des Rasens erschienen schimmernde Mosaik.

Kapitel 11

Ma-ah im Land der Sprecher

Noch nie hatte Ma-ah Mosaike gesehen. Voller Bewunderung starrte sie auf die leuchtend blauen, grünen und purpurfarbenen Kacheln, die den Boden des Hofes bedeckten und in der Nachmittagssonne glitzerten. Die vielfältigen, ineinander verschlungenen Muster, seltsam gewundenen Linien und fremdartigen Formen, Kreise und Quadrate, machten sie fast schwindlig.

Dort schmiegte sich eine blauschimmernde, fischförmige Steinplatte in einen leuchtend grünen Vogel, aber eine Trennungslinie zwischen beiden war fast nicht erkennbar, so daß sich vor ihren Augen der Fisch in einen Vogel verwandelte. Und so war es auch mit allen anderen Mustern. So fließend und leuchtend waren die verschiedenen Bilder, daß sie zögerte, den Fuß auf sie zu setzen. Sumpter ging voraus, ohne einen Blick auf diese Pracht zu werfen, und so folgte sie ihm fügsam. Lange Schatten lagen schon über den Mosaiksteinen, Schatten, die die hohen blanken Felswände warfen, die diesen Hofraum umgaben.

»Sumtoa«, sagte Sumpter, der auf sie wartete. Allmählich gewöhnte sie sich an ihn. Seit den zwei Tagen, die sie nun schon von Rampa getrennt war, war er ihr ständiger Begleiter. »Sumtoa«, wiederholte er.

Sie hatte keine Ahnung, was das Wort bedeutete, aber seine Geste machte deutlich, was er meinte. Er deutete

auf die nächste Felswand. Sie wandte ihren Blick in die angegebene Richtung und wich überrascht zurück. Die Gestalt eines Mannes war so gekonnt in den Fels geritzt, daß sie ihn einen Moment für eine reale Person hielt. Ein Arm war so nah, daß sie ihn hätte berühren können. Wie Sumpter war er riesig, trug eine violette Robe und hatte, wie all die anderen Leute hier, eine hellbraune Haut und blaue Augen mit orangefarbenen Sprenkeln.

»Sum-to-a.« Sumpter sprach diesmal etwas langsamer. Sie schüttelte den Kopf und antwortete in ihrer eigenen Sprache: »Ich verstehe nicht.«

Wieder wies er auf die Felswand. Und nun entdeckte sie, daß sie über und über mit Figuren und Zeichnungen bedeckt war. Wie hatte sie das bisher nur übersehen können? Sie waren so kunstvoll ausgeführt, daß der Eindruck entstand, als schmiegt sich wirkliche Menschen in den Fels oder traten aus den Spalten heraus.

»Crom a taum«, sagte Sumpter lächelnd.

Ma-ah zuckte fast ärgerlich die Achseln. Was wollte er von ihr? Und wo war Rampa? Wenn sie Sumpter danach fragte, antwortete er stets mit Gesten und diesen Worten, die sie nicht verstand, aber sie schloß daraus, daß er unter Anleitung einer anderen Person dieselben Erfahrungen machte wie sie. »Warum sind Rampa und ich getrennt?« fragte sie, doch Sumpter lächelte nur beruhigend. Dann deutete er auf seine Ohren, auf ihre Ohren und schließlich auf das Bild an der Wand. Er wollte, daß sie zuhörte... Diesem gemalten Mann?

Sumpter schüttelte den Kopf, wobei seine Kapuze verrutschte und sein glattes schwarzes, schulterlanges Haar freigab. Ganz sanft, um sie nicht zu ängstigen, nahm er Ma-ahs Hand und führte ihre Finger leicht über den Bereich des Bildes, den sie erreichen konnte. Anfangs schreckte sie überrascht und verunsichert zurück. In ihren Fingerkuppen spürte sie eine sehr seltsame Empfindung, wie ein Kitzeln. Sumpter bedachte sie mit einem ermunternden Blick.

Ma-ah war zwischen Verwunderung und Mißtrauen hin- und hergerissen. Die Linien dieser gemalten Gestalt gaben... Töne... von sich, die durch ihre Hände strömten. Ganz vertieft tastete sie mit den Fingern die ganze Fläche ab, was eine andere Empfindung hervorrief. Auch die Farben hatten etwas damit zu tun.

Grün sandte lange Wellen durch ihre Hand und dann lang anhaltenden Klanggefühle.

Kopf und Schultern der Figur waren zu hoch für sie. Fast kokett drehte sie sich um und berührte Sumpters Robe. Sie war weich, schickte aber keine Töne durch ihre Finger. Er lachte freundlich, aber sie hatte das Gefühl, er machte sich lustig über sie oder hätte ihre Geste oder etwas Ähnliches schon erwartet. Sie schmolte, und ihr Blick verdunkelte sich.

Daraufhin berührte Sumpter das braune Gewand, das sie ihr gegeben hatten, und schüttelte verschmitzt den Kopf, als wollte er sagen: »Schau, das gibt auch keine Töne von sich.«

Ihr Blick hellte sich wieder auf, aber sie blieb vor ihm auf der Hut. Sie stand unter ständiger Beobachtung, wurde

aber augenscheinlich in ihrer Bewegungsfreiheit nicht eingeschränkt. Sie konnte die Felswände betrachten oder nicht, ganz wie sie wollte - er zwang sie nicht dazu. Es stand hier nicht sein Wille gegen den ihren. Zufrieden rannte sie zur nächsten Zeichnung. Ein seltsamer großer Vogel hockte auf dem Boden, und Leute traten aus seinem offenen Schnabel oder Bauch - sie wußte nicht, was. Die Sonne schien auf seine gefalteten Flügel, und die Leute wirkten alarmierend lebendig. Wie konnte das sein, wenn der Vogel sie doch verschluckt hatte? Und welcher Vogel war so groß, daß er ganze Menschen verschlingen konnte?

Sie warf einen Seitenblick auf Sumpter, So was war unmöglich. Sie kannte Tiere und Vögel, auch wenn sie nichts über dieses versteckte Tal gewußt hatte. Sie schüttelte den Kopf, schnitt eine Grimasse und deutete mit einem breiten Grinsen auf die Zeichnung, um ihre Ungläubigkeit auszudrücken.

Sumpter nahm wieder ihre Hand und versuchte, ihre Finger über die Linien des großen Vogels zu führen, aber sie sprang zurück. Sie hatte Angst, sein Bauch oder Schnabel könnte plötzlich ihre Hand verschlucken.

Sumpter nickte ernst, als respektierte er ihre Furcht. Dann betastete er selbst die Zeichnung. Und erst, als er seine Hand unversehrt zurückzog, folgte Ma-ah seinem Beispiel. Zunächst war sie sehr vorsichtig. Es konnte ein Trick sein, den sie nicht verstand. Aber dann entspannte sich ihr Gesicht, und sie neigte den Kopf. Aus den Tönen sprach Freude, sie waren erfüllt von Begeisterung und

Zufriedenheit. Lachend sah sie zu Sumpter auf: Der Vogel sang.

Nun war es Sumpter, der aufgeregt wurde. Sie vergaß sich selbst in der Freude über ihre Entdeckungen, so wie er gehofft hatte. Sie fühlte sich nicht mehr so in der Falle. Er war zu ihrem Lehrer ernannt worden, und sie lernte rasch. Aber wieviel konnte sie lernen? Über welche Fähigkeiten und Möglichkeiten verfügte sie? Es war wichtig, daß er sie gerade so weit ermunterte, daß sie sich bei all den vielen neuen Erfahrungen nicht minderwertig vorkam.

Rasch ging er hinüber zu einer kleinen, besonders hellen Ecke des Hofes. Ma-ah folgte ihm betont langsam, um zu zeigen, daß sie es aus freiem Willen tat. Gut. Er wollte sie in ihrer Eigenständigkeit unterstützen, solange es nicht Dickköpfigkeit war.

Aber sie vergaß alles, als sie diesen Teil der Wand betrachtete. Hier waren die Bilder ganz besonders lebendig, die Farben intensiv und leuchtend. Einige stellten Tiere und Vögel dar, die sie aus ihrer Welt kannte, aber andere waren ihr völlig fremd. Aufgeregt deutete sie auf die Gestalten, die ihr vertraut waren, und hatte das Gefühl, zur Abwechslung ihm etwas zeigen zu können. Sumpter war entzückt. Er wartete darauf, daß sie die Schriftzeichen entdeckte, die einfachen, aus einem Wort bestehenden Bezeichnungen unter den Darstellungen. Sie brauchte nicht lange. Als erstes erspähte sie das Zeichen unter dem Vogel und betastete es sofort. Die Übersetzung in Laute zischte durch ihre Fingerspitzen, zunächst noch schwach, wie Sumpter merkte, aber sie

kam an. Sie brauchte nur einen kurzen Augenblick, um eine Verbindung zwischen den Lauten, die ihr das Symbol übermittelte, und dem darüber dargestellten Vogel herzustellen.

Es würde noch eine Weile dauern, bis er ihr erklären konnte, daß die Symbole mit Tönen verknüpft waren, und nicht die Zeichnungen selbst, wie es bei den vorangegangenen Bildern der Fall gewesen war. Denn wenn sich alle Bilder in Töne übersetzten, hätten die Schüler keine Motivation, die Schriftzeichen zu lernen. »Boroo«, sagte sie verwundert und deutete auf den Vogel. »Bor« ««, korrigierte er sie rasch mit lauter Stimme und lächelte, weil sie so schnell lernte.

Ma-ah liebte Herausforderungen, aber sie wollte auf keinen Fall unterlegen erscheinen. Sie runzelte die Stirn, deutete auf das Bild eines Hasen und sein Schriftzeichen und wollte das gesprochene Wort dafür wissen. Sumpter schüttelte freundlich den Kopf. Sie schmolte für einen Moment, wandte sich dann aber der Wand zu, berührte das Schriftzeichen unter dem Bild und lachte aufs Neue verwundert, als es unter dem Druck ihrer Finger Laute aussandte.

»Zentu«, sagte sie, »Zentu!« Dann führte sie ihre Finger ans Ohr, aber die Laute wurden zu schnell von der Haut absorbiert, als daß sie sie mit dem Ohr noch hatte auffangen können. Sie starrte Sumpter an. Wohin waren die Töne verschwunden? Hatte er sie ihr weggenommen? Er deutete auf das Schriftzeichen. Sie berührte es, erhielt wieder einen Laut, und von da an gab es kein Halten mehr. Sie verbrachten den ganzen Nachmittag im Hof.

Ma-ah lief von Schriftzeichen zu Schriftzeichen, erfaßte die Worte mit unglaublicher Schnelligkeit und verlangte von ihm, daß er sie korrekt für sie wiederholte. Ab und zu tanzte sie um ihn herum, wenn sie einen besonders schwierigen Laut gemeistert hatte.

Auch als die Sonne schon tief stand und der Hof in dunkelblaue Schatten getaucht war, wollte sie eigentlich noch nicht aufhören. Auf dem Rückweg betrachtete sie immer wieder den Mosaikboden und rief, wenn sie ein nun vertrautes Bild entdeckte, laut das dazugehörige Wort. Einmal kniete sie nieder und betastete eine der Darstellungen, aber diese gaben keine Töne von sich, und enttäuscht stand sie wieder auf.

Sumpter wollte sie nicht drängen, aber es war Zeit, ihr die Stadt zu zeigen und sie allmählich in Gepflogenheiten und Erfahrungen einzuführen, die sie, wenn sie nicht darauf vorbereitet war, ziemlich erschrecken würden. Er wartete, bis sie von ihrem eigenen Geplapper - m ihrer Sprache — müde war. Er tat so, als verstünde er sie nicht, um sie zu motivieren, die neuen Worte zu lernen. Er kannte ohnehin viele ihrer Gedanken. Sie war leicht telepathisch zu lesen, aber sie selbst war noch nicht so weit. Was das anging, so gab es da in ihrem geistigen Erleben gelegentlich etwas, das Ihm widersprüchlich vorkam, ohne daß er hätte genau sagen können, was es war.

Im Moment zum Beispiel waren ihre Gedanken leicht zu durchschauen, besonders ihre Neugier. Sie folgte ihm ganz bereitwillig. Er führte sie hinüber zum Wohnbereich bei der lebendigen Wand an der anderen Seite des Hofes. Am Ende des Raums standen zwei Sofas, weit genug

entfernt von der lebendigen Wand, so daß Schüler sich nicht eingesperrt fühlten oder zu erschreckt wurden von dem, was sie zu sehen bekamen. Sumpter ließ absichtlich das Tor zum Hof offen, um ihr einen Fluchtweg zu lassen, falls sie ihn zu brauchen meinte. Er deutete auf eine Couch, und nach einem prüfendem Blick ließ sich Ma-ah darauf nieder. Dann deutete er auf die lebendige Wand, aktivierte sie mit einem bestimmten mentalen Laut und wartete.

Die undurchdringliche Wand begann zu schimmern, färbte sich weißlich, und ganz langsam wurden Bilder sichtbar, bis sich eine ganze Straße der Stadt mit ihren Geräuschen, Gerüchen und ihrer Geschäftigkeit vor ihnen hinzog. Ma-ah versteifte sich, rang nach Luft und warf einen Blick auf die offene Tür. Sumpter beobachtete sie sehr gespannt. Er wunderte sich selbst darüber, daß die ersten Reaktionen seiner Schülerin ihn immer noch in Aufregung versetzten. Er holte das Bild der Stadt näher heran. Da waren sie, die gekachelten Wege mit ihren herrlichen Farben, dazwischen verstreut kleine grüne Inseln; die einzelnen Wohnanlagen, offen für Sonne und Luft (sie alle waren in bestimmten Tonfrequenzen errichtet worden, wenn man sich auch der natürlichen Erdmaterialien bedient hatte). Dies war eine der Modell-Städte, die sich an geeigneten, versteckten Plätzen über den ganzen Planeten verstreut fanden. Ma-ah war jetzt in den Anblick völlig vertieft, und Sumpter aktivierte mit einem bestimmten mentalen Ton die Dreidimensionalität. Mit einem Satz breitete sich die ganze Szenerie umfassend vor ihr aus. Er achtete auf ihre

Reaktion, darauf gefaßt, daß diese letzte Verdeutlichung ihr tiefen Schreck einjagen würde.

Statt dessen erschien ein seltsames Lächeln auf ihrem Gesicht, ganz untypisch für sie. Ein Ausdruck, den er noch nie an ihr gesehen hatte.

»Natürlich!« rief sie und sprang auf. Sofortiges Verstehen malte sich in ihren Gesichtszügen und vermittelte ihm das unheimliche Gefühl, daß sie etwas verstand, was er nicht verstand, daß diese Szenerie eine überaus starke persönliche Bedeutung für sie hatte, was unmöglich sein konnte.

Das Tor zur Stadt für die Schüler befand sich links. Er hatte nicht vorgehabt, sie schon jetzt, ohne ein paar vorbereitende Sitzungen, in die Stadt selbst einzuführen, aber sie stürzte zum Tor und öffnete es, noch bevor ihm klar war, was geschah. Und warum rannte sie zu diesem Tor, von dem sie gar nicht wissen konnte, daß es in die Stadt führte?

Es war Sieben, der unbedacht mit der Stimme Ma-ahs aufgeschrien und sie spontan zu diesem Tor gedrängt hatte. Aber Ma-ahs Erstaunen über den Anblick verdrängte Siebens Bewußtsein. Sie stand völlig überrascht da, unfähig zu sprechen. Der Ausdruck klaren Verstehens war so gänzlich aus ihrem Gesicht verschwunden, daß sich Sumpter fragte, ob er ihn sich nur eingebildet hatte. Ma-ah war verschreckt und wie erstarrt stehen geblieben. (»Kein Wunder«, wie Kypros später zu Sieben bemerkte.)

Ungläubig starrte sie auf drei riesige dreieckige Objekte, die in den Himmel ragten. Sie schienen ganz für sich aus

der Erde gewachsen zu sein, ganz anders als etwa Berge oder Felsen. Aber sie bestanden aus Felsgestein, und ihr war klar, daß Menschen sie gemacht hatten. Unten breit, wurden sie zur Spitze hin immer schmaler, und sie hatten Stufen, wie Ma-ah nun bemerkte. Neben ihnen nahm sich Sumpters Volk von riesenhaften Menschen wie Ameisen aus, die um sie herumwimmelten und so vielen Beschäftigungen nachgingen, daß sie gar nicht alles auf einmal in sich aufnehmen konnte.

Höfe umgaben diese seltsamen Gebilde und eine Reihe von steinernen Terrassen, die mit allem möglichen begrünt waren. Es standen noch andere Gebäude unterschiedlicher Größe und an verschiedenen Plätzen gelegen herum. Ma-ah blinzelte und stieß plötzlich einen Schrei der Panik und Ungläubigkeit aus. Sie deutete zitternd auf einen Springbrunnen, den sie gerade entdeckt hatte - Wasser, das aus dem Boden schoß, statt von oben zu fallen wie Regen. Wasser, das aus der Erde hinauf regnete, statt vom Himmel herunter! Das entsetzte sie mehr als alles andere, was sie bisher gesehen hatte. Es war... falsch, unmöglich... gegen alles, was sie von der Natur und der Weh wußte. Entsetzt stand sie da und starrte wie gebannt auf das plätschernde Wasser.

»Ma-ah«, sagte Sumpter.

Sie sah ihn an, ihre Augen geweitet in klarer, aber widerwilliger Einsicht in ihre Lage und die Macht von Sumpter und seinem Volk. Wenn diese Wesen die Gesetze der Natur verkehren und es von unten nach oben regnen lassen konnten, dann war sie zweifellos ihrer Gnade ausgeliefert. Sumpter sah dieses Verstehen m

ihrem angespannten Gesicht, diese grollende Ehrfurcht. Aber ihr Blick verriet auch eine wache Intelligenz, schlaue und erfinderische. Trotz allem würde sie sich nicht unterkriegen lassen. Mit einem angedeuteten Achselzucken akzeptierte sie bereits ihre gegenwärtige Lage und erhob sich zugleich darüber.

Sie warf der Fontäne einen schrägen, trotzigem Blick zu, atmete tief ein und gab sich ungerührt, so als sei die Szenerie eigentlich nicht besonders ungewöhnlich und schon gar nichts, worüber sie in Aufregung geraten müßte. Sumpter grinste anerkennend, aber hinter vorgehaltener Hand, mit abgewandtem Gesicht.

Sobald Ma-ah ihre Fassung wiedergewonnen hatte, kam auch Siebens Bewußtsein zu sich. Er erkannte die Pyramiden, aber da war noch etwas anderes. Was war das für ein Wissen, das er vergessen hatte? Eine große Sehnsucht ergriff ihn. Ma-ah rannte plötzlich vor, zielstrebig, mit braunem, fliegenderem Haar und flatterndem Gewand. Sie war es nicht gewohnt, in knöchellanger Kleidung schnell zu laufen. Mehrmals verfangen sich ihre Füße im Stoff, und sie geriet ins Stolpern, fing sich aber wieder und rannte weiter. Sumpter, verduzt über ihre widersprüchlichen Reaktionen, folgte ihr. Ein bißchen verstimmt dachte er, daß er sich keine Sorgen um ihre Einführung in die neue Umgebung machen mußte - sie hatte die Angelegenheit in die Hand genommen und dirigierte ihn.

Ma-ahs und Siebens Bewußtsein operierten zwar getrennt, aber ständig sickerte etwas von einem Bewußtsein ins andere durch. Jetzt fing Ma-ah Siebens

überraschte Vertrautheit mit diesem Volk und den Pyramiden (es waren Pyramiden, wie sie plötzlich wußte) und seinen aufgeregten Drang auf, sie zu inspizieren. Im Moment akzeptierte sie diese Gefühle fraglos als ihre eigenen - sie waren so klar und unmißverständlich. Erst später sollte sie sich darüber wundern. So rannte sie immer weiter, mitten durch Menschengruppen hindurch, die sich bei den verschiedenen Gebäuden versammelt hatten. Sie sahen ihr neugierig nach, ihre kleine Gestalt und dunklere Haut wiesen sie sofort als Fremde aus. Dann, als sie Sumpter sahen, dessen violette Robe ihn als prominenten Sprecher kennzeichnete, wandten sie sich wieder ihren Aktivitäten zu.

Und Überseele Sieben fühlte die Begeisterung und Freude in Ma-ahs Körperrhythmus. Er war sich des ungehinderten Flusses ihrer Bewegungen mit intensivem Vergnügen bewußt, der eleganten Zusammenarbeit von Nerven und Muskeln in ihrem schnellen Lauf. Für einen Moment erkannten er und Ma-ah sich beinahe als getrennte Wesen, die doch eins waren, vereint in diesem unbedingten Wunsch, die mittlere Pyramide zu erreichen. Ma-ah hielt einen Augenblick inne, dann flog sie die Stufen hinauf. Für sie waren es riesige Stufen, aber sie nahm sie mit Leichtigkeit. Sumpter folgte ihr, nun immer ernster und verwirrter. Sie hatten bereits fast hundert Stufen erklommen, als Ma-ah stehenblieb, um Atem zu holen, sich umdrehte und auf die Stadt hinunterblickte. Von hier waren die verschiedenen Bezirke klar zu erkennen; die kreisförmig und weiträumig angelegten Wohnbereiche, umgeben von Grün und gefliesten Wegen;

die Verbindungsstraßen und in der Mitte die Pyramiden, Tempel und öffentlichen Gebäude. Und all das wiederum umgeben von einem undurchdringlichen Ring von Felswänden.

Wann habe ich schon einmal hier gestanden, fragte sich Ma-ah. Warum ist mir alles so vertraut? Sie lehnte sich gegen die glatte, schimmernde Mauer.

»Du warst noch nie hier, aber ich, glaube ich«, versuchte Sieben ihr zu übermitteln, doch nun wurde sie sich plötzlich ihres Standorts bewußt, und ein Schwindelgefühl erfaßte sie. Vage entsann sie sich ihres unbeirrten Laufs zur Pyramide. Was tue ich hier? Bin ich wirklich hierher gerannt, oder ist alles nur ein Traum? Nie zuvor hatte sie in so großer Höhe gestanden. Sie wich zurück an die Wand. Nur Vögel flogen so hoch.

Sumpter hielt schützend den Arm vor sie, aber sein Gesicht zeigte Betroffenheit. Wußte sie, wie nahe sie... der Tür war? Das konnte natürlich nicht sein. Aber wie eine Besessene war sie direkt auf einen der geheimsten Pyramideneingänge zugerannt, der sogar vielen Leuten seines Volkes unbekannt war. Nun stand sie beinahe bewegungsunfähig da, starrte auf die Stadt hinunter und versuchte, ihrer Angst Herr zu werden. Fast ist es, als sei die Angst aus dem Nichts aufgetaucht, dachte er. Zuvor war sie gewiß nicht da gewesen. Doch jetzt machte sie ihm nichts vor, dessen war er sich sicher.

Zu spät hatte Sieben erkannt, daß eine solche Höhe Ma-ah Schrecken einjagte. Das hätte er natürlich wissen müssen. Er war schon fast so verwirrt wie sie. Sie war kurz davor, in Ohnmacht zu fallen. Rasch versuchte

Sieben, für sie zu übernehmen, aber sie warf einen letzten entsetzten Blick auf die Stadt und sank dann wie ein kleines Bündel neben Sumpter nieder.

Sumpter hob das Mädchen sanft auf und trug es hinunter. Am Fuß der Treppe hatte sich eine kleine Menge versammelt, die ihm Platz machte. Eine Frau brachte einen feuchten Schwamm und betupfte damit Ma-ahs Gesicht. Ihr Verhalten ist auf eine Weise rätselhaft, die ich nicht entschlüsseln kann, dachte Sumpter. Plötzlich fielen ihm die Worte ein: »Einmal ein Sprecher, immer ein Sprecher.« Das wußte er natürlich, aber warum kam ihm dieser Gedanke jetzt, unter diesen Umständen? Das bekannte Sprichwort schien jetzt eine Bedeutung zu haben, die ihm entging.

Ma-ah kam zu sich. Als sie langsam die Augen öffnete, war sich Sumpter plötzlich sicher, daß sie letztendlich vor dem Tribunal landen würde, aber warum, das konnte er nicht sagen.

Kapitel 12

Ma-ah und die leuchtenden Bausteine aus Tönen

»Silben sind die Lautäquivalente zu Atomen«, sagte Sumpter. »Und aus Atomen setzt sich die Materie zusammen. Aus Silben können natürlich Worte gebildet werden. Aber sie können auch zu Lautmustern zusammengesetzt werden, die keine Wörter sind. Das heißt, solche Laute beziehen sich nicht auf Gegenstände oder Gefühle, sie benennen keine Dinge im üblichen Sinn. Vielmehr sind diese Laute, die keine Wörter sind, einfach... Kraft. Sie bewirken Dinge, statt nur Namen für sie zu sein.«

Ma-ah zuckte die Achseln. »Du hast gesagt, daß wir heute morgen Rampa treffen würden. Das ist das einzige, was mich interessiert. Ich kann mich nicht konzentrieren. Wie kannst du erwarten, daß ich mich für irgend etwas anderes interessiere, wo wir uns so lange nicht gesehen haben.«

Sumpter nickte. Sie hatte die Sprache seines Volkes sehr schnell gelernt, aber den ganzen Morgen über war sie verdrossen und gab vor, nichts von dem zu verstehen, was er sagte. Ihm wurde etwas unbehaglich zumute. Sie lernte erstaunlich gut, doch diese... Begegnung, die sie ganz sicher aus dem Gleichgewicht bringen würde, war ihm gar nicht lieb. »Rampa ist vielleicht schon draußen im Hof«, sagte er. »Dann laß uns gleich gehen.«

Sie sprang von der steinernen Bank auf und ging ihm, wie üblich, voraus. Sie stieß das Hoftor auf und rannte über den Mosaikboden, ohne auch nur einen Gedanken an seine schimmernden Bilder zu verschwenden, die sie einmal so fasziniert hatten.

Rampa war schon da. Sie blieb plötzlich stehen. Er sah so anders aus in der Robe, die sie ihm gegeben hatten, so fern und seltsam unzugänglich. Ihre Augen verengten sich. Sofort hatte sie die andere Gestalt im langen Gewand bemerkt, die auf Rampa wartete, so wie Sumpter auf sie. Nur daß diese da eine junge Frau war! Ma-ah wirbelte herum und bedachte Sumpter mit einem vorwurfsvollen Blick. Er hatte sie im Glauben gelassen, daß Rampas Lehrer auch ein Mann sei. Sie blieb einen Augenblick stehen und ging dann etwas langsamer, fast lässig weiter. Aber ihre Zähne klapperten plötzlich, und sie preßte die Lippen fest zu einem gezwungenen Lächeln zusammen.

Rampa stand schweigend da und beobachtete, wie Ma-ah auf ihn zukam. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, das sah sie gleich. »Wie anders du aussiehst«, sagte sie in ihrer eigenen Sprache.

»Du auch«, entgegnete Rampa. »Ist dieser Mann dein Lehrer?«

»Sumpter? Ich denke doch. Ist sie deiner?« Ma-ah deutete auf die junge Frau, die am anderen Ende des Hofes stand.

»Ja, meine Lehrerin«, sagte er, aber da war ein fragender Unterton in seiner Stimme, den Ma-ah nicht verstand. Sie runzelte die Stirn.

»Magst du... ihn, deinen Lehrer?« fragte Rampa im selben merkwürdigen Ton.

»Ich mag ihn ganz gern«, erwiderte sie irritiert. Rampa schien verwirrt. Plötzlich sah er an ihr vorbei zu Sumpter hin. Zwischen beiden schien sich blitzartig ein gewisses Verstehen herzustellen, das Ma-ah unerklärlicherweise wütend machte. »Warum siehst du ihn an?« fragte sie. »Wir haben uns seit Wochen nicht gesehen, und du stehst einfach nur da...«

->Ich habe meine Lehrerin sehr gern«, sagte Rampa. »Es tut mir leid, daß du deinen Lehrer nicht auch so gern hast.«

Ma-ah warf einen Blick vorbei an Rampa auf die junge Frau, die mit gesenkten Augen im Hintergrund wartete. Sie war natürlich sehr viel größer als Rampa, aber Rampa nahm sich gegen sie nicht klein aus, nur gedrungener, kompakter. Und er hatte sich verändert, merkte sie, so wie sie auch. Zwischen ihnen war nichts mehr.

Überrascht sah sie sich ihn genauer an. Er lachte und äffte ihr Schulterzucken nach, so wie er es früher getan hatte. »Ich weiß nicht, was passiert ist«, sagte Rampa. »Das Leben, das wir gemeinsam hatten, das ist vorbei. Sie hat mich so viel gelehrt, ich fühle mich jetzt ihr verbunden. Wie kommt es, daß du für Sumpter nicht auch so empfindest?«

Ma-ah antwortete nicht. Sie starrte auf die junge Frau.

»Sie heißt Orona«, sagte Rampa.

»Wen interessiert das schon?« brauste Ma-ah auf. Aber zu ihrer eigenen Überraschung merkte sie, daß es ihr egal war. Sie hatten sich in jener alten Welt zusammengetan,

und was immer es gewesen war, das sie dort verbunden hatte, jetzt hatte es seine Gültigkeit verloren. Rampa lächelte, als sie ihn anfauchte, und sie ertappte sich dabei, daß sie sein Lächeln erwiderte.

»Du bist also einverstanden?« fragte er.

»Mit was?... Mit dir und... Orona?«

»Daß du und ich... uns trennen?«

Ma-ah nickte. Er entspannte sich sichtlich und sagte mit sanfterer Stimme: »Sie haben gehofft, daß du Sumpter mehr mögen würdest. Sie haben Plane mit uns, aber ich weiß noch nicht, um was es geht.«

»Ich mache meine eigenen Plane«, antwortete Ma-ah etwas trotzig.

Rampa schwieg einen Augenblick. Dann fragte er zögernd: »Wirst du kommen, wenn sie eine Wohnung für Orona und mich bauen?«

Noch während sie seine Worte hörte, gingen ihr in rascher Folge viele Bilder durch den Kopf- Erinnerungen an ihr Zusammensein auf den groben Fellen, das Mondlicht, das durch die Felsspalten drang... Aber sie nickte zustimmend, aufs neue überrascht über ihre Reaktion. In Ordnung, dachte sie. Alle Bindungen waren durchtrennt. Sie und Rampa in ihren neuen Gewändern, mit der neuen Sprache und dem neuen Wissen waren nicht mehr die Menschen, die sie einmal gewesen waren. Allein schon, daß sie nicht mehr ständig halb verhungert waren; sie mußten sich nicht mehr zum Schutz und zur gegenseitigen Unterstützung aneinander klammern, sie mußten sich nicht mehr in den kalten, verdammten Felsen verstecken. In Ordnung.

»Ich werde kommen«, sagte sie nüchtern, drehte sich um und ging. Aber ihre Augen brannten, und sie bedachte Sumpter wiederum mit einem vorwurfsvollen Blick, als sie den Hof verließen. »So, es war also alles geplant«, sagte sie. »Und was ist noch geplant? Mir hätte es das Herz brechen können, aber daran denkt ihr nicht, oder es ist euch egal. Zufälligerweise ist es nicht so gekommen, aber das konntet ihr nicht wissen...«

»Man hoffte, daß du dich mir zuwenden würdest, so wie Rampa sich Orona zugewandt hat«, sagte Sumpter gequält.

»Ich wende mich niemandem zu«, sagte Ma-ah. Aber als von ihm keine Antwort kam, grinste sie in sich hinein: Ehe sie in ihre alte Welt zurückkehrte, würde sie... nun, praktisch alles tun. Irgend etwas an Sumpters Verhalten machte ihr plötzlich sehr bewußt, daß auch er hoffte, sie würde sich ihm zuwenden, so wie sie es bislang... nicht getan hatte. Sie ging rascher. Diese Erkenntnis gab ihr ein gewisses Gefühl von Macht. Und sie fühlte sich allmählich frei und aller Fesseln ledig. Ein Partner ist eben ein Partner, dachte sie. Wichtig in der alten Welt, weil Männer stärker sind als Frauen. Aber hier...

In diesem Moment veränderte sich ihre Beziehung zu Sumpter. Er wußte um ihre Gedanken und bemerkte sofort den Unterschied in ihrer Einstellung. Er schüttelte den Kopf. Sie bei der Stange zu halten, bis sie gelernt hatte, was sie lernen mußte, würde noch einige Mühe kosten. Er war sich ihrer raschen Schritte, des Raschelns ihres Gewandes sehr bewußt und amüsierte sich über seine eigene unlogische Verletztheit wegen ihrer...

Zurückweisung seiner Person in gewisser Hinsicht. Rampa hatte sich sofort in Orona verliebt. Ma-ah war nicht so entgegenkommend gewesen. Und wenn sie sich nicht in ihn verliebte, dann mußte jemand anders gefunden werden, der seinen Platz einnahm. Sie mußte Kinder bekommen.

Ma-ah ging schweigend voraus, jetzt aber mit einer gewissen belustigten Arroganz, dachte er. Sie hatte vor, ihn zu attackieren.

»Hast du dich gleich in mich verliebt?« Sie blieb plötzlich stehen, wandte sich um und sah ihn direkt an.

»Natürlich«, sagte er.

Diese schlichte Aussage entwaffnete sie und machte sie wütend. Sumpter schien nicht einmal verlegen zu sein.

»Gut«, sagte sie kurz angebunden.

Sumpter konnte nicht anders, er mußte lachen.

Später am Tag versuchte er, sie auf das Vermählungsritual vorzubereiten, dem sie beiwohnen würde. »Schau und hör einfach zu«, sagte er. »Ich werde nicht vorab erklären, was geschieht. Ich will wissen, wieviel du von allein verstehst.« Zu sich selbst sagte er, daß sie ihre Sache sehr gut machen würde, aber als der Tag kam, war er doch etwas unsicher. Würde ihre Verärgerung über Rampa und Orona die Vorgänge behindern?

Ma-ah aber fühlte keinerlei Ärger. Sie stand mit Sumpter in einer Gruppe von Leuten. Vor ihnen lag ein Stück gerodetes Land. Alle blickten darauf und lächelten. Schöne, riesenhafte Gestalten, jetzt barhäuptig und in

leuchtenden, festlichen Gewändern. »Paß gut auf«, flüsterte Sumpter.

»Alles ist eine Lektion«, erwiderte Ma-ah, »auf irgendeine Weise«, fügte sie hinzu und sah hinüber zu Rampa und Orona, die beide in der Mitte des freien Platzes standen. Eine seltsam erwartungsvolle Stille senkte sich über die Anwesenden. Obwohl sie so wenig über Sumpters Volk wußte, war Ma-ah sofort hellwach. Auf jedem Gesicht zeigte sich ein stilles Lächeln, aber niemand sprach. Um den freien Platz herum waren anscheinend wahllos verschieden große Felsbrocken aufgehäuft worden. Niemand rührte sich, doch Ma-ah fühlte eine Veränderung, die sie nicht verstand. Ihre Finger kribbelten wie bei der Berührung der tönernen Felszeichnungen, aber sie berührte nichts. Sie hörte weder äußere noch innere Töne. Fragend drehte sie sich zu Sumpter um. Was machte er? Was machten sie alle? Sumpter hatte den Kopf etwas zurückgeworfen, sein Blick waren seltsam verhangen, geheimnisvoll, träumerisch und doch voller Erregung. Seine Augen glitzerten. Seine Lippen waren geschlossen, doch sehr sanft. Seine Halsmuskeln bewegten sich nicht, und doch kam es ihr so vor, als täten sie es. Ma-ah hatte ein merkwürdiges Gefühl von allgemein wachsender Spannung. Merkwürdig, weil alle so wunderbar entspannt und ruhig aussahen. Wie können sie nur so stillstehen, wunderte sie sich. Konnte Rampa das auch? Sie blickte zu ihm hinüber.

Orona hielt seine Hand, und er stand so still wie alle anderen, nur daß sein Blick gesenkt war. Er und Orona starrten beide stetig und intensiv vor sich auf den Boden,

als erwarteten sie, daß sich dort etwas tat. Aber was? Rampa schien es zu wissen, wie Ma-ah merkte. Irritiert - warum wußte er etwas, was sie nicht wußte? - wandte sie sich Sumpter zu und berührte seine Hand. Und in diesem Moment stieg über ihr ein angestrenzter, unsteter Ton auf, und überrascht machte sie einen Satz. Sie hatte das Gefühl, als sei da eine... Klangform in der Luft, unsichtbar und doch leuchtend, und ihre Irritation hatte sie gestört, sie zerbrochen zu... einem bekannten Ton? Sie wurde rot und senkte den Kopf. Sie hatte in das, was immer diese Leute machten, eingegriffen, und sie wußten es, dessen war sie sich sicher...

Noch bevor sie ihren Gedanken beenden konnte, streckte Sumpter, der sonst reglos blieb, seinen Arm aus und nahm ihre Hand. Ma-ah war drauf und dran, wegzulaufen, aber sofort wurde sie von einem überraschenden Schwindelgefühl erfaßt. Es war, als würde sie von einem Strom hinauf- und hinweg getragen. Und dieser Strom war... die Energiekonzentration oder das beabsichtigte Ziel dieser Leute. Wieder machten sie etwas, das sie nicht verstand. Ihre kribbelnden Finger sagten ihr, daß es mit Tönen zu tun hatte, aber es waren innere Töne, keine äußeren. Sie konnte sie nicht hören. Aufgrund ihrer Erfahrung mit den Felszeichnungen konnte sie sie aber ab und zu spüren, und gelegentlich stiegen vor ihrem inneren Auge strahlende Bilder von... geformten Tönen auf. Woher sie kamen, wußte Ma-ah nicht, sie wußte nur, daß die Laute auf,.. etwas einwirkten. Und Rampa und Orona warteten darauf. Lächelte Sumpter? Ma-ah glaubte es, konnte sich aber nicht sicher sein.

Dann erhob sich vor ihren Augen langsam ein großer Steinbrocken, scheinbar ganz von allein. Sie hätte gern nach Luft geschnappt, wagte es aber nicht, Ihre Finger zuckten, als seien sie voll von... Tönen, die nicht heraus konnten, oder sie wußte nicht, wie sie freizusetzen waren. Der Stein stieg etwas höher. Und plötzlich flog er dicht über dem Boden auf Rampa und Orona zu. Rampa sah ihn kommen, und er sah aus, als wollte er beiseite springen.

Einen Moment lang fürchtete Ma-ah um ihn - der Stein konnte gegen seine Knie prallen, wenn er seine Richtung nicht änderte - und war zugleich erleichtert. Sie war nicht die einzige, die Angst hatte. Das wenigstens hatten sie und Rampa noch gemeinsam. Rampas Augen weiteten sich, wie Ma-ah beobachtete, aber Orona hielt seine Hand fest, und er würde nicht davonlaufen, wenn sie es nicht tat. Der Stein flog direkt auf die beiden zu und bremste dann seinen Flug etwa einen Meter vor ihnen ab. Einen Augenblick lang hing er in der Luft und fiel dann leise zu ihren Füßen nieder. Sich noch immer bei den Händen haltend, machten Rampa und Orona einige fast rituelle Schritte nach links.

Ma-ah war viel zu überrascht gewesen, um irgend etwas zu tun. Nun prüfte sie, ob das Bodengefälle die Bewegung des Steins erklären konnte. Vielleicht hatten ihr ihre Augen einen Streich gespielt, der Stein war gar nicht wirklich geflogen, es hatte nur so ausgesehen... wegen irgendeiner besonderen Beschaffenheit des Bodens. Ihre Augen weiteten sich triumphierend - tatsächlich war da eine ganz sanfte Neigung des Bodens erkennbar. Ma-ah

war einen Moment erleichtert, runzelte dann aber die Stirn. Das Gefälle war zu schwach, um das zu erklären, dessen Zeuge sie soeben geworden war.

Inzwischen hatte sie sich an Sumpters merkwürdiges Land gewohnt, in dem es so viele seltsame Dinge gab, wie zum Beispiel diese Springbrunnen. Sumpter hatte ihr erklärt, wie man das Wasser dazu brachte, von unten nach oben zu steigen. Aber... Steine, die wie plumpe, schwerfällige Vögel über dem Boden dahin flogen? Da war etwas in Ma-ah, das zutiefst entrüstet und wütend war und sich bedroht fühlte. Wie sollte man auch nur irgend etwas tun, wenn sich die Regeln dauernd änderten?

Und wieder wurde Ma-ahs Gedankengang unterbrochen. In den letzten Minuten hatte sich in der Luft etwas Ungewohntes aufgebaut, was sie nur vage zur Kenntnis genommen hatte. Nun schien eine Barriere zu fallen, eine bislang verborgene machtvolle Intensität schien plötzlich freigesetzt. Ein Dutzend Steine erhob sich auf einmal. Ma-ah faßte sich an die Kehle. Millionen von Vokalen und Silben schienen aufzusteigen, glitzernd und... lebendig ... Tiere aus Tönen, die sich unter die Steine schoben, sie in Bewegung setzten, mit ihnen flogen und sie stützten. Instinktiv schauten sie hinüber zu Rampa. Er hatte denselben ungläubigen Blick wie sie. Aber wieder folgte er Oronas Beispiel und rührte sich nicht von der Stelle. Na gut, dann würde sie es auch nicht tun! Die Steine hoben in einer Reihe ein paar Zentimeter vom Boden ab, flogen dann sanft auf den freien Platz und sanken sacht nieder. Die Luft schien ganz von Tönen erfüllt, aber Ma-ah hörte nichts. Wie war das möglich? Lautloser Ton? Ihre

Finger kribbelten wieder. Dann merkte sie, daß sich ihre rechte Hand, die in Sumpters Hand lag, anders anfühlte als die linke... leichter, seltsam leer, und sie schien sich zu bewegen. Das entsetzte sie mehr als alles andere - ihre Hand war mit beteiligt. Sie wollte sich schon losreißen, als zwei Dinge auf einmal passierten.

Zum einen gerieten nun ganze Steinhaufen in Bewegung, und zwar rascher als zuvor. Ohne zu schwanken sausten die Steine durch die Luft. Aber noch erstaunlicher war die Anordnung, in der sie fielen. Es bildete sich nämlich ein Muster heraus. Vor Ma-ahs Augen entstand der Grundriß einer Pyramide in der Mitte, zwei halbkreisförmigen Räumen zu beiden Seiten. Doch niemand bewegte sich oder sprach. Jetzt stapelten sich die Steine aufeinander und bildeten Mauern. Niemand verfolgte ihren Flug, nur sie. Und Rampa. Und wieder dachte sie: Auch das haben wir noch gemeinsam - wir sind Außenseiter.

Dann veränderte sich die Atmosphäre. Ma-ah spürte es, noch bevor ihr klar war, was geschah. Die kollektive Anstrengung ließ nach. Die Spannung verschwand. Der Bau war vollendet. Nein - sie sah noch einmal hin. Es blieben noch ein paar Spalten zwischen den Mauern nahe des Eingangs. Vertieft in ihre Betrachtung merkte sie erst einige Augenblicke später, daß nun eine Gruppe von Kindern vom Hof her im Anmarsch war. Sie alle lächelten, waren sichtlich aufgeregt und konnten kaum an sich halten, aber keines sprach ein Wort.

Sie traten vor die Erwachsenen und bildeten einen Kreis, und die Erwachsenen entspannten sich merklich; ihre intensive Konzentration war verschwunden. Die Kinder

bückten auf den Bau. Rampa und Orona standen im Eingang. Es lagen noch drei ziemlich kleine Steine auf dem Boden. Sollten sie in die Mauerlücke am Eingang gefügt werden? Ma-ah versteifte sich. Die Spannung baute sich wieder auf zu einem - sie hätte schwören können, diesmal hörte sie es durch ihre Fingerspitzen - schrillen Wimmerton. Doch an ihre Ohren drang kein Laut. Zunächst passierte gar nichts. Dann hob sich einer der kleineren Steine ein paar Zentimeter, wackelte, stieg noch ein bißchen höher, geriet ins Torkeln und fiel zu Boden. Es lag eine so starke Spannung in der Luft, daß sogar Ma-ah den Atem anhielt. Dann wurde ein einziger Seufzer der Enttäuschung hörbar, - der erste »wirkliche« Laut nach so langer Zeit, daß Ma-ah ganz überrascht war. Ein kleines Mädchen preßte die Hände auf den Mund. Die neben ihr stehenden Kinder runzelten so finster die Stirnen über die Missetäterin, daß Ma-ah aus Mitgefühl beinahe die Tränen kamen. Sie wußte genau, wie das Mädchen sich fühlte. Für ihr Alter war sie kleiner als die anderen.

Dann ließ die Kleine die Arme wieder sinken, und ihr Gesicht glättete sich. Und wieder lächelten alle, scheinbar ohne jede Anstrengung. Fast sofort erhob sich derselbe Stein, ziemlich stetig jetzt, und flog durch die Luft. Dann stoppte er und verhiet in der Schwebe. Ma-ah grinste. Die Kinder versuchten offensichtlich, den Stein an seinen vorgesehenen Platz zu manövrieren. Schafften sie es? Ein schwaches Stirnrunzeln erschien auf dem Gesicht jenes kleinen Mädchens. Ma-ah wußte, daß eine angestrengte Konzentration irgendwie falsch war. »Du

schaffst es. Du schaffst es. Es ist ganz leicht«, sagte sie, ohne nachzudenken, mit innerer Stimme zu ihr. Die Stirn des Mädchens glättete sich plötzlich. Der Stein segelte weiter und landete genau dort, wo er hingehörte. Nun konnten sich auch die Kinder entspannen.

Die allgemeine Atmosphäre der Erwartung legte sich, aber nicht ganz. Jetzt breitete Orona in einer anmutigen Geste lächelnd die Arme aus, und der zweite Stein erhob sich und flog an seinen Platz. Ein Stein blieb übrig. Wer sollte...? Plötzlich begriff Ma-ah. Rampa mußte den letzten Stein bewegen. Natürlich. Mann und Frau setzten die letzten beiden Steine in ihr Heim ein.

Rampa hatte also von der ganzen Sache gewußt- und sie nicht. Ihre Wangen brannten. Sie hatte keine solche Ausbildung erhalten. Warum dann Rampa? Der aber breitete nun mit der gleichen Geste wie zuvor Orona die Arme aus. Nichts passierte. Der letzte Stein war sehr klein, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Ausbildung hin oder her, Rampa schaffte es nicht. Vielleicht konnten nur Sumpters Leute so etwas. Ma-ah funkelte Sumpter an. Wie konnte er Rampa vor allen Leuten so auf die Probe stellen?

Doch niemand schien sich Sorgen zu machen. Niemand war ungeduldig. Und auch Rampa stand ganz ruhig da, sein Gesicht still und erwartungsvoll. Der Idiot, dachte Ma-ah. Und dann mit einem gewissen selbstgefälligen Triumphgefühl: Geschieht dir recht. Die Spannung war kaum noch zu ertragen. Was, wenn er versagte - vor seiner neuen Gefährtin und der ganzen Menge?

Erinnerungen tauchten in ihr auf, Erinnerungen an Situationen, in denen er ihr geholfen hatte, sie verhungert wären, wenn er nicht gewesen wäre, sie ohne seine Stärke aus Angst oder Panik aufgegeben hätte. Sie wollte ihm helfen. Aber wie? Plötzlich wurde das Kribbeln in ihren Fingern so stark, daß sie zusammenzuckte. Vor ihrem geistigen Auge sah sie den Stein sich in die Luft erheben und dann in seinen Platz einfügen. Er mußte einfach! Und plötzlich schoß der Stein tatsächlich in großen, ruckartigen Sätzen in die Luft, flog wie von einer starken, wütenden Kraft getrieben und krachte so vehement an seinen Platz, daß Ma-ah dachte, er würde zerbrechen. Beinahe lachte sie laut auf. Rampa mochte ja ein wenig tolpatschig sein, aber er war effektiv. Sie sah zu ihm hinüber, verwirrt. Er sah völlig überrascht aus. Es herrschte Schweigen - inneres Schweigen, äußeres Schweigen. Aller Augen richteten sich auf Ma-ah. Warum das? Völlig durcheinander drehte sie sich zu Sumpter um - der in Gelächter ausbrach. Sein Lachen steckte die anderen an. Ma-ah stand mit hochmütigem Gesicht und wütend da. Worüber lachten sie? Es war ein tiefes, wohlwollendes, erleichtertes Lachen, fast nachsichtig, als hätte sie etwas ganz gut gemacht - wenn man bedachte... Wenn man was bedachte? Ma-ah sah hinüber zu Rampa und Orona. Sie tuschelten miteinander. Rampa blickte einen Augenblick zu ihr herüber, und Ma-ah merkte, daß er wütend war. Worüber? Warum war er so ärgerlich, wo doch alle anderen sie anlächelten? »Was ist los?« fragte sie Sumpter, nachdem der Bann des Schweigens offensichtlich aufgehoben

worden war. »Warum sind sie plötzlich alle so glücklich über mich? Und warum ist Rampa wütend? Wenn jemand wütend sein sollte, dann ich. Schließlich hat er mich verlassen - es ist seine neue Wohnung...«

Sumpter sah auf sie hinunter, so offenkundig erfreut über sie, daß sie noch verwirrter wurde. Gleichzeitig fühlte sie sich schrecklich ausgeschlossen - sie begriff irgend etwas nicht, das für alle anderen ganz offensichtlich war.

»Ich erkläre es dir, sobald ich kann«, sagte er. »Und jetzt fängt deine Ausbildung erst richtig an. Du bist soweit. Ich werde dir erzählen, wer wir sind, und wie wir hierherkamen und wie du in unsere Pläne paßt.« Seine Freude über sie zeigte sich wieder so deutlich, daß Ma-ah nicht umhin konnte, Genugtuung zu empfinden. Trotzdem funkelte sie ihn an. Er behandelt mich wie ein außergewöhnliches Kind, dachte sie ärgerlich. Er ist glücklich, weil ich irgend etwas gelernt habe. Aber was es war, wußte sie nicht.

Die Menge löste sich in Gruppen auf. Man reichte Früchte und Getränke herum. Alle sprachen durcheinander und lachten. Ab und zu begegnete jemand Ma-ahs Blick und lächelte sie an. Die feiernden Gäste machten solchen Lärm, daß Ma-ah kaum verstand, was Sumpter sagte. Sie blickte sich nach Orona und Rampa um, die von den Gästen beglückwünscht wurden. Sie blickte auf den neuen Bau, auf die Kinder, die herum rannten und tanzten. Und plötzlich überkam sie ein tiefes Gefühl des Unbeteiligtseins. Sie genoß es und war zugleich darüber verärgert. Sumpter wartete und beobachtete sie, das

Lächeln war aus seinem Gesicht geschwunden.
Gemeinsam schlenderten sie hinüber zum Hof.

Kapitel 13

Josefs zauberische Bilder und Jonathans Rache

Josef betrachtete prüfend seine Leinwand. Er malte einen mit kleinen Kacheln ausgelegten Hof. Am Ende würde jede dieser Kacheln vollkommen sein, jede ganz individuell in ihrem Muster und von strahlendem Glanz. Die Farbschichten, die er auftragen würde! Er glückte fast vor Vergnügen - und diese aufragenden Felswände, unglaublich hoch und doch richtig! Die Szene stand so lebendig vor seinem inneren Augen, daß er beim Versuch, sie einzufangen, Qual und Ekstase zugleich empfand. Tatsächlich war er so inspiriert, daß er sich wie verwandelt fühlte. Vor ein paar Tagen noch hatte er an nichts anderes als ans Essen denken können. Jetzt war es das letzte, was ihn kümmerte. Jonathan brachte ihm zweimal täglich Essen, und zuweilen war es kaum angerührt, wenn er das Tablett wieder abholte. Finster starrte Josef auf die Fenster, als er nun an Jonathan dachte. Immer wieder hatte er ihn gebeten, die Bretter wegzunehmen, wenigstens oben, um anständiges Licht zu haben. Das Kerzenlicht reichte nicht aus.

Zum einen war der Hof mit seinen Kacheln eine Außenszene. Unter diesen Umständen konnte er nicht das richtige Licht auf die Leinwand bannen. Und was konnte ihm Jonathan antun, wenn er die Bretter selbst herunterriß? Die Glasscheiben würden natürlich zu Bruch gehen. Josef wandte sich wieder seinem Bild zu und

vergaß für eine Weile alles andere. Dann trat er zurück und betrachtete prüfend sein Werk. Ganz klar, bei diesem Licht war an richtiges Arbeiten nicht zu denken.

In neu entflammter Wut stieß er einen Schrei aus, zertrümmerte mit dem Stuhl die obere Fensterscheibe und hämmerte gegen die vor das Fenster genagelten Bretter. Allein der Krach erfüllte ihn mit Befriedigung. Geschieht ihnen recht, dachte er und genoß den Schub aufwallender Energie. Endlich strömte Licht in den Raum, und Josef grinste.

Jemand stürmte mit schweren Schritten die Treppe hinauf. Jonathan platzte ins Zimmer und stürzte sich fluchend auf Josef: »Das Glas! Das schöne, teure Glas!« schrie er immer wieder.

»Ich werd es bezahlen. Ich bezahl es ja. Ich kann bei diesem miserablen Licht nicht arbeiten«, versuchte Josef sich seiner Haut zu wehren. Jonathan war so geschockt, daß er schließlich von ihm abließ und auf die Glasscherben starrte.

»Ich hab dich gewarnt«, sagte er nun mit gefährlich leiser Stimme. »Diesmal bist du zu weit gegangen.«

Josef wandte sich wieder seinem Bild zu. »Ich werd für die Scheiben bezahlen! Ich hab dir ja gesagt, daß ich anständiges Licht brauche. Bevor der Winter kommt, werde ich diese Bilder für einen guten Preis verkaufen, und ihr bekommt euer kostbares Fensterglas zurück. Jetzt laß mich arbeiten.«

»Du bist verrückt! Warte, bis mein Vater vom Feld zurückkommt. Wir werden nie wieder Glas für deine Fenster kaufen...«

»Auch gut«, sagte Josef. Er lachte laut und ging wieder an seine Arbeit, Jonathan seiner ohnmächtigen Wut überlassend, der schließlich das Zimmer verließ und mit einem Knall die Tür hinter sich zuwarf.

Als Jonathan draußen war, verließ Josef seine Staffelei, wirbelte im Sonnenlicht herum, das durch die nun offenen Fenster herein strömte, und drehte sich wie ein Tanzbär tapsig im Kreis. Dann kehrte er zu seiner Leinwand zurück. Ihn interessierten nur noch seine Bilder. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so lange so inspiriert gefühlt. Mit solcher Intensität zu arbeiten! Hat man Inspiration, braucht man keine Disziplin, dachte er vergnügt. Oder die Inspiration hat ihre eigene Disziplin. Wie mit Zauberei fielen ihm nun seine Bilder zu, kamen aus dem Nichts oder irgendwo her, aus Träumen und Phantasie.

Der Nachmittag verstrich so rasch, daß Josef glaubte, es seien nur Augenblicke vergangen, als Jonathan- mit seinem Vater zurückkehrte. Ohne ihm allzuviel Beachtung zu schenken, vernahm er den Lärm unten im Flur und die Schritte, die die Treppe hinauf kamen. Dann standen Jonathan und Elgren im Zimmer. Der alte Mann rang nach Luft, und Jonathan stieß einen Schrei triumphierender Erbitterung aus.

Josef wandte sich ihnen zu und sah sie mit allem Grimm an, den er aufbringen konnte.»Ich hab euch gewarnt, ich brauche Licht. Ich hab euch angefleht, aber habt ihr die Bretter abgenommen? Nein! Es ist also eure Schuld. Wenn ihr so dumm seid...«

»Ich hab es dir ja gesagt. Er ist verrückt«, sagte Jonathan geradezu ehrfürchtig.

Elgren stand da, rund, dick und ernst. »Hier geht irgend etwas vor, das wir nicht verstehen«, sagte er langsam.

»Rein Mann benimmt sich so, jedenfalls kein normaler Mann.«

»Genau das meine ich! Er ist...«

Doch Elgren bedeutete seinem Sohn, zu schweigen. »Die Zerstörung von vollkommenem Glas«, sagte er. »Nur die feinsten Häuser haben solche Fenster. Sie sind der Stolz... der Stolz...« Er brach ab. »Es ist Teufelswerk. Mutwillige Zerstörung. Ich hab dich gemocht. Trotz allem hab ich dich gemocht.«

»Eine feine Art, mir das zu zeigen«, schrie Josef und lief rot an. »Mich hier einzusperren!«

»Zu deinem eigenen Wohl. Damit du die Abmachung einhältst. Das war nur recht«, schrie Jonathan zurück.

»Wir haben dir Essen gebracht, nachdem du wieder angefangen hast zu malen, obwohl du nicht an unserem Bild arbeitest«, sagte Elgren, als bräche ihm das Herz.

»Danke. Danke. Ich bin zutiefst gerührt«, donnerte Josef.

»Und da ist Euer Bild. Ich habe schon damit angefangen.«

Mit dramatischer Geste deutete er auf das einzige langweilige, uninspirierte Bild in seinem Zimmer. »Der Untergrund ist schon fertig. Ich warte nur darauf, daß er trocken wird.«

Jonathan stürmte hinüber und betastete es. »Fühlt sich trocken genug an«, stellte er fest. »Du hast es beiseite gestellt, nur damit du an diesen anderen verrückten Bildern malen kannst, nur um uns zu ärgern.«

»Das Fensterglas«, sagte Elgren mit einem tiefen Seufzer.
»Wir könnten natürlich wieder damit aufhören, dir Essen zu bringen...«

»Essen ist mir egal«, sagte Josef. In seinen warmen braunen Augen glühte Inbrunst. »Ich male, was ich will, und wenn es sein muß, esse ich eben das Kopfkissen!«

»Das Kopfkissen essen! Ich sag dir doch, er ist verrückt«, empörte sich Jonathan.

»Und doch ist da etwas, das wir nicht verstehen«, wandte sich Elgren an seinen Sohn. »Halt den Mund und laß mich nachdenken.«

Josef schnaubte.

Jonathan stapfte wütend auf und ab.

Elgren starrte den Maler an. »Es ist, als ob wir für dich gar nicht da sind«, sagte er schließlich. »Du siehst uns überhaupt nicht als die, die wir sind. Du siehst nur das, was... wir für dich und deine Bilder bedeuten. Für dich gibt es uns gar nicht.« Er hielt inne, getroffen, ja fast erschrocken von seinen eigenen Worten.

»Ach was, ich will einfach nur arbeiten, malen«, sagte Josef, der kein Wort verstanden hatte. »Ihr kriegt euer Bild. Ich male es. Ich hab ja schon angefangen. Ich zahl für euer Glas. Ich verkaufe ein paar von diesen Bildern da, und ich bezahle -«

»Er ist besessen!« schrie Jonathan. »Das ist es!«

»Besessen von Einfaltspinseln wie euch!« brüllte Josef zurück. Aber in ihm regte sich tiefes Unbehagen. Irgend etwas in Elgrens Gesicht beunruhigte ihn, und plötzlich wurde ihm klar, daß er die Hosentaufs brauchte.

Angenommen, sie setzten ihn an die Luft, und er hatte

keinen Arbeitsraum mehr? Im Moment war er von ihnen abhängig. Und plötzlich fühlte er sich bedroht, wirklich bedroht. Jeglicher Aufruhr konnte seine Inspiration zum Erlöschen bringen - vielleicht für immer!

Er versuchte freundlich zu lächeln Die Anstrengung ließ seine Gesichtsmuskeln zucken. »Laßt mich doch einfach nur malen, und Ihr werdet all die schönen Bilder bekommen, die Ihr haben wollt - das eine mit dem Haus und auch die Porträts.« Er wurde rot vor Zorn, fühlte sich erniedrigt, elend und überrascht von der Wendung, die die Dinge genommen hatten.

Er bemühte sich, Elgren als Person wahrzunehmen, aber alles, was er in ihm sehen konnte, war eine pompöse, fette, komische... Karikatur von einem Mann. Was er auch war! Das ist er wahrhaftig, dachte Josef wütend. »Ach, quält mich nicht länger«, bat er völlig erschöpft.

»Wir kommen wieder«, sagte Elgren.

»Zweifellos, ganz zweifellos«, erwiderte Josef. Er starrte in die Luft, als sie gegangen waren. Elgren nahm ihn auf eine Weise ernst, die er nicht verstand. Und jetzt wollte er nur eines auf der Welt, nämlich hier im Zimmer bleiben und malen. Wo er doch noch vor einer Woche nur den einen Wunsch gehabt hatte - hier rauszukommen. Das gab den Hosentaufs eine Macht über ihn, wie sie noch nie jemand über ihn gehabt hatte. War er ein Gefangener seiner eigenen Inspiration? Wohin war seine Freiheit entschunden?

Er merkte, daß er nicht einmal mehr nach draußen gehen wollte. Er wollte nur malen und all die Ideen festhalten, die ihm zum erstenmal in seinem Leben so rasch zuflogen.

Sie faszinierten ihn. Machten sie ihm auch angst, diese Ideen, die scheinbar aus dem Nichts kamen? »Pah!« rief er laut. Das Denken konnte einen verrückt machen. Er ging wieder an seine Arbeit. Binnen weniger Minuten hatte er alles vergessen, außer dem Bild auf seiner Staffelei. Die Dämmerung setzte schon ein, als Elgren und Jonathan zurückkehrten, und Josef spürte sofort eine Veränderung in ihrem Verhalten. Zum einen trugen sie keine Arbeitskleidung, sondern ihren Sonntagsstaat. Zum ändern waren sie von einer merkwürdigen Förmlichkeit, als sie das Zimmer betraten. Sie waren ruhig, schrien ihn nicht an, sie waren ernst und gesetzt. Er war noch am Malen, versuchte das letzte Tageslicht zu nutzen. »Hat das nicht noch Zeit?« fragte er ungeduldig. »Mein erster Tag mit Sonnenlicht. Kann ich das nicht wenigstens ausnutzen?«

»Wir warten«, sagte Elgren, so als sei er ein höflicher, fremder Gast oder ein möglicher Käufer, der sich die Bilder ansehen wollte. Jonathan neben ihm nickte mit breitem Lächeln. Josef war gewarnt. Wenn Jonathan lächelte, dann war irgend etwas sehr faul. Er begann seine Pinsel zu reinigen. Sein Schnurrbart sträubte sich. Seine gesamten Vorräte schwanden dahin, und woher sollte er Nachschub bekommen?

»Dürfen wir uns setzen?« fragte Elgren.

Die höfliche Frage alarmierte Josef dermaßen, daß er herumwirbelte und gegen seine Palette stieß. Sie fiel zu Boden.

»Ich heb sie schon auf«, sagte Jonathan, tat es und beschmierte dabei seine Hände mit Farbe.

Angesichts solcher Hilfsbereitschaft von Jonathans Seite ließ sich Josef auf die Bettkante sinken und hob die Hände. »Schon gut. Ich gebe auf. Was habt ihr vor?« Elgren räusperte sich. »Wir haben, äh, Familienrat über dich abgehalten«, begann er.

»Ach«, stöhnte Josef.

»Nein, nein. Wir müssen einige Dinge mit dir ganz offen besprechen. Zu deinem Vorteil.«

Zu meinem Vorteil? Wann habt ihr euch je um meinen Vorteil geschert? hätte Josef am liebsten geschrien, aber etwas warnte ihn davor, den Mund zu öffnen. Er betrachtete seine Hände und schürzte die Lippen. Sie müssen irgend etwas von mir wollen, dachte er. Sonst wären sie nicht so liebenswürdig. Besser, ich bin still und lasse sie damit herausrücken.

»Ja, einen Familienrat«, echote Jonathan.

Schweigen. Josef muckste sich nicht. Elgren beugte sich vor. »Selbst bei aller Nachsicht«, begann er mit ernster Stimme, »müssen wir doch feststellen, daß du unser Fensterglas zerbrochen hast. Und du hast keine Möglichkeit, uns dafür zu entschädigen. Du kannst im Moment gar nicht so viele Bilder verkaufen. Und für alle die Monate, die wir die Essen und Unterkunft gewährt haben, schuldest du uns mindestens ein Familienporträt und ein Bild vom Haus. Statt dessen arbeitest du an anderen Bildern. Wenigstens nimmst du sie ziemlich ernst.«

»Und? Und?« fragte Josef ungeduldig. Ihre Höflichkeit machte ihn verrückt.

»Die Frage ist, was wir nun in Anbetracht all dieser Umstände mit dir tun sollen«, setzte Elgren seine Rede fort. »Dich in den Schuldturm werfen zu lassen, wäre keine Lösung, obwohl wir es erwogen haben. Dann würdest du uns nie bezahlen, und unsere Bilder würden auch nie fertig. Wenn wir dir nichts zu essen geben, wirst du vielleicht so schwach, daß wir unser Glas überhaupt niemals wiederkriegen. Wenn wir dich einfach aus dem Haus werfen, gehen wir auch leer aus. Und so kam uns der Gedanke, daß du diese Sache vielleicht auch endgültig geregelt haben möchtest, damit du weißt, woran du bist.«

»Dann könntest du ohne Sorgen weitermalen«, warf Jonathan rasch ein.

Josefs Gesicht verfinsterte sich. »Euer Vorschlag, was immer es ist, stammt also von Jonathan? Bist du so besorgt um meinen Geisteszustand?« platzte er heraus. Jonathan grinste selbstgefällig.

Elgren breitete die Hände aus. »Wir haben Sorgen wie jede Familie. Bei einer könntest du uns vielleicht behilflich sein...«

»Alles, was ich will, ist malen«, fiel ihm Josef ins Wort.

»Wollt Ihr bitte zur Sache kommen? Quält mich nicht länger!«

»Bianka mag dich«, sagte Elgren so rasch und geradeheraus, daß Josef vorschnellte. Was wußten Jonathan und Elgren? Hatte der jüngere Bruder gepetzt? Josef spürte, wie er rot wurde.

»Du brauchst nicht verlegen zu werden«, sagte Elgren.

»Sie mag dich. Das ist eine Tatsache, die wir in Betracht

ziehen müssen. Hier in der Gegend gibt es nicht allzu viele junge Männer. Die Bauernsöhne sind nicht schlecht, aber sie denkt, daß du anders bist, romantischer vielleicht. Du weißt ja, wie Frauen sind.«

Josef wagte nicht, den Mund aufzumachen. Weder gefiel ihm das Lächeln auf Jonathans Gesicht noch die tiefe Ernsthaftigkeit Elgrens.

»Es ist an der Zeit, daß sie einen Mann bekommt«, sagte Jonathan, der nun überall hinsah, nur nicht zu Josef.

»Sie glaubt, daß du ein guter Ehemann wärst«, sprach Elgren weiter. »Nun warte - ihr gefallen nicht allzu viele junge Männer. Und, wie gesagt, hier auf dem Land gibt es keine große Auswahl. In der Stadt war das anders.«

»Ihr haßt mich!« schrie Josef. »Jonathan haßt mich. Euer Weib kann mich nicht ausstehen. Und Ihr glaubt, daß ich in eine solche Familie einheirate? Ihr müßt den Verstand verloren haben!« Er sprang auf, wütend, verwirrt, empört - und doch von sich selbst überrascht. Hinter allem Theater dachte ein Teil in ihm ganz kühl und nüchtern: Ich hätte einen sicheren Platz zum Leben und Arbeiten und eine Frau als Dreingabe, wenn mir danach ist! Sie müssen auch für meinen Malbedarf sorgen, oder ich werde nicht darauf eingehen. Bestürzt Über seine eigenen Gedanken brüllte er: »Nein, nein! Das kommt überhaupt nicht in Frage. Nein. Meine Antwort ist nein!«

»Solche Entscheidungen sind nicht einfach. Denk in Ruhe darüber nach«, sagte Elgren. »Ich habe Bianka schon gesagt, daß du erst mal so etwas sagen würdest.«

»Das ist meine erste und letzte und endgültige Antwort«, schrie Josef. Er sprang auf und stapfte im Zimmer herum.

»Oder wir nehmen deine Bilder und Malgeräte, und du landest im Verließ«, sagte Jonathan sehr sanft.

Josef blieb abrupt stehen. »Das ist Erpressung!

Abgesehen davon wäre ich ein lausiger Ehemann.«

»Du müßtest uns am Vormittag auf dem Feld helfen oder morgens andere Pflichten übernehmen. Den Rest der Zeit könntest du malen«, sagte Elgren.

»Die Bilder, die du für dich malst, haben meine Meinung über dich geändert. Du hast jetzt mit Fleiß an ihnen gearbeitet. Sie scheinen dich ganz in Anspruch zu nehmen. Das ist gut. Das bedeutet, daß du irgendwann deine Bilder auch verkaufen wirst. Ein guter Maler in der Familie...« Und nach einem Moment

fügte er hinzu: »Du könntest auch für meine

Verwandtschaft Bilder malen. Das ist eine schöne und wichtige Arbeit.«

»Du kämst nie aus dem Schuldturm heraus«, sagte

Jonathan. »Und vielleicht siehst du auch mal uns. Wir haben viel für dich hergegeben. Es ist nur recht, wenn wir zu einer Einigung kommen. Und du könntest diese Kammer hier als Werkstatt benutzen. Ich hab das Gefühl, daß du, wenn dir deine Malerei so wichtig ist, einen recht guten Handel machst.«

Josef starrte ihn an. Dieser Jonathan war schlauer, als er gedacht hatte.

Elgren erhob sich, nun wieder in dieser ungewohnten Förmlichkeit: »So werden wir die Dinge regeln. Du kennst nun unseren Vorschlag. Denk drüber nach. Wir kommen morgen wieder, um deine Antwort zu hören.«

Josef blieb stumm. Es war Bianka, dieses Luder. Ihr hatte er es zu verdanken, daß sie ihn hierher zurück geschleppt

hatten. Und nun brauchte sie ihrem Vater nur noch von ihren Vergnügungen zu erzählen. Josef war sich sicher, daß Elgren noch nichts davon wußte - im Unterschied zu Jonathan. Elgren hielt seine Tochter für ein Kleinod. Nicht, daß sie nicht im Grunde in Ordnung ist, dachte Josef. Aber ich hab einfach noch keine Lust zu heiraten, egal wen.

Die Hosentaufs verließen das Zimmer. Josef betrachtete die Fenster, die nun Gott sei Dank nicht mehr verschlossen waren. Bald würde man wieder ungehindert in der Gegend herumziehen können. In einem Monat oder so würden die Jahrmärkte beginnen. Er sah sich selbst sorglos und frei, sah sich Skizzen entwerfen und für einen guten Preis verkaufen und in kühlen, süß duftenden Scheunen übernachten. Aber dann fiel sein Blick auf die unvollendeten Bilder. Er mußte sie fertig malen. Er brauchte einen ruhigen Ort zum Arbeiten. Was war mit seiner Freiheit passiert?

Stirnrunzelnd trat er wieder vor seine Staffelei. Er würde Bianka nicht heiraten, Malerei hin oder her. Doch während er so energisch mit sich selbst sprach, stiegen ungeladen Bilder in ihm auf: Bianka, die ihm ein Tablett mit Essen hinstellte, während er arbeitete, Bianka als Modell in jeder nur denkbaren Pose. Und in künftigen Jahren, er, Josef der Künstler, Herr des Hauses, reich und erfolgreich, während seine fetten Söhne auf den Feldern arbeiteten, die er und Bianka wundersamerweise geerbt hatten.

Besser, du springst aus dem Fenster und läufst, was du kannst, sagte er sich alarmiert von diesen Gedanken, die sich scheinbar ganz eigenständig und so verführerisch in

ihm breitmachten. War das eine einzigartige Gelegenheit, in Ruhe zu arbeiten? Oder schwebte er in tödlicher Gefahr, seine Unabhängigkeit zu verlieren? Oder beides? Oder keins von beidem? Aufstöhnend warf er den Pinsel zu Boden und starrte an die Wand.

Kapitel 14

Proteus' Entscheidung.

Fensters Blick in die Vergangenheit (und Aspekt eins)

Kypros und Überseele Sieben saßen lässig auf einem Steinhaufen oben auf dem Kamm der Hügelkette, die die Ausgrabungsstätte der Deuter umschloß. »Ich habe mich in Lydias Leben verloren, dann in Ma-ahs und schließlich in Josefs«, sagte Sieben. »Wunderbar, wieder aufzutauchen. Aber ich mache mir Sorgen um Josef. Ich meine, er schafft sich natürlich seine eigene Realität, aber das weiß er nicht, und er glaubt, die Hosentaufs wollen ihn hereinlegen.«

»Kann ich daraus schließen, daß Josef noch immer dein Favorit ist?« fragte Kypros.

»Na ja, nicht wirklich. Er ähnelt mir nur mehr. Oder er scheint so zu sein wie ich. Jedenfalls erinnert er mich mehr und mehr an mich. Jetzt verliert er sich in seinen Bildern, wie ich mich in meinen Persönlichkeiten verliere. Und weißt du, vor meinem Examen hat er nicht so gemalt wie jetzt. Und dabei habe ich doch nur ab und zu in meine Persönlichkeiten hinein gesehen, um ihnen ein bißchen zu helfen. Ich meine - jetzt denke ich manchmal, sie haben mich völlig im Griff. Und Josef macht sich Sorgen, daß er seine Freiheit verliert. Mir macht es auch keinen Spaß, die meine zu verlieren - in ihren Erfahrungen.«

»Du glaubst, das ist es, was passiert?« Kypros lächelte.

»Jedenfalls ist es das, was zu passieren scheint.«

Sieben war gereizt. »Du in deiner Position hast leicht reden...« Er brach konsterniert ab. Kypros war fort.

»Kypros? Kypros?« rief er.

»Ja?«

Sieben blinzelte. Es war Kypros' Stimme, aber es war nicht so, daß sie ihre Gestalt nur dematerialisiert hatte, denn auch in diesem Fall hätte er sie wahrnehmen können.

«Hier drüben«, sagte sie.

Sieben, der wieder die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen angenommen hatte, runzelte die Stirn und wandte sich blitzschnell um. Kypros erschien und verschwand, tauchte mal hier auf, mal dort, verschwand in ihrer ganzen Wesenheit und kam dann wieder zum Vorschein. Was sollte das? Was machte sie? Klinkte sie sich aus seinem Erfahrungsbereich aus, um dann wieder darin aufzutauchen? »In Ordnung. Komm zurück«, sagte er. Sie erschien neben ihm und sah ziemlich streng drein.

»Wenn du von meiner Position redest, dann denkst du nicht richtig, wie dir meine kleine Demonstration gezeigt haben dürfte. Meine Position wechselt dauernd, sie ist nicht statisch. Und deine auch nicht. Und die von Josef ebensowenig.«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte Sieben. »Aber warum sind wir hier?«

»Fenster wird Proteus etwas demonstrieren. Danach sollst du mir sagen, worin deiner Meinung nach die Bedeutung dieser Demonstration besteht.«

»Aber Fenster ist noch nicht mal eine meiner Persönlichkeiten! Und wenn dies eine Demonstration für Proteus ist, dann sollte er getestet werden und nicht ich...«

»Dies ist ein besonders wichtiger Teil deines Examens«, unterbrach ihn Kypros. »Laß also deine Einwände und hör zu...«

»Du bist von Natur aus sehr abenteuerlustig«, sagte Fenster zu Proteus. »Aber da man dir beigebracht hat, deine Neugier zu zügeln, macht dir der Gedanke, wohin sie dich führen könnte, angst. Geschientes Fähigkeiten machen dir zu schaffen, weil du dich ihnen öffnen oder aber Geschichte ablehnen mußt - und das willst du nicht.«

»Ich war immerhin so mutig, hierherzukommen«, erwiderte Proteus.

»Genau. Und deshalb hoffe ich, daß du auch mutig genug sein wirst, das zu akzeptieren, was du hier vorfindest.«

»Nun, ich akzeptiere dich«, sagte Proteus mit einem Achselzucken. »Und ich bin auch bereit, all die Fähigkeiten, die du haben magst, als, äh, real hinzunehmen.«

»Das ist nur der Anfang«, erwiderte Fenster. »Ich werde dich jetzt auf eine Tour mitnehmen -«

»Geschichte hatte also recht. Dann zeigst du mir endlich doch alles. Ich hatte schon Angst, du würdest es nicht tun. Ich dachte, du willst etwas vor mir verbergen.« Proteus grinste. Er hatte Fenster schon lieber als seinen eigenen Vater, was ihm äußerst merkwürdig vorkam. »Ich war schon ein wenig enttäuscht. Dieser Teil der...

Ausgrabungsstätte... ist ja ganz nett, aber im Grunde habt ihr mich isoliert.« Er brach ab. Er hatte sich schon

ernstlich gefragt, ob es denn überhaupt noch etwas anderes zu sehen gab. Ob Fenster nicht vielleicht log. Bei dem Gedanken daran wurde er rot.

Fenster wollte gerade aufbrechen, als die Tür aufflog und Geschichte herein stürzte. »Es kommt schon wieder ein Suchtrupp. Ich weiß nicht, warum, aber diesmal sind sie entschlossener als das letzte Mal. Die Außenposten haben es gemeldet. Ich habe keine weiteren Einzelheiten abgewartet, aber sie scheinen allmählich zu glauben, daß Proteus entführt worden ist.«

Fenster wirbelte herum. Sein Gesicht war weiß.

»Hast du... ihn schon herumgeführt?« fragte Geschichte. Fenster schüttelte den Kopf. »Wir wollten gerade aufbrechen.«

»Du wolltest ihm doch nicht etwa alles zeigen?«

»Nein«, beruhigte Fenster sie rasch.

Proteus starrte beide an. »Ihr habt also doch etwas vor mir verheimlicht«, sagte er vorwurfsvoll. »Hab ich's mir doch gedacht.«

»Dann muß er gefunden werden. Er muß nach Hause zurückkehren«, sagte Geschichte. »Noch weiß er nicht, was hier ist, und er wird uns versprechen, nichts von dem zu sagen, was er weiß. Sonst werden sie ewig nach ihm suchen.«

Verwirrt blickte Proteus von einem zum anderen.

Geschichte sprach so schnell, daß er ihr kaum folgen konnte. »Ich werde nicht nach Hause zurückkehren«, sagte er mit allem Nachdruck. »Ihr könnt mich nicht dazu zwingen. Wenn doch, dann sage ich ihnen, daß hier etwas

Merkwürdiges vorgeht, und dann kommen sie wieder zurück und stellen Nachforschungen an.«

Sie schenken ihm wenig Beachtung. Geschichte starrte Fenster an. »Proteus muß gefunden werden«, wiederholte sie.

»Oder er wird nie gefunden«, sagte Fenster.

Geschichte schüttelte den Kopf. »Das wäre noch schwieriger. Er ist nicht in der Lage, eine solche Entscheidung zu treffen.«

Proteus wurde wütend. »Hört auf, über mich zu sprechen, als wäre ich nicht da. Ich habe ein Recht zu wissen, was hier vorgeht!«

»Proteus«, rief Geschichte eindringlich, »wir versuchen doch nur, dir eine Entscheidung zu ersparen, deren Folgen du nicht überblicken kannst. Bis jetzt konntest du uns nicht viel schaden. Du hast noch nichts gesehen. Du konntest dich jederzeit zur Rückkehr entschließen. Wir hätten dich einfach oben irgendwo ausgesetzt, und niemand hätte uns je gefunden. Aber jetzt... mußst du entweder für immer bei uns bleiben, kannst dein Zuhause nie wiedersehen, oder du mußt uns sofort verlassen und mit einer glaubhaften Erklärung für dein Verschwinden aufwarten.«

»Und die wäre?« fragte Proteus.

»Wir haben ja die Ausgrabungsstätte oben, von der sie wissen. Du konntest sagen, daß du da herum gewandert bist... Aber nein, dann kriegen wir Schwierigkeiten, weil wir nicht die zuständigen Behörden informiert haben.«

»Warte.« Fenster schloß die Augen. Er versuchte, sich von den Gefühlen der Dringlichkeit und Verzweiflung, die

ihn überkamen, freizumachen, und als es ihm gelang, wurde seine innere Sicht klar. Diesmal waren es drei Copter. Wie ist es nur möglich, daß ein Junge ein ganzes Projekt gefährdet, fragte er sich, denn nun sah er, daß sie weitaus beharrlicher nach ihm fahndeten als das erste Mal. Dann entdeckte er den Grund. »Deine Mutter gehört zum Suchtrupp«, sagte er. »Sie hat eine leitende Position inne, nicht wahr?«

»Meine Mutter? Bist du sicher?«

»Sie heißt Amanda. Sie hat... braunes Haar, blaue Augen und eine olivfarbene Haut. Sie ist neununddreißig. Sie nennt dich Proto.«

»Wenn sie mal an mich dachte, dann nannte sie mich Proto. Normalerweise hat sie sich nicht viel um mich gekümmert.«

»Na gut, jetzt denkt sie an dich«, meinte Fenster trocken. Proteus war so überrascht, daß er nicht wußte, was er sagen oder gar tun sollte. Fenster hatte gesehen - soviel war klar. Was er sagte, stimmte. Vielleicht stimmten also auf andere Weise auch Geschichtes Geschichten. »Ich könnte... sagen, daß ich euch angefleht habe, die Behörden nicht zu verständigen. Oder ihnen erzählen, daß euer Kommunikationssystem ausgefallen ist...«

»Das wäre tatsächlich eine Möglichkeit, das mit dem Kommunikationssystem«, fiel Geschichte ihm ins Wort.

»Das könnte funktionieren.«

»Können wir darauf vertrauen, daß du Stillschweigen bewahrst über das Wenige, das du weißt oder vermutest?« fragte Fenster.

»Natürlich«, antwortete Proteus. »Ich gebe euch mein Wort.«

Geschichte sah ihn scharf an. »Vor ein paar Minuten hast du noch etwas anderes gesagt.«

»Ich war wütend auf euch, weil ihr über mich hinweg geredet habt. Ich wollte wirklich nichts tun, was euch in Schwierigkeiten bringt.«

»Dann ist es jetzt an dir, dich zu entscheiden«, sagte Fenster. »Du kehrst entweder zurück, und dabei gehen wir immer noch ein gewisses Risiko ein, oder du bleibst. Wenn du gehst, dann können wir nur hoffen, daß deine Geschichte sie überzeugt. Ich kann unser Kommunikationssystem für eine Weile außer Gefecht setzen und warten, bis sie hier landen, wo wir auf sie vorbereitet sind -«

»Wir erklären, daß sich die Männer von der Ausgrabungsstätte seiner angenommen haben, bis Hilfe kommen konnte«, sagte Geschichte. »Diese Version könnte sich sogar zu unserem Vorteil auswirken.«

Nach Hause zurückkehren! Proteus war fast übel. Wie sollte er sich entscheiden? Trotz seiner Vorbehalte gegen sie sah er immer wieder die Gestalt seiner Mutter vor sich: die grüne Uniform, das schöne, streng kurzgeschnittene Haar, ihr fast militärisches Auftreten, und doch... »Nein!« rief er. »Ich will nicht wieder nach Hause geschleift werden, auch wenn das bedeutet, daß ich nie wieder zurückkehren kann. Ich werde nicht gehen, es sei denn, es ist die einzige Möglichkeit, daß ihr euch sicher fühlen könnt. Also jemand soll sich was einfallen lassen!«

»Es gibt nur einen Ort, wo du sicher bist, wenn du bleibst, und wo auch wir in jedem Fall sicher sind. Nur die Deuter wissen, wo er ist«, sagte Fenster. »Aber wenn du mit uns kommst, dann mußt du bei uns bleiben und unser Schicksal teilen. Im Moment haben wir keine Zeit, dir das zu erklären. Du mußt uns einfach blind folgen, wenn du dich wirklich entschieden hast.« Er hielt inne, dann sagte er hastig: »Sie landen jetzt bei der äußeren Ausgrabungsstätte. Ich kann es sehen.«

Seine Mutter. So nahe war sie. Schon einmal hatte ich mich dazu entschieden, von Zuhause wegzugehen, dachte Proteus. Nun werde ich also noch mal entscheiden müssen, während Mutter ganz in der Nähe ist... Aber all die tiefen Gefühle, die ihn zu seiner Flucht bewogen hatten, halfen ihm auch jetzt, sich endgültig zu bekennen. »Ich bin bereit. Ich gehe mit euch, wenn ihr mich mitnehmt... wenn ich euch nicht mehr Schwierigkeiten verursache, als ich es wert bin.«

Seine Augen brannten. Geschichte und Fenster standen schon an der Tür. »Gut«, sagte Fenster. »Schnell.« Sie eilten den Korridor entlang, vorbei an all den Räumen, die Proteus schon vertraut waren. Als sie an seinem Ende anlangten, tat sich in der Wand eine Öffnung auf. Überrascht schnappte Proteus nach Luft. Er hatte sich oft in diesem Flur aufgehalten, und an dieser Stelle war nie eine Tür zu sehen gewesen. Sie schloß sich geräuschlos hinter ihnen. »Das wird alles von unten gesteuert«, erklärte Fenster. Sie befanden sich in einer kleinen Kammer mit Felswänden. Zwei große Felssteine wichen zurück. Proteus folgte Geschichte und Fenster in die

Öffnung. Gemeinsam stiegen sie steile Stufen hinab, die in den Fels gehauen waren.

Diesmal schien der Abstieg kein Ende nehmen zu wollen. Immerhin war der Weg schwach beleuchtet, obwohl Proteus weder Lampen noch Fackeln sah. Nach einer Weile wurden die Stufen flacher, bis sie schließlich in einen etwas abschüssigen Felsgang mündeten. Da weder Fenster noch Geschichte etwas sagten, stellte auch Proteus keine Fragen. Seine Aufregung wuchs. Sie drangen immer tiefer ins Erdinnere vor. Was würde er vorfinden? Was konnte das für ein geheimes... Projekt sein, das Fenster und Geschichte für so wichtig hielten? Der Gang endete vor einer Felstür, die sich wiederum automatisch öffnete. Sie befanden sich in einem gigantischen, prachtvollen Bau, der unsagbar alt sein mußte. Auch hier waren die steinernen Wände schwach beleuchtet. Und sie waren über und über mit Zeichnungen von Tieren, Vögeln und Gebäuden bedeckt. Proteus betrachtete sie mit Ehrfurcht. Sie schienen lebendig zu sein und irgendwie zu warten.

Fenster und Geschichte hatten kein Wort gesagt, doch Proteus hatte das seltsame Gefühl, daß sie innerlich miteinander sprachen. Was für Menschen sind sie eigentlich? fragte er sich. Geschichte war in etwa so alt wie er, benahm sich aber manchmal, als sei sie viel alter, und dann wieder war sie gelegentlich so verspielt und unschuldig wie eine Zehnjährige. Und Fenster? Warum habe ich so tiefes Vertrauen zu ihm? Proteus fröstelte. In diesem seltsamen Gebäude waren Fenster und Geschichte wie Fremde für Ihn.

Er blickte zu Boden. Der Fels war hier glatt und sauber, die Luft aber roch auf eine nicht zu beschreibende Weise süßlich und modrig. Die Sauberkeit irritierte Proteus, sie schien... uralt, eine Sauberkeit, die aus sehr frühen Zeiten bewahrt worden war. Fenster und Geschichte schritten nun auf einen anderen Gang zu, und Proteus folgte ihnen. Dann hielt er kurz inne. Sie standen vor einer schweren, sehr alten Tür. Warum knirschte sie nicht, als sie sich öffnete? Eine Reihe von steilen Stufen führte nach oben zu einer Felsterrasse. Und hier blieb Proteus reglos stehen, sprachlos vor Verwunderung über das, was sich vor seinen Augen ausbreitete.

Er war wie selbstverständlich davon ausgegangen, daß sie sich noch im Erdinnern befanden. Nun aber blickte er auf ein üppig grünes Tal, das von einem Ring steil und hoch aufragender Felswände so vollkommen umschlossen war, daß sein einziger Zugang der sich darüber wölbende offene Himmel zu sein schien. Und durch diese Öffnung flutete das Sonnenlicht so strahlend hell herein, daß Proteus die Augen abwenden mußte. Sie waren noch an das trübe Licht in den unterirdischen Gängen gewöhnt.

»Willkommen«, sagte Fenster. Er, der ohnehin immer sehr vital gewirkt hatte, schien nun zu seiner wahren Lebendigkeit und Mitte zu finden, nun auf eine Weise er selbst zu sein, die Proteus überraschte. Dieselbe Verwandlung ging auch in Geschichte vor. Sie lächelte ihn herzlich an, so wie sie es noch nie getan hatte, und ihre ganze Haltung drückte tiefe Befriedigung aus. Geschichte

und Fenster waren ganz offensichtlich nach Hause gekommen.

Proteus blieb keine Zeit, sich noch weiter über die Verwandlung seiner Gefährten zu wundern. Zuviel nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Überall standen hohe grüne Bäume, zeigten sich Wiesen, Blumen und Gebäude in den merkwürdigsten Formen und in leuchtenden Farben. In der Ferne sah er Ruinen in den unterschiedlichsten Stadien der Restaurierung. Steinhäufen glitzerten in der Sonne, Leuchtendes Grün schlängelte sich an ihnen hoch wie Smaragdflammen.

Proteus, der sie zunächst gar nicht bemerkt hatte, sah nun die Gestalten, die sich bei den Ruinen zu schaffen machten, und auch die Männer und Frauen, die aus den Gebäuden traten, zu zweit und dritt aus diesen vielfarbigen dreieckigen Bauten, die im Halbkreis um einen Platz angeordnet waren.

Erst jetzt kam Proteus auf den Gedanken, sich umzudrehen. Direkt hinter ihm erhob sich eine Pyramide, aus der sie gerade herausgekommen sein mußten. »Aber zum Schluß sind wir doch nach oben gestiegen! Wie kann das sein?« fragte Proteus.

Fenster lächelte: »Wir werden dir das alles später erklären. Jetzt aber begrüße erst einmal die Deuter.«

»Wie lange gibt es diesen Ort schon? Warum ist er nicht entdeckt worden?« Proteus hatte so viele Fragen, daß er in den nächsten Stunden wie in Trance herumlief. Sie waren von mehreren hundert Menschen umringt, die Fenster und Geschichte mit großer Herzlichkeit begrüßten

und Fensters Erklärungen für Proteus' Anwesenheit lauschten.

Auch Proteus hatte allmählich das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein. Alles schien so neu und unglaublich und doch vertraut. Es herrschte Zwielight - ein Zwielight, wie es Proteus noch nie zuvor gesehen hatte, außer in seinen Träumen. Wie steril und bedeutungslos sich dagegen die schwebende Stadt mit ihren künstlichen Bäumen und ihrem Kunststoffgras ausnimmt, dachte er. Er und Fenster schlenderten an Gebäuden vorbei, während Fenster Ihm einiges erklärte.

»Diesen Ort gab es schon lange vor dem alten Rom. Und jetzt erwacht er wieder zu Leben. Ich habe dir soviel zu erzählen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Zum Beispiel unsere Entdeckungen. Allein die sind schon eine Geschichte für sich. Wir lernen allmählich Mechanismen zu aktivieren und zu benutzen, wie wir es uns nie hätten träumen lassen - und die Anleitungen dazu finden wir alle in Aufzeichnungen, die in sehr frühe Zeiten zurück reichen. Es muß eine phantastische Zivilisation gewesen sein. Wir wissen noch nicht, wie sie ihren Anfang nahm, aber wir hoffen, es noch herauszufinden. Sie stand offenbar in voller Blüte, als die meisten Erdenmenschen noch Wilde waren. Wir lernen jeden Tag dazu und finden immer neue Hinweise. Schau!«

Proteus schnappte nach Luft. Über ihnen im weiten Rund des Himmels zeigten sich ein paar Sterne und ein trüber Mond. Vor ihnen verengte sich das von den Felswänden umstandene Tal zu etwas, das offensichtlich eine Art Hofplatz gewesen war. Zwischen Grasbüscheln blinkten

zerbrochene farbige Kacheln. An verschiedenen Stellen waren das Gras entfernt und ganze Flächen eines leuchtend klaren Mosaiks freigelegt worden. Die Kacheln waren so geschickt ineinander gefügt, daß die Nahtstellen unmöglich auszumachen waren.

Fenster stand da und schloß die Augen. »Ich werde dir erzählen, was ich mit dem inneren Auge sehe. Jedesmal, wenn ich hierher komme und nach innen sehe, erblicke ich etwas anderes, noch ein Detail, noch ein Stückchen Information, das uns sagt, wo wir suchen sollen, um noch einen Schritt näher zu kommen.«

Fensters innere Vision war erst wie ein heller Schein, verwischte sich dann und wurde schließlich klar. Er fing an zu beschreiben, was er sah. »Dies war ein Hofraum«, sagte er mit leiser Stimme, »wie du wahrscheinlich erkennst. Das Mosaik bedeckte den Boden dieses ganzen Tales. Die Wände und Zeichnungen sind sehr wichtig. Wir haben einige seltsame Dinge über sie herausgefunden, aber es gibt noch sehr viel, was wir nicht wissen. Sie enthalten einen Schlüssel von entscheidender Bedeutung, dessen sind wir uns sicher. Aber warte... ich sehe etwas Neues... eine junge Frau steht jetzt im Hof.«

Proteus runzelte die Stirn. Plötzlich war er nervös und fühlte sich unbehaglich. Er starrte Fenster an, der mit zurückgeworfenem Kopf dastand, sein Gesicht gespannt und doch passiv, seine lange, gebogene Nase witternd wie die eines Tieres. Proteus hätte ihn gern unterbrochen, wagte es aber nicht.

»Sie ist schön, sie ist schwarz. Sie betrachtet die Zeichnungen.« Fenster stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Sie verschwindet. Ich verliere meinen Fokus.«

»Möglicherweise ist sie die junge Frau, von der uns Geschichte erzählt hat - die, die angeblich durch mich irgendwie die Deuter bedroht«, sagte Proteus ärgerlich, fast widerwillig. »Ich wünschte, du hättest sie nicht gesehen. Alles war so großartig. Ich denke immer noch, daß die Geschichte, die Geschichte erzählt hat...«

»Verzerrt war?« Fenster lächelte. Er öffnete die Augen.

»Kann sein. Die Bedrohung, die sie auf uns zukommen sah, kann auch der zweite Suchtrupp gewesen sein. Sie könnte die schwarze junge Frau gesehen haben und ihr Gefühl der Bedrohung damit verknüpft haben. So etwas ist möglich. Sie ist jung und lernt noch, ihre Fähigkeiten richtig einzusetzen.«

»Na ja, ich wünschte nur, sie würde sie nicht gerade an mir ausprobieren«, murrte Proteus. Er sah sich um. Ihm kam es so vor, als sei der alte Hof wieder zu Leben erwacht und hätte eine unfreundliche Ausstrahlung. Er hatte nicht mehr das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein. Fenster, der Proteus' Stimmung spürte, führte ihn zurück zu den Gebäuden und Menschen.

Überseele Sieben und Kypros blieben. Sie hatten die Vorgänge des Tages mit verfolgt. Selbst Sieben war ziemlich erstaunt. »Fenster hat Ma-ah gesehen! Natürlich!«

»Verstehst du jetzt?« fragte Kypros.

»Ja, sicher!« In Siebens Stimme schwang Triumph.

»Ma-ah und Proteus leben zu verschiedenen Zeiten am

selben physischen Ort, jedenfalls jetzt, nachdem Proteus' Reise ihn hierher geführt hat. Wie schade, daß sie einander nicht kennen oder sehen können, was passiert. Ich frage mich, ob ich es ihnen nicht vielleicht erklären könnte...«

Sieben brach ab. Ihm wurde leicht schwindlig - oder seine Umgebung schien zu schwanken -, er war sich nicht sicher, was es war. Die Konturen schienen zu verschwimmen, um dann schärfer hervorzutreten als zuvor - aber merkwürdig anders... Für einen Moment stand Sieben auf dem Hofplatz der Sprecher neben Ma-ah, fünfunddreißigtausend v. Chr. Der Mosaikboden leuchtete. Die Felsen ragten hoch in den Himmel. Aber irgend etwas war anders als sonst. Was? »Ma-ah! Ma-ah!« rief er.

»Hat mich jemand gerufen? Mir war, als hätte jemand meinen Namen gerufen!« Ma-ah drehte sich überrascht um.

»Ich bin es, der alte Mann«, sagte Sieben. Aber wieder leuchtete der Boden auf. Sieben konnte Ma-ah nicht mehr sehen. Die Felsen ragten auf wie zuvor, aber nun waren die meisten Kacheln von Gras überwuchert, und dort, wo der Schutt weggeräumt worden war, waren sie angeschlagen und dunkler.

Kypros wartete auf ihn. »Nimm meine Hand«, sagte sie.

»Und vergiß nicht, du mußt später ein paar Fragen zu dieser Angelegenheit beantworten.«

»Ich habe jetzt ein paar Fragen«, wandte Sieben ein.

»Sieben, paß auf!«

Sieben gab seiner Gestalt eines vierzehnjährigen Jungen noch den letzten Schliff, ließ sein Gesicht so elfisch wie möglich aussehen - und grinste.

Blitzschnell gab sich Kypros ebenfalls die Gestalt eines vierzehnjährigen Jungen und grinste zurück. Im nächsten Augenblick hatte sie wieder ihre weibliche Form angenommen. »Und jetzt zurück zu deinem Examen«, sagte sie. »Nimm dir eine Kachel vor und schau sie an. Egal, welche.«

Sieben wählte eine angeschlagene blau und orangefarbene Kachel, deren Muster teilweise noch zu erkennen war. Der Rest war weg gebrochen.

»Siehst du sie klar und deutlich?«

»Ja.«

»Nun, so sieht die Kachel für dich durch deinen gegenwärtigen Wahrnehmungsfokus aus. Wenn du ihre anderen Aspekte sehen willst, mußt du deinen Fokus verändern. Du brauchst dich dabei von hier nicht wegzurühren. Kannst du mir folgen?«

»Ich versuche es.«

Kypros seufzte. »Die Leute in Ma-ahs Zeit benutzten einen speziellen Fokus, um ihre Realität wahrzunehmen, wie zum Beispiel auch diese Kachel. Erinnerst du dich daran, wie die Kacheln aussahen, als du vorhin in Ma-ahs Hof schlüpftest?«

»Das werde ich nie vergessen«, sagte Sieben.

»Dann bewege deinen Bewußtseinsfokus so lange um je einen Einstellungsgrad weiter, bis diese Kachel so aussieht wie die Kacheln vorhin.«

»Immer einen Einstellungsgrad weiter?« Sieben runzelte die Stirn.

»Na gut, wenn das keinen Sinn für dich ergibt, dann mach folgendes. Stell dir vor, dein Bewußtsein ist ein Licht, was es natürlich auch ist. Dieses Licht wendest du nun nach und nach in verschiedene Richtungen, aber sehr langsam. Und dieses sich drehende Licht wird die Kachel in ihren verschiedenen Aspekten aufscheinen lassen. Wenn du das Gefühl hast, du erkennst Ma-ahs Kacheln, dann halte an.«

»Ich denke, jetzt hab ich's kapiert«, sagte Sieben. »Aber dräng mich nicht.« Er richtete seinen Blick auf die Kachel. Wie vollkommen sie in ihrer Weise war, wie einzigartig, selbst wenn sie angeschlagen und schon dunkel geworden war. Der Schwanz eines Tieres oder Fisches, so lebendig in Stein.

»Zwinkere«, wies ihn Kypros an.

Sieben zwinkerte und sah dann wieder auf die Kachel. Sie kräuselte sich, rollte sich an den Rändern, wurde immer weniger und schwand in raschem Tempo dahin.

»Du gehst zu schnell in dieser Richtung vor«, mahnte ihn Kypros. »So wird die Kachel in künftigen Jahrhunderten aussehen, wenn man so sagen kann. Geh zurück in die andere Richtung.«

Fast in Panik sah Sieben, wie immer mehr von der Kachel verschwand. Er versuchte, seinen Fokus in die umgekehrte Richtung zu lenken, was schwierig war, da er noch nicht wußte, was er da eigentlich machte. »Komm zurück!« rief er der Kachel zu. Plötzlich empfand er tiefe Liebe zu ihr - wie kostbar sie war -, doch trotz all seiner

Anstrengungen schrumpfte sie mehr und mehr. Irgendwo im Hintergrund seines Bewußtseins glaubte er Kypros (fröhliches) Gelächter zu hören. Ärgerlich fragte er sich, worüber sie wohl lachte, und genau in diesem Moment bekam er dieses präzise Gefühl für sein Bewußtsein, zog es zurück und lenkte es zur linken Seite seiner inneren Vision.

Wie durch ein Wunder leuchtete die Kachel nun auf, stabilisiert, und wurde immer dichter und fester. Teile des Musters zeigten sich. Dann verstand Sieben. Wenn das Muster vollendet war, würde die Kachel so aussehen wie jene in Ma-ahs Hof.

Dann glaubte er die richtige Kachel zu sehen. Das Muster war vollständig, die verlorenen Bruchstücke wieder an ihrem Platz - ein blauer Fisch mit einem seltsam langen Schwanz. Die Kachel wirkte neu - zu neu. Und ehe er sich versah, erschien eine braune Hand über der Kachel - sie legte die Kachel, wie Sieben, schockiert über ihr plötzliches Auftauchen, sah. Er war versucht, der Sache ihren Lauf zu lassen, zurück in die »Zeit« vor der Kachel zu gehen. Statt dessen aber machte er einen Rückzieher. Die Hand verschwand, die Kachel blieb. Als sie ihm richtig vorkam, hielt er seinen Bewußtseinsfokus und sah sie nur ruhig an. War Ma-ah in der Nähe? »Ma-ah?«

Sofort wurde ihm wieder schwindlig. Im selben Moment sah er Ma-ah ganz deutlich, sie stand nur ein paar Meter weiter weg. Er erweiterte seinen inneren Gesichtskreis, ohne genau zu wissen, wie er das machte. Und nun sah er den ganzen alten Hof, doch unzweifelhaft und ganz lebendig sah er gleichzeitig auch den Hof, wie er im

dreiundzwanzigsten Jahrhundert n. Chr. existierte. Die Kachel am selben physischen Ort zeigte nicht nacheinander, sondern zugleich zwei ihrer verschiedenen Aspekte. Und als er sein Blickfeld erweitert hatte, waren die beiden Höfe ebenso gleichzeitig erschienen wie einander überlagernd.

Kypros' Stimme schien aus weiter Ferne zu kommen. »Das ist nur ein kleiner Hinweis auf das, was möglich ist«, sagte sie. »Und dasselbe gilt auch für dich, Sieben, und deine Persönlichkeiten. Ihr alle existiert in euren eigenen Aspekten zugleich, jeder für sich und doch als Teil der anderen... die denselben >Ort< einnehmen, der gar kein Ort ist... so wie die Kachel. Nimm zum Beispiel Lydia. Ihre Erfahrung ist die deine, auch wenn du dir dessen nicht bewußt bist. Und deine Erfahrung ist die ihre. Wenn du ihr nur helfen könntest, das zu begreifen...«

Kypros schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Selbst in diesem Augenblick übersetzt sie sich deine Erfahrung auf ihre Weise.«

»Ja, das sehe ich«, rief Sieben, und die Höfe - beide - verschwanden. Er war Lydia, und doch war sie sie selbst. Eigenständig. Eine alte Frau, die benebelt in die Gesichter ihrer erwachsenen Kinder starrte, festgeschnallt in einem Rollstuhl und vollgestopft mit Medikamenten.

Kapitel 15

Lydias Kinder machen einen Sprung zurück in der Zeit, und Twiety übermittelt eine Botschaft (Aspekt zwei)

Lydia starrte verdrießlich auf ihre erwachsenen Kinder. Eine Woche war sie nun schon hier in Medford House. Es war Sonntag, Besuchstag, und sie saß wie eine alte Puppe steif in ihrem Rollstuhl, gepudert, parfümiert und in eines ihrer wenigen Kleider gesteckt. Ihre Hosen und bequemen Hemden hatten sie aus ihrer Garderobe entfernt. Ihre Augen drifteten immer wieder nach rechts, und sie kämpfte darum, ihren Blick zu fixieren.

»Wir haben sie für den Besuch fein gemacht. Sieht sie nicht hübsch aus ?« fragte die Schwester, die ebenso wie Lydias Kinder in den Fünfzigern war. »Schwachköpfe«, murmelte Lydia.

Die Schwester, Mrs. Einzig, lächelte nachsichtig und kicherte. »Nehmen Sie's nicht so ernst«, wandte sie sich an Lydias Tochter Anna.

»Mama, du siehst gut aus«, sagte Anna nervös. Sie war eine große Frau mit fülligem Busen und wohlerzogen, und wußte nun nicht, was sie sagen sollte.

Lydia starrte vor sich hin.

»Wir haben ihr etwas gegeben, damit sie ruhig ist«, erklärte Mrs. Einzig.

Roger, Lydias Sohn, grinste. »Aus irgendeinem besonderen Grund?«

»Neulich hat sie sich sehr aufgeregt und ihr Milchglas quer durchs Zimmer geschleudert. Danach hat sie jedermann beschimpft, und schließlich rannte sie durch den Flur davon und war schon fast an der Treppe, als wir sie einfingen.«

»Wenn ich die Chance hätte, würde ich es sofort wieder tun.«

Lydia versuchte die Worte klar und deutlich auszusprechen, aber sie kamen entstellt und verschwommen heraus. Es lag an den verdammten Pillen. Verzweifelt versuchte sie, sich aus dem Rollstuhl zu stemmen.

»Sie kann nicht richtig artikulieren«, sagte Mrs. Einzig.

»Die Blutverdünnungsmittel sollen helfen, dem Gehirn mehr Blut zuzuführen, aber im Grunde ist ihr Zustand irreversibel.«

Diesmal warf ihnen Lydia einen phantastisch finsternen Blick zu. Wie konnte sie ihnen nur begreiflich machen, daß sie sehr wohl wußte, was hier vorging? Und wer würde nicht den Versuch unternehmen, diesem blöden Ort zu entfliehen?

»Mama, was ist los?« fragte Anna. Sie setzte ihren Hut ab, streifte die Handschuhe ab, deponierte alles sorgfältig auf einem freien Stuhl und trat näher.

Im Geiste formulierte Lydia ziemlich klar die Worte: »Hol mich aus diesem Höllenloch heraus. Und hör auf, mich Mama zu nennen, als ob du zehn wärst.« Aber es kam nur Kauderwelsch heraus, mit wenigen verständlichen Worten dazwischen. Schlimmer, es geschah noch etwas anderes. Vor ihren verdutzten Augen verwandelte sich Anna von

einer gesetzten Frau von Anfang fünfzig in eine Frau in den... Dreißigern... zu - Lydia schnappte nach Luft. Sie konnte dieser raschen Verwandlung nicht länger folgen. Im nächsten Augenblick sah sie eine etwa siebenjährige Anna in einem gestärkten gelben Kleid vor sich stehen. Lydia zitterte. Das Wiedererkennen versetzte ihr einen Schock. Dieses Kleid - hatte sie gerade für Annas Geburtstag gebügelt.

»Mama, binde mir meine Schärpe«, sagte Anna.

»Sag bitte«, antwortete Lydia automatisch.

»Ich habe doch bitte gesagt, oder?« fragte Anna.

»Das hast du nicht«, sagte Lydia. »Aber komm mal her und halt still.«

»Sie hat ganz deutlich gesagt: >Komm mal her und halt still««, sagte die erwachsene Anna zu Mrs. Einzig und Roger.

»Na, dann tu's doch und sieh zu, was passiert«, schlug Roger vor.

Die erwachsene Anna trat an Lydias Rollstuhl und blieb stehen, einen töricht-verlegenen Ausdruck von Ich-weiß-nicht-was-ich-tun-soll im Gesicht. Für Lydia vermischten sich die beiden Annas. »Nicht du«, sagte sie irritiert. Es war schrecklich schwierig, die junge Anna von der älteren Anna zu trennen, und die ältere Anna brauchte ihre Hilfe nicht. Warum trat sie nicht beiseite?

»Komm her, Schätzchen«, sagte Lydia mit schmeichelnder Stimme zur jungen Anna.

»Okay.«

Lydia lächelte. Wenn sie es richtig anstellte, konnte sie die ältere Anna völlig ausblenden und sich dem Kind widmen.

»Du siehst wunderschön aus, Süße. Alles Gute zum Geburtstag«, sagte sie und freute sich, daß sie das Kleid doch noch gebügelt hatte. »Du riechst so gut und sauber und gestärkt.«

»Mama, ich bin es«, sagte die ältere Anna, den Tränen nahe. »Ich habe nicht Geburtstag. Ist es das, was du meinst? Mit wem sprichst du?«

»Sie lebt in der Vergangenheit. Sie denkt wahrscheinlich, Sie sind ein Kind oder so«, erklärte Mrs. Einzig. »Das kommt vor. In einer Minute kann sie da wieder raus sein.« Roger wußte nicht, wo er hinsehen sollte. Er schüttelte sein ergrauendes Haupt, rückte seine Brille zurecht, schneuzte sich die Nase und versuchte, nicht in die Runde der anderen greisen Patienten zu blicken. Er hatte das seltsame Gefühl, daß sie alle zu ihnen herüber starrten. Als er doch rasch einen Seitenblick riskierte, merkte er, daß niemand ihnen auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

Die junge Anna drehte sich im Kreis. »Schau, wie mein Rock fliegt, wenn ich mich drehe, rundherum und rundherum -«

»Rundherum und rundherum«, lachte Lydia, entzückt darüber, daß sie selber so jung war. Gott, wie schon das Kind war. Sogar die Küche war schön - und die Blätter an den Bäumen vor dem Fenster wippten so lebendig. Das Bügelbrett stand im hellen Sonnenlicht, das Bügeleisen darauf. Sie beugte sich darüber und sah, wie sich ihr Gesicht darin spiegelte, und der Geruch frisch gebügelter Kleider stieg ihr in die Nase. Was für ein phantastischer

Tag, der Geburtstagskuchen auf dem Tisch, und die kleinen Gäste würden bald eintreffen.

»O Mama.« Die ältere Anna beugte sich plötzlich hinunter und nahm Lydias Hand. Gerade noch hatten Lydias Augen verhangen geblickt. Jetzt glaubte Anna zu bemerken, daß sie sie völlig klar und wütend anstarrten, ein Blick, der sie zu durchbohren schien. »Geh weg.« Die Worte kamen nicht sehr deutlich, doch ihre Bedeutung war unmißverständlich.

Lydias Hand umklammerte die Lehne des Rollstuhls. Als sie ihren Blick auf die ältere Anna konzentrierte, verschwanden das Kind Anna und dann die Küche. Die ältere Anna stand in einem unsagbar tristen, krankensaalähnlichen Raum, umgeben von älteren Menschen, die alle mehr oder weniger wie Mumien aussahen und in ihren Rollstühlen festgeschnallt waren. Und die ältere Anna war auch nicht gerade eine Schönheit. Lydia versuchte, dieses Bild auszublenden und in ihre Küche zurückzukehren, in der sie sich wenigstens zurecht fand. »Sie will absolut nichts mit mir zu tun haben«, die ältere Anna schluchzte fast. »Versuch du's, Roger.«

Lydia runzelte die Stirn. Da waren sie wieder und belästigten sie. Welche Anna war nun die da, und wo war Roger?

»Ach, Mama, das ist eine Mädchenparty, da will ich nicht hin«, sagte Roger, der gerade in die Küche kam. Er trug schmutzige Turnschuhe und zerrissene Jeans.

»Wenn du nicht willst, dann laß es.« Lydia blieb gelassen. Bemerkungen dieser Art entwaffneten ihn stets.

»Außerdem sind die alle noch kleine Kinder. Ich bin schon zehn«, sagte er.

»Und eines Tages wirst du elf sein«, sagte sie lachend. Aber irgendwie wußte sie, daß sie sich auf schwankendem Boden befand. Eines Tages würde er elf sein, dann zwanzig, dann vierzig, dann fünfzig...

»Ich bin's, Ma, Roger«, sagte der ältere Roger. Er schwitzte.

Noch nie in seinem Leben hatte er einen solchen Nachmittag verbracht. Er wußte nicht, ob er es noch einmal über sich bringen würde, hierherzukommen. Aber Roger war Lydias Liebling. Verwirrt blickte sie umher. Der junge Roger und der ältere Roger waren beide da. Der Junge in der Küche und der erwachsene Mann in diesem schrecklichen Krankenzimmer. Das Blut pochte in ihrem Kopf. Erst verschwand die Küche und wurde durch diesen anderen Raum ersetzt, dann umgekehrt. Dann existierten beide wieder nebeneinander.

Der junge Roger, ein Glas Limonade in der Hand, steuerte den Tisch im Eßzimmer an, wo Lydia ihre sämtlichen Gedichte, Notizen, Bücher und Papiere gestapelt hatte.

»Gieß sie nicht über meine Sachen!« rief sie. »Bleib von meinem Tisch weg!«

Sie unterbrach sich, denn plötzlich erschien über dem Gesicht des älteren Roger das Gesicht des kleinen Jungen. Und der ältere Roger sah verletzt aus. Er denkt, ich meine ihn. Ach du meine Güte. Was haue er gesagt? Sie bemühte sich, ihn zu verstehen.

Aber der junge Roger schrie: »Okay, Ma« und drehte sich grinsend zur Küche um. Er war drauf und dran... »O nein!«

»Was ist los, Ma?« fragte der ältere Roger und beugte sich hinunter. »Das kann ich dir jetzt nicht erklären«, versuchte sie zu sagen. »Du kippst gleich diese ganze...« »Oh!« rief Lydia. Die Limonade ergoß sich über ihre Papiere. Waren sie ruiniert? Die Party ging gleich los, sie mußte das aufwischen. Sie machte eine Armbewegung und fegte das Glas Wasser vom Tablett, das an ihrem Rollstuhl befestigt war.

»Oh!« rief Lydia wieder. Die Nässe ließ sie zusammenzucken. »Schau, was du getan hast!« fuhr sie den älteren Roger an. Aber wieder kamen ihre Worte nur undeutlich heraus. In diesem Krankenzimmer konnte sie ihre Zunge einfach nicht richtig bewegen, wohingegen sie in der Küche keine Probleme hatte.

Anna lachte fast hysterisch. »Ich glaube, sie schimpft dich wegen des Wasserglases aus...«

Und Lydia dachte: Was zum Teufel geht hier vor? Sie hatte dieses Zimmer schon zuvor gesehen, aber sie hatte nicht realisiert, daß sie sich darin befand. Aber so war es. Natürlich! Sie sah es durch die Augen der alten Frau im Rollstuhl. Aber wie konnte das sein, wo sie doch gleichzeitig als junge Frau in der Küche stand, kurz vor der Geburtstagsparty für Anna? Dieser Gedanke entlockte ihr ein Grinsen. Wie setzte man eigentlich eine Küche vor eine Geburtstagsparty? Die Party war also schon Jahre her. Aber sie fand jetzt statt. Wenn sie das machen konnte... was sie gerade gemacht hatte, was immer das war, dann konnte sie auch den Verlauf der Party verfolgen.

»Ma, erkennst du mich nicht?« fragte der ältere Roger.

Sie funkelte ihn an. Natürlich erkannte sie ihn. Was für eine dumme Frage. Wenn er nur endlich mal bei einem Alter bleiben wollte, dann würde das die ganze Sache erheblich erleichtern. Hier saß sie und versuchte herauszubekommen, was eigentlich los war, und er fragte sie, ob sie ihn erkannte. Typisch!

Ich verlier meinen Verstand, und ganz sicher verlier ich ihn auf äußerst verrückte Weise, dachte sie. Dann bekam sie Lust auf eine Zigarette. »Rauchen.« Das Wort kam krächzend heraus, nachdem sie es zuerst erfolglos mit »Pall Mall« und »Zigarette« versucht hatte.

Sie starrten sie an. Was für Dummköpfe! Geduldig führte sie ihnen mit Gesten vor, worum es ihr ging. Gott, waren die begriffsstutzig. Verstanden sie denn überhaupt nichts?

»Sie können keine Zigarette bekommen«, sagte Mrs.

Einzig schließlich. »Sie könnten sich verbrennen.«

»Auch nicht, wenn wir aufpassen?« fragte Roger.

»Na gut.«

Roger - der Gute - gab ihr eine Zigarette. Aber ihre Finger taten nicht, was sie tun sollten, um sie zu halten.

»Paß auf - sie wird sich verbrennen«, warnte Anna.

»Ach, halt den Mund!« sagte Lydia angewidert. Diesmal kamen die Worte sehr deutlich heraus. Anna zog sich verletzt zurück.

Ganz in der Nähe kicherte jemand. Lydia sah nun wieder normal. Sie drehte sich um. Nur ein paar Schritte entfernt saß ein alter, ziemlich zahnloser Mann in seinen Rollstuhl geschnallt. Ihre Blicke trafen sich.

»Das ist Mr. Cromwell«, flüsterte Mrs. Einzig Anna und Roger zu. »Erschrecken Sie nicht. Er sabbert immer so. Er ist schon in Ordnung, nur eben, Sie wissen schon...«

»Tach«, sagte Cromwell fröhlich und spuckte durch die Zähne. Er verfehlte seine rechte große Zehe nur um Haaresbreite. Anna erbleichte. »Was für ein Benehmen!« versuchte Lydia zu sagen, aber diesmal versagte ihre Zunge ganz ihren Dienst.

»Schöner Tag«, sagte Cromwell und bedachte Roger mit einem tückischen Seitenblick.

»Aber er kriegt ja mit, was hier vorgeht«, wandte sich Anna entsetzt an Mrs. Einzig.

»Sei still, er kann dich hören«, flüsterte Roger.

»Mama, ich glaube, wir müssen jetzt gehen. Wir wollen dich nicht ermüden«, sagte Anna nervös. »Nächsten Sonntag kommen wir wieder.«

»Nur keine Eile«, sagte Cromwell zu niemand besonderem.

»Er ist... boshaft«, wisperte Anna.

»Ach nein. Er weiß nicht, was er sagt«, sagte Mrs. Einzig.

»Wiedersehn, Ma«, sagte Roger.

Ganz plötzlich streckte Lydia einfach die Hand aus, fast formell. Und Roger nahm sie. Er fühlte sich ein wenig töricht. Er würde nicht wiederkommen - das wußte Lydia plötzlich, ohne . zu wissen, wieso sie es wußte. Er hatte Angst, das zu werden, was sie war oder zu sein schien. Aber sie verstand ihn schließlich auch nicht allzu gut, obwohl er ihr Liebling war, und sie konnte ja den jungen Roger zurückholen, wenn sie wollte. Der hatte noch eine

Menge großartige Dinge vor. War der ältere Roger gegangen? Und Anna? Lydia nahm es an.

»Deine Kinder, was?« sagte der alte Mann, der Cromwell hieß.

Seine krächzende Stimme war so aufdringlich, daß sie hochfuhr.

»Haben dich vollgepumpt, was?« bemerkte er mitfühlend. Lydia ignorierte ihn. Zum einen würde sie sich nicht mit alten Männern abgeben, die durch die Zähne spuckten. Was für eine widerliche Angewohnheit! Zum ändern sah sie noch Immer Roger und Anna, wie sie gewesen waren, und irgendwo im Hintergrund leuchtete ein Geburtstagskuchen mit Kerzen.

»Blas sie aus. Wünsch dir was«, sagte sie fröhlich. Hier im Eßzimmer war ihre Stimme lieblich und glockenrein. Wie merkwürdig!

»Ich will Arzt werden oder Maler, wenn ich groß bin«, sagte Roger.

»Du darfst dir nichts wünschen. Es ist mein Geburtstag«, sagte Anna. »Du sollst überhaupt nicht hier sein. Du bist ein Junge, und das ist eine Mädchenparty.«

»Nun hab dich mal nicht so, Schatz«, warf Lydia ein. Aber jetzt war ihr nicht klar, ob sie die alte Frau im Rollstuhl war oder die junge Frau, die den Geburtstagskuchen anschnitt. Was zum Beispiel war Roger denn geworden? Sie wußte nicht, wer diese Frage stellte - die alte oder die junge Frau. Dann kam die Antwort. Roger wurde schließlich der Manager einer Kaufhauskette. Und wer wußte das? Die junge Mutter konnte es nicht wissen. Aber

Lydia merkte, daß sie beides war, und daß nun die junge Mutter auch wußte, was er einmal werden würde.

Doch die Lydia in ihrem Rollstuhl dachte: Wie schade! Nicht, daß sie etwas gegen Manager von Kaufhausketten einzuwenden hatte, aber angenommen, sie hätte Roger, als er klein war, dazu ermuntert, mehr zu malen. Sie dachte, sie hätte es damals getan. Trotzdem... Verzweifelt versuchte sie, sich zu erinnern. Welche Spiele hatten sie an diesem Tag gespielt? Die Reise nach Jerusalem oder Topfschlagen? Angenommen, sie griff jetzt ein und änderte etwas. War das möglich? Nun, für einen Anfang war es nie zu spät.

»Roger... wird jetzt jede von euch mit Kreide zeichnen!« sagte sie rasch. »Wie ein richtiger Künstler. Ihr könnt dann die Zeichnungen mit nach Hause nehmen.«

»Prima!« rief Roger und rannte los, seine Malsachen zu holen. Seltsam, daß sie sich erst jetzt daran erinnerte, wie sehr er von Kunst fasziniert gewesen war. Und er hatte die Angewohnheit, stundenlang Comics aus der Zeitung abzumalen.

Nun war sie wieder völlig durcheinander. Veränderte sie die Vergangenheit? Und hatte sie, wenn sie die alte Dame und die junge Mutter zugleich war, damit auch die Zukunft verändert? Würde Roger ein anderer sein? Natürlich war es auch möglich, daß er gar nicht auf ihre Ermunterung reagierte. Vielleicht half sie ihm gar nicht damit - wenn man überhaupt von Hilfe sprechen konnte. Und hatte sie genug getan oder würde sie ihn immer wieder bei passender Gelegenheit in der Vergangenheit ermuntern müssen?

Irgend jemand sagte etwas zu ihr in diesem Krankenzimmer. Sie versuchte zu erkennen, wer es war, aber als sie zu der Frau im Rollstuhl zurückkehrte, verschwamm wieder alles im Nebel.

»Zeit für unsere Tablette«, sagte Mrs. Einzig. »Wir haben heute eine neue Schwester im Nachtdienst. Und da wollen wir doch alle unsere Medikamente genommen haben, damit sie Zeit hat, uns alle kennenzulernen.«

Wo zum Teufel war die Schwester hergekommen? Und was schwatzte sie da? Lydia runzelte die Stirn. Was war wirklich und was nicht? Konnte sie zur Geburtstagsparty zurückkehren? Ganz gewiß würde sie nicht hierbleiben, bei dieser herablassenden... Person, die sie verrückt machte.

»Na, na«, sagte Mrs. Einzig.

Lydia war erschöpft. Sie starrte die Schwester an oder versuchte es zumindest. Ihre Augen drifteten wieder nach rechts. Mrs. Einzig legte die Tablette in Lydias Hand und reichte ihr das Wasser. Widerwillig schluckte Lydia die Pille und hing dann wieder ihren eigenen Gedanken nach, verlor sich in ihnen. Als die Tablette zu wirken begann, wurde alles noch verschwommener.

Sie döste vor sich hin. Einmal passierte etwas außerordentlich Merkwürdiges. Sie schien seitwärts aus ihrem Körper zu schlüpfen. Dann zuckte und ruckte der Körper, als ob sie wieder in ihn hinein gefallen wäre, aber von oben. Voll gepumpt, dachte sie irritiert. Diese Tabletten. Das nächste Mal schlucke ich sie nicht. Dann sah sie die Geburtstagsparty, aber aus weiter Ferne, und fühlte eine so rasche Bewegung, daß sie dem

Geschehen nicht folgen konnte. Die Bewegung stoppte kurz, und sie glaubte sich im Rollstuhl sitzen zu sehen. Dann setzte die Bewegung wieder ein, von merkwürdigen Geräuschen begleitet. Einem Knistern, so als ob Seidenpapier neben ihrem Ohr zerknüllt würde, und von Rauschen. Sie sah einen Körper in einem Sarg - ihren Körper? Dann erschien ein junges Mädchen, etwa zwölf Jahre alt. Sie sagte so etwas Ähnliches wie: »Lydia, ich bin Twiety. Twiety.« Und ihr war, als wüßte sie, wer dieses Mädchen war. Dann setzten die Bewegung und diese Geräusche noch einmal ein.

Als nächstes merkte Lydia, daß es Essenszeit war und ihr Kopf immer wieder in den Kartoffelbrei sank.

«Ich denke, wir können bei ihr die Dosis etwas runter setzen«, bemerkte Mrs. Einzig zur Nachtschwester. »Es dauert immer ein paar Tage, bis wir herausfinden, wieviel sie brauchen. Ich glaube ohnehin nicht, daß sie noch einmal aggressiv wird. Sie ist jetzt schon eine Woche bei uns.«

Eine Woche? dachte Lydia. Sie versuchte, ihre Blickrichtung zu halten. Wann war die Geburtstagsparty?

Kapitel 16

Ma-ahs Schriftzeichen in Stein und Sumpters Erstaunen (und Aspekt drei)

Während Überseele Sieben zwei der vielen Aspekte der Kachel betrachtete und Lydia in der Zeit vor- und zurück glitt, stand Ma-ah im Hof der Sprecher. »Wer hat mich gerufen?« fragte sie noch einmal, und wieder kam keine Antwort. Sie zuckte die Achseln und sah Sumpter auf sich zukommen. Als er neben ihr stand, deutete er lächelnd auf die Zeichnung eines Baumes an der nahen Wand.

»Mamunsha«, sagte er und hockte sich nieder, eine Gewohnheit, die er in letzter Zeit angenommen hatte, um den Größenunterschied zwischen ihnen auszugleichen.

»Ich dachte, das Wort für Baum ist sanoraja«, antwortete Ma-ah in ihrer neuen Sprache.

Er grinste. »Manchmal ist es das. Manchmal ist es auch arumha - das ist ein Baum in der Nacht, wenn kein Mond scheint. Lidata - das ist ein von der Sonne beschienener Baum. Kadita ist ein Baum mit tanzenden Blättern.« Er lachte, war aber doch ernst. Sein Lachen verwirrte sie, denn es erinnerte sie daran, daß er Gefühle hatte. »Schau dir dieses Bild an und erfinde ein dazu passendes Wort«, forderte er sie auf.

Ma-ah sah ihn verunsichert an.

»Mach schon«, ermunterte Sumpter sie.

»Brambeda.«

»Dann ist es das, was diese Baumzeichnung da in diesem Moment ist.«

»Aber ich hab doch das Wort eben erst erfunden«, auch Ma-ah mußte wider Willen lachen.

»Genau. Wenn du Gegenständen ganz spezielle Worte aufzwingst, dann schränkst du sie und ihre Realität für dich ein. Wir haben zwar bestimmte Worte, die du gelernt hast, um die Dinge einordnen zu können, aber wir machen nie den Fehler, einen Gegenstand mit dem Namen zu verwechseln, den wir ihm gegeben haben. Alle Dinge verändern sich dauernd. Kein einzelnes Wort könnte je die gesamte Realität eines Dinges in all seinen Aspekten zum Ausdruck bringen.«

Sie mochte Sumpter jetzt am liebsten, wenn er sie unterrichtete. In dieser Rolle konnte sie ihn akzeptieren, ohne sich bedroht zu fühlen. Sie schüttelte den Kopf und lachte ihn an. »Aber du bist Sumpter. Das ist doch ein Name.«

»Das ist der Name, den ich dir nannte, als du mich danach fragtest«, sagte er nüchtern.

»Willst du damit sagen, daß das gar nicht dein Name ist?« Ma-ah war beunruhigt.

»Manchmal ist er es. Aber ich gebe mir auch noch andere Namen.«

»Wie sollen denn die anderen wissen, wer du bist, wenn du nicht immer denselben Namen hast?«

»Mein Gesicht sagt es ihnen. Meine Freunde geben mir ab und zu auch verschiedene Namen. Und ich nenne mich, wie es mir gerade gefällt.«

Die seltsame Wärme in seinen Augen gefiel ihr nicht. Da war zwar auch eine gewisse Kühle zu entdecken, aber vor allem eine ungezwungene... Einladung, die ihr Angst machte. »Ich nenne dich Sumpter«, sagte sie fast ärgerlich.

»Das tust du, weil du versuchst, meine Realität und deine Wahrnehmung von mir für deine eigenen Zwecke einzuschränken«, erwiderte er ungerührt. »Ich habe jedenfalls gegenwärtig zwei Namen für dich - Sorana und Marunda. Sie deuten auf zwei Aspekte von dir, die wohl im Moment miteinander streiten.«

»Ich bin Ma-ah«, sagte sie irritiert, sprang auf, blieb aber stehen. Sumpter machte keine Anstalten, es ihr gleich zu tun. »Welche zwei Aspekte?« fragte sie fast gegen ihren Willen.

»Der Wunsch, Kontrolle auszuüben, und der Wunsch, dich hinzugeben«, sagte er.

Ihre Schenkel fühlten sich warm an und ihr Kopf kühl. Diese Bemerkung war in vielerlei Hinsicht so vollkommen zutreffend auf ihre Person, daß sie nichts weiter konnte, als ihn anzustarren,

»Wir werden Sprecher genannt, weil wir versuchen, inneres Wissen auszusprechen«, sagte Sumpter sanft.

»Oft kleiden wir es in Worte für Leute, die Worte brauchen. Sonst befreien wir uns von den Worten. Die Menschen in der Welt, aus der du gekommen bist, stehen gerade am Anfang einer langen Entdeckungsreise. Wir sind gekommen, ihnen zu helfen. Das ist unser Ziel.«

Sumpter sah plötzlich weg. Ma-ah beobachtete ihn neugierig. Er schien fast verlegen.

»Wir wollen unsere Rasse mit der euren vermischen. In anderen Teilen der Erde hat dieser Prozeß schon begonnen. Du bist daran beteiligt, Ma-ah. Es ist Zeit, daß du dich mit einem von uns verbindest. Da du nun bei uns bist und nicht in deine alte Welt zurückkehren willst, solltest du dir einen Mann unter den Sprechern wählen.«

»Dich soll ich wählen«, sagte sie hitzig. »Das willst du doch, oder? Das war es doch, was man von mir erwartete.«

»Wähle, wen immer du willst«, sagte Sumpter. »Aber du mußt dein Blut mit dem unseren vermischen, oder du mußt zurückkehren.«

»Warum? Ich will nicht zurück!« rief sie.

Er lächelte, aber unterschwellig spürte sie seine wachsende Ungeduld. »Du warst eine gute Schülerin«, sagte er. »Du lernst rasch. Deine Rasse wird Jahrhunderte brauchen, bis sie das gelernt hat, was wir dir schon beibringen konnten. Aber wir können aus Gründen, die ich dir jetzt nicht erklären kann, nicht ewig hier bleiben. Du mußt das, was du lernst, deinen eigenen Leuten weitergeben, und die Vermischung unseres Blutes spielt hier eine sehr wichtige Rolle.«

Die Sonne brannte heiß auf den Mosaikboden im Hof. Ma-ah starrte auf Sumpter hinunter. Bald würden die Schatten der Nacht einfallen, und ein Frösteln überkam sie. Er stellte ihr ein Ultimatum, und sie hatte plötzlich das Gefühl, daß sie noch vor Anbruch der Dämmerung eine Entscheidung fällen mußte.

»Einiges von unserem Wissen ist in unser Blut geschrieben«, fuhr Sumpter fort. Seine Nüchternheit

brachte Ma-ah zunehmend aus der Fassung. »Es wurde Bestandteil unserer physischen Substanz.« Er beobachtete sie. »Es wird in seinem ganzen Potential weitergegeben werden. Und es wird auftauchen, immer und immer wieder.«

Er hatte sich nicht erhoben, aber Ma-ah hatte den Eindruck, daß er stand. Vage war sie sich anderer Bedeutungen hinter seinen Worten bewußt. Sie erregten sie, machten ihr aber zugleich auch angst.

»Wissen existiert in jeder erdenklichen Form«! sagte Sumpter. »Was du gelernt hast, ist in deine Seele eingeschrieben, die nicht an deinen Körper gebunden ist. Aber es ist auch in den Körper geschrieben, den du von der Erde ererbt hast, in die Zellen, und dieses Wissen wird weitergegeben, gleich, ob es je bewußt erkannt oder genutzt wird oder nicht.« Er hielt inne und fügte dann hinzu: »Ich möchte, daß du ein Kind bekommst... mit diesem Erbe... Ich möchte, daß du dein Blut mit dem meinen mischst.«

Ma-ahs Augen weiteten sich. Bislang hatte er immer von »unserer Rasse« oder »deinen Leuten« gesprochen. Nun sagte er »sein Blut« und »ich möchte, daß du« - Plötzlich fiel ihr die Zeichnung dieses seltsamen Vogels ein, mit all den Leuten, die aus seinem Bauch kamen. »Du bist gar nicht... hier geboren, stimmt's?«

»Nein«, sagte er und beobachtete ihr Gesicht.

»Du bist aus diesem... Vogel gekommen. Ich hielt es immer für einen Vogel, aber es muß etwas anderes sein.«

»Es ist etwas anderes. Aber über dieses Thema kann ich noch nicht mit dir sprechen... nicht, solange du nicht die

Rolle übernimmst, die du übernehmen mußt, wenn du hierbleiben willst.«

Ma-ah runzelte die Stirn. »Ich werde nicht zurückkehren. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Jedenfalls nicht freiwillig. Und ich weiß genug über dein Volk, um sicher zu sein, daß ihr keine Gewalt anwenden würdet. Aber ich mag auch nicht etwas tun, nur weil man es von mir erwartet. Ich weiß, wie Tiere sich vereinigen. Rampa und ich haben das oft getan, wenn es das ist, was du meinst. Du sagst, daß man so Kinder bekommt, aber Rampa und ich hatten keine. Wenn ich welche bekäme, dann wären sie meine Kinder. Deshalb bin ich nicht ganz sicher, was genau du von mir willst. Wenn es das ist, was Rampa und ich machten, warum hast du es nicht einfach gesagt? Das ist nur natürlich, und du fühlst dich rundherum gut dabei. Aber du mußt irgendwie noch mehr meinen, etwas, das ich nicht verstehe, oder du würdest nicht so ein Getue darum machen.«

»Dann wird das, was ihr beide gemacht habt, wohl genügen«, sagte Sumpter sehr förmlich.

»Das ist alles, was du willst?« Ma-ah war überrascht.

»Warum seid ihr, Rampa und du, zusammen geblieben?« fragte er ruhig.

»Na, wir haben uns gebraucht. So ist es viel einfacher, zu jagen und auf Nahrungssuche zu gehen - und wir haben uns gegenseitig geholfen, uns zu schützen. Warum sonst?-*

»Keine anderen Gründe?« fragte Sumpter behutsam.

»Was für andere Gründe sollte es sonst noch geben?« .

»Hattet ihr solche Gefühle füreinander, wie Rampa und Orona sie jetzt zu haben scheinen?«

Ma-ahs Gesicht verdunkelte sich. »Nein.« Sie schwieg eine Weile und sagte dann anklagend: »Aber du hast manchmal solche Gefühle für mich, und das macht mich unsicher. Ich habe geglaubt, du möchtest, daß ich auch... so fühle, was immer das für Gefühle sind. Mir war nicht klar, daß du einfach das willst, was Rampa und ich gemacht haben, sonst hätte ich sofort ja gesagt. Ich habe es nicht mehr gemacht, seit ich hier bin, und es hat mir auch gefehlt.«

Sie nahm an, Sumpter würde lachen, jetzt wo diese Angelegenheit geklärt war. Statt dessen aber schien alle Hoffnung aus seinem Gesicht zu weichen. Er sah zu ihr auf. »Ich werde dich nie in deinem Gefühl für...

Unabhängigkeit bedrohen. Ich werde mich mit dem begnügen, was du mir jetzt geben kannst. Und aus unserer Vereinigung wird hoffentlich ein Kind entstehen. Du bist jetzt sehr viel gesünder, als du es warst.«

Ma-ah sah auf und merkte überrascht, daß schon die ersten Schatten fielen. Sie hatte also gar keine Entscheidung treffen müssen! Und doch fühlte sie sich auf seltsame Weise betrogen, so als sei es doch um eine Entscheidung gegangen, die sie übersehen oder nicht erkannt hatte - und hatte erkennen sollen. »Uns einfach vereinen, wie Rampa und ich es getan haben?« fragte sie nochmals.

»Ja, Ma-ah«, sagte Sumpter leise.

»Na, dann machen wir es jetzt.« Sie warf sich auf den Boden und lachte. »Ich werde nie begreifen, warum du das nicht einfach gesagt hast. Du hast ein solches Theater darum gemacht, daß ich den Eindruck hatte, es sei noch mehr dabei, irgend etwas, das ich nicht verstehe.« Dann, als sie den Ausdruck in seinem Gesicht sah, rief sie: »Was stimmt denn nicht?« Doch die ganze Zeit über hatte sie das Gefühl, daß sie wußte, was es war, und daß er das wußte. Was wußte? »Du hast wieder diesen Ausdruck im Gesicht«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Und du bist wieder... Sorana und Marunda«, sagte Sumpster.

Sie sprang auf, griff sich einen lose herumliegenden Stein und schrie trotzig: »Ich bin Ma-ah!« und ritzte so tief sie konnte ihr Namenszeichen in eine der Kacheln auf dem Boden. »Da!« rief sie triumphierend. »Vereinigen wir uns jetzt oder nicht?«

»Der Teil von dir, der sich jetzt vereinigen kann, wird sich vereinigen«, sagte Sumpster. Es ist nicht möglich, von ihr Besitz zu ergreifen, dachte er, genauso wenig wie von der Welt, aus der sie kommt, unschuldig, phantastisch, schlau und vielleicht auf ähnliche Weise schrecklich wie es ein Sturm ist.

Ma-ah begann ihr Gewand abzulegen.

»Nicht hier«, sagte er rasch. »Der Boden ist zu hart... Wir werden eine meiner Matten benutzen...«

Sie zuckte die Achseln. Nun glaubte sie wenigstens zu verstehen, was gewünscht wurde. Etwas, das auch sie wollte. Es gab gar keinen Konflikt. Ganz glücklich lief sie neben ihm her. Sie betrachtete die ganze Angelegenheit

so sachlich und nüchtern, daß Sumpter zutiefst beunruhigt war. Bislang verband sie mit Sex keinerlei Gefühle. Er hatte es schon geahnt, fragte sich aber, wie er mit seinen eigenen Sehnsüchten nach dem Teil von ihr umgehen sollte, den sie noch nicht einmal selbst in sich entdeckt hatte.

»Ich gehe auf den Gesichtern der Kacheln«, plauderte Ma-ah sorglos und voller Erwartung.

»Ja.«

»Warte... so was. Die Kacheln bewegen sich ja!« Alarmiert wollte sie davonlaufen.

Sumpter packte ihren Arm. »Nein, natürlich nicht. Siehst du? Sie bewegen sich nicht.«

»Ich habe es aber gesehen. Ich sah hinunter, und sie fingen an zu... kriechen... und blieben aber doch an derselben Stelle.« Ma-ah zitterte.

»Na gut, aber jetzt bewegen sie sich nicht.«

»Nein, aber als sie sich bewegten, bekam ich Angst. Sie haben mich an bestimmte Dinge denken lassen. Wenn wir uns vereinigen und ich ein Kind bekomme, dann werde ich leben und kommen und gehen und vergessen sein wie ein Wolfsjunges. Das habe ich gedacht, als die Kacheln sich bewegten. Oder vielleicht habe ich nur gedacht, daß sie sich bewegen. Aber etwas verschiebt sich, und wir sterben. Ich habe tote Tiere gesehen und sie gegessen und nie zuvor darüber nachgedacht.«

»Unser Kind, wenn wir eins haben, wird viele Geburtstage erleben«, sagte Sumpter. »Es wird lange leben und alt werden.«

Aber Ma-ah stand da, noch immer verstört. Ihre Gefühle waren zum Ausbruch gekommen. Gefühle, die nicht mit Hunger oder Not verknüpft waren, andere, unabhängige Gefühle, die in ihr aufwallten, so wie es erst ein- oder zweimal in ihrem Leben geschehen war. Überrascht sagte sie: »Gefühle... bewegen sich im Innern von Menschen.«

»Du hast schon früher solche Gefühle gehabt?«

»Aber ich hatte keine Zeit, zu wissen, was ich fühlte«, sagte sie grübelnd. »Ich habe noch nie zuvor Gefühle gehabt, die mich nicht sofort zum Handeln zwangen. Gut, einmal habe ich sie gehabt, als ich einem Sturm zusah und beschützt in der Höhle hockte. Oder vielleicht ein paarmal, die ich vergessen habe. Ich weiß nicht, ob ich diese Art von Gefühlen mag oder nicht. Man kann nichts daran ändern.«

»Etwas bewegt sich«, wiederholte Sumpter ihre Bemerkung. »Seltsam.« Er wollte nicht ihre Gedanken lesen, obwohl er es leicht hätte tun können. Aber er wußte, daß etwas mit ihr geschehen war. Sie hatte sich verändert, geöffnet. Sie ging nun nachdenklich neben ihm her. Auf unerklärliche Weise tat sie ihm leid. Die Geburt von Gefühlen und die Reflektion von Gefühlen, dachte er. Und auf Ma-ah stürzten Erinnerungen an ihr früheres Leben ein, ihr Leben in einer Welt von Stein und Hunger, von Licht und pechschwarzer Nacht. Die Kontraste waren stark und fordernd gewesen, so daß sie keine Zeit zum Nachdenken gehabt hatte. Sie schienen einfach da zu sein, und sie hatte sie fraglos akzeptiert. Nun entdeckte sie ihre Erinnerungen, klar und ungetrübt - aber es gab keinen Grund, sich zu erinnern. Die Erinnerungen kamen

einfach. »Ich werde nicht wieder dorthin zurückkehren«, sagte sie, und ihre Stimme war hart.

»Du mußt auch nicht...«, Sumpter unterbrach sich, denn ihm wurde klar, daß Ma-ah ihm zum erstenmal, vielleicht durch ihre Stimme, einen wirklichen Einblick in ihr Leben vor ihrer Ankunft bei den Sprechern gewährt hatte. Zwar hatte sie ihm schon früher alles in Einzelheiten erzählt, aber doch so sachlich, daß ihre Gefühle nie durchdrangen. Bei allem, was er über sie wußte, gab sie doch wenig von sich preis.

Sie waren schon fast bei seinem Wohnhaus angekommen. Ein bescheidener Steinbau mit einem pyramidenförmigen mittleren Raum, das Zentrum oder die Shabia, und zwei kleineren Räumen zu beiden Seiten. Die gekachelten Böden war hier und dort mit kleinen weißen Wollteppichen bedeckt, und an den Wänden hingen Wandteppiche in hellen, leuchtenden Farben. Sumpter führte sie in einen Seitenraum mit großen Fenstern und einer niedrigen Bettstatt.

Seine Wohnung war ganz ähnlich wie die, welche die Sprecher ihr zugewiesen hatten.

»Ich habe mich noch nie an einem so geschützten Ort vereinigt«, sagte Ma-ah und war plötzlich gehemmt und schüchtern. »Wir haben uns gewöhnlich immer gleich vereinigt, wenn uns danach war. All dieses Reden...« Sie wanderte im Zimmer herum.

Aber Sumpter wollte sie nicht einfach so nehmen, auch wenn sie durchaus bereit dazu schien, doch sein Versuch, ihr Zeit zu lassen, schien sie nur noch nervöser zu machen. »Setz dich einen Augenblick her«, sagte er. »Da

wir uns nun vereinigen werden, werde ich dir viel über den Hintergrund der Sprecher zu erzählen haben. Wie wir hierher gekommen sind, über unsere Traditionen, die wir weiterzugeben hoffen. Aber wir erhalten diesen Ort auf eine Weise aufrecht, die du noch nicht verstehst. Eines Tages wird das alles euch gehören. Es wird den Kindern gehören, die aus Vereinigungen wie der unseren entstehen. Wir aber werden, so wie wir sind, vom Angesicht der Erde verschwinden. Durch unsere Vermischung geben wir bestimmte Eigenschaften auf, die wir bewahren würden, wenn wir unsere Art rein hielten.«

Ma-ah horte ihm zu und fragte sich allmählich, ob die Sprecher sich wirklich vereinigten oder nur darüber redeten. Doch Sumpters Stimme hatte etwas hypnotisch Beruhigendes, das sie genoß, und in ihr war ein fast flüssiges Gefühl, das auf- und abstieg, während sie seiner Rede lauschte. »Unsere wesentlichen Eigenschaften bewahren wir«, fuhr er fort. »Wir gehen wahrhaft nach innen und erreichen die Menschen im Traumzustand, wo Worte nur Symbole sind.«

Plötzlich sah sie ihn neugierig an. »Aber das ist ja wie bei dem alten Mann. Ich sehe ihn oft in meinen Träumen. Oder ich sah ihn. In letzter Zeit habe ich ihn, soweit ich mich erinnern kann, nicht gesehen.«

»Sprecher erscheinen häufig in den Träumen der Leute, und manchmal werden sie tatsächlich als ein alter Mann gesehen.

Warum hast du mir nicht früher davon erzählt?« Sumpter starrte sie an, überrascht.

»Er ist einfach nur ein alter Mann«, sagte Ma-ah. »Er ist kein Sprecher, denn er ist nicht so groß wie deine Leute.«

»Ist er immer ein alter Mann?«

»Natürlich«, sagte sie bestimmt.

»Nimmst du ihn bei anderen Gelegenheiten wahr?«

»Nein. Aber da sind manchmal Gedanken, die nicht die meinen zu sein scheinen, also sind es wohl seine. Ich weiß nicht, warum - zum Beispiel damals, als ich die Stufen der Pyramide hinauf rannte. Es war, als hätte ich einen Traum, während ich wach war.«

Sumpters Gesicht wurde so ernst, daß sie sich unterbrach. »Was ist falsch?«

»Nichts ist falsch...«

»Na gut. Ich fühle mich besser. Ma-ah begann nun ihr Gewand abzustreifen, diesmal in mutwilliger Eile. Sumpter sah sie an. Da war sie und bot sich ihm so unbekümmert dar, und er mußte ihr auf der Ebene begegnen, die sie im Moment anbieten konnte. Nach allem, was sie ihm gerade erzählt hatte, war eine Zusammenkunft des Tribunals unbedingt notwendig. Im Augenblick allerdings mußte er sich auf die Person beziehen, die sie zu sein glaubte, und versuchen, die Person zu vergessen, die sie seiner Vermutung nach war. Sie hatte recht: Etwas geschieht, und die Realität verschiebt sich. Und was das Wichtigste war: Ma-ah war an jenem Tag, als sie die Pyramidenstufen hinauf rannte, dieses »andere Wesen« gewesen.

Kapitel 17

Siebens Tafel im Himmel (und Aspekte vier und fünf)

Josef starrte etwas verunsichert auf sein Gemälde. Es war von einer seltsamen Beweglichkeit. Der Mosaikboden schien zu hüpfen, ja sich fortzubewegen. Er verschob sich, als wollte das Bild nicht auf der Leinwand bleiben - so wie er selbst auch nicht an einem Ort bleiben wollte. Warum sollte er? Wenn er vorgab, auf Elgrens Vorschlag einzugehen, dann würden sie ihm einige Freiheit lassen. Dann könnte ich ganz leicht flüchten, dachte er. Bianka würde wütend sein. Er grinste: Was für eine Männerfalle sie war, und sie wußte es.

Er saß jetzt auf der Bettkante, entspannte sich, betrachtete ein Gemälde nach dem ändern und genoß das warme Sonnenlicht, das durch die Fenster auf die Fußbodendielen flutete. Er hatte stundenlang gemalt. Eine großartige Tagesleistung, fand er. Was für ein perfektes Atelier. Wer konnte sich noch mehr wünschen? Er döste fast ein in der Sommerhitze.

Vor sich sah er nun das gemütliche Zimmer im Winter (ohne verbarrikadierte Fenster wie im letzten Jahr), einen Teppich auf dem Fußboden, damit die Füße warm blieben (darauf würde er bestehen), und eine leuchtende Decke für das Bett (Bianka konnte verdammt noch mal eine nahen). Aber da wäre auch noch ihr Zimmer- ihrer beider Zimmer-, in dem sie schlafen und sich herum balgen und vergnügen würden. Und es war Schluß mit dem Herum

zigeunern auf dem Land, Schluß damit, daß er halb verhungert sein Talent verschleuderte. Diesmal hatte er die Sache gut eingefädelt, hatte sich selbst übertroffen, diesmal hatte er sich fest etabliert.

Das Sonnenlicht wanderte über den Mosaikboden des Bildes. Fast hypnotisiert sah Josef zu und träumte von den Annehmlichkeiten des guten Lebens. Dann fing er sich. Nicht, daß er tatsächlich vorhatte, sich auf so etwas einzulassen. Natürlich nicht. Er spielte nur noch ein bißchen mit der Idee, bevor er sie endgültig verwarf. Übertrieb die Vorteile, damit er sich dann doppelt tapfer (und zweimal so schlau) fühlen konnte, wenn er schließlich hier rauskam, seine Freiheit wieder gewann und die Hosentaufs mehr oder weniger so zurückließ, wie er sie vorgefunden hatte. Er zweifelte nicht daran, daß er von hier verschwinden würde, sobald sich ihm die Möglichkeit bot.

Er hörte ein zartes, damenhaftes Klopfen an der Tür, und sein Gesicht leuchtete auf. »Komm herein.«

Bianka kam mit einer neuen Schüchternheit herein, die sie sich zugelegt hatte, seit dieses »Arrangement« im Gespräch war. Sie ließ die Tür offen, was Josef in lautes Gelächter ausbrechen ließ.

Ihr Gesicht umwölkte sich. »Mutter will es so. Und Vater auch. Es ist gar nicht komisch. Sie wissen nichts über uns... vom letzten Winter.«

Josef konnte nicht umhin, an sie beide zu denken, wie sie heiß und verschwitzt unter den Decken gelegen hatten, obwohl es im Zimmer eisig gewesen war. »Na, komm wenigstens rein, das darfst du doch, oder?«

Sie sah ihn so sittsam an, wie es ihr unter den Umständen möglich war. Sie mußte ihm zeigen, daß in ihr nicht nur eine gute Bettgefährtin, sondern auch eine gute Ehefrau steckte. Für den Augenblick konnte sie es sich nicht leisten, allzu keck aufzutreten.

»Wenn du nicht bald aufhörst, die vornehme Dame zu spielen, wirst du noch platzen«, sagte er.

»Ach, halt den Mund«, entfuhr es ihr.

»Das ist schon besser. Jetzt schließ die Tür und komm ins Bett.«

»Du weißt, daß ich das nicht kann.« Sie war tatsächlich schockiert. »Wenn wir heiraten sollen, dann schickt sich das nicht.«

»Gut, dann gehen wir ins Bett und vergessen die Heirat.«

»Du glaubst, ich locke dich in eine Falle.«

»Du? Wie könntest du mich in eine Falle locken? Ich mach nur, was ich will!« schrie er.

Sie ließ sich mit gesenktem Blick neben ihm nieder und gab keine lauten Widerworte wie sonst von sich, und das machte ihm Sorgen. Sie streckte die Beine unter ihren langen Röcken und Unterröcken aus und beschrieb mit ihren Stiefelchen perfekte kleine Kreise in der Luft. Ihre Hände ruhten im Schoß. »Das ist ein hübsches Bild«, bemerkte sie und betrachtete die Hofszene.

»Was denkst du?« fragte Josef etwas verunsichert.

»Man könnte direkt in dieses Bild hineingehen und im Hof, oder was es ist, herum spazieren, und niemand würde uns finden.« Sie kicherte leise. »Das Bild ist groß genug. Wir würden einfach verschwinden.«

Er starrte sie an. »Ich habe gar nicht gewußt, daß du so viel Phantasie hast. Und ich wußte auch nicht, daß du dieses Bild magst.« Er schwieg einen Augenblick.

»Komm, laß uns von was anderem reden«, sagte er dann. Er war sich nicht sicher, ob ihm die Vorstellung gefiel, daß Bianka auch Phantasie hatte. Mit jeder Minute wurde ihm unbehaglicher zumute. Das Zimmer schien irgendwie zu warten, es herrschte eine unwirkliche Klarheit darin. Ganz außergewöhnlich, dachte er. Wenn ich nur diese Farben wiedergeben könnte! Das Sonnenlicht besaß fast... Stofflichkeit. Es variierte in seiner Transparenz. Den einen Moment konnte er hindurchsehen, den nächsten aber wurde es dichter, wengleich nicht schwerer... dicker, und bewegte sich in goldenen Säulen aus Luft.

»Du schaust so merkwürdig drein«, sagte Bianka.

Er drehte sich zu ihr um und merkte, daß auch sie von der Verwandlung dieses Zimmers berührt wurde. Das braune Haar, ein feines Gewebe, das dicht und lieblich ihr Gesicht umrahmte. In ihren Augen schienen immer noch tiefere, ineinander fließende Schichten von Farbe auf - ihre Pupillen wie kleine Teiche, die wundersam in die Augen eingelassen waren. Auf den Wangen lagen tief purpurne Schatten, die wie ein Echo der festen Kinnlinie wirkten. Das Gesicht war eine lebendige Landschaft - er konnte es sehen, eine Landschaft aus weichen Hügeln und Tälern aus Fleisch, aus dem Innern erleuchtet von Biankas Stimmungen, die darüber hinzogen wie Wolken oder wie eine aufscheinende und verschwindende Sonne am Himmel über der Erde.

»Beweg dich nicht. Beweg dich keinen Millimeter. Sitz still!« Er erhob sich. Alles bewegte sich: das Zimmer, das Sonnenlicht - alles in einem empfindlichen Gleichgewicht. Er mußte sie genau so einfangen, diesen Moment, bevor sich alles wieder für immer veränderte. Eine Leinwand war schon zum Malen vorbereitet. Er nahm sie und begann ihr Gesicht zu skizzieren. Sie blickte ihn an, von Ehrfurcht erfüllt. Er ist wie ein Besessener, dachte sie. Sie wagte nicht, sich zu rühren, und saß, bis ihre Muskeln schmerzten.

»Nein, nein, beweg dich nicht«, sagte er.

»Ich brauche eine Pause«, protestierte sie.

»Nicht jetzt. Du darfst jetzt nicht.« Aber er merkte, daß sie die Stellung nicht mehr halten konnte, daß ihre Muskeln zitterten wie Schatten unter der Haut. »In Ordnung«, sagte er. »Mach eine Pause und nimm dann wieder dieselbe Haltung ein.«

»Aber ich kann nicht wie eine Statue dasitzen, damit du mich malen kannst.«

»Warum nicht? Natürlich kannst du. Denk einfach an etwas anderes.«

»Laß mich sehen, was du gemalt hast?« Sie sprang auf.

»Nein, nein. Nicht jetzt. Später.«

Auf sein Drängen setzte sie sich wieder hin. Dreimal wiederholten sie diese Prozedur, bis Josef schließlich den Pinsel niederlegte. »Das Licht ist nicht mehr gut. Komm morgen zur gleichen Zeit wieder.«

»Was? Das wird Mutter gewiß nicht...«

»Sag ihr, ich will es, verdammt noch mal!« donnerte er.

Sie wich zurück, und erstaunt merkte er, daß er ihr Angst einjagte. »Bianka... ich wollte das nicht... Mir ist meine Arbeit nur so wichtig. Du bist ein gutes Modell, ein wundervolles Modell. Ich weiß nicht, warum ich das nicht schon früher bemerkt habe.«

»Kann Seth denn jetzt sehen, was du gemalt hast?« fragte sie.

»Ja, ja. Alles, was du möchtest.«

Sie stand vor der Staffelei. Auf der Leinwand war insgesamt nur wenig zu sehen, aber ein Gesicht schien aus ihrem Innern aufzutauchen, herauszuspähen, aus irgendeiner verborgenen Dimension aufzusteigen. »Es ist irgendwie unheimlich, mein Gesicht anzusehen, so wie es dort ist«, sagte sie.

»Du findest es also unheimlich?« Er lachte gutgelaunt.

Bianka starrte erst das Gemälde an, dann Josef. Dann machte sie einen der klügsten Schachzüge ihres Lebens.

Wenn er mich so sieht, dann brauchte ich mir keine

Sorgen zu machen, dachte sie. »Mama ruht sich aus.

Papa und meine Brüder sind auf dem Feld«, sagte sie.

»Wenn du willst, kannst du von hier verschwinden. Ich werde nichts sagen und nichts verraten. Wenn du in westliche Richtung gehst, wird dich niemand sehen. Ich will nicht, daß du dich in der Falle fühlst. Erst dachte ich, ich wollte dich um jeden Preis haben. Aber jetzt tu, was du willst.«

Josef wollte ihr zunächst nicht glauben. Sie sah ihn nochmals mit einem langen Blick an und wandte sich dann zur Tür. »Ich gehe nach unten. Du hast nur eine Stunde, um zu verschwinden. Falls Mama aufwachen sollte,

beschäftige ich sie in der Küche, so lange ich kann. Wenn du zum Abendessen noch hier bist, dann ist das deine Entscheidung.« Sie ging.

Verdammt anständig von ihr, dachte Josef. Sie ist wenigstens fair. Er fragte sich, was er mitnehmen konnte und was er dalassen mußte. Das letzte Mal war er nur mit seinen Kleidern am Leib und wenige Gepäck auf dem Rücken fortgelaufen. Jetzt standen da sieben Gemälde in den unterschiedlichsten Stadien der Vollendung. Wieder ergriff ihn ein Gefühl des Überschwangs. Er packte einige Habseligkeiten in den Ranzen. Wieder frei! Er würde wieder durch die Dörfer ziehen, sich auf den Jahrmärkten tummeln - der Außenseiter, mit seinen Leinwänden und Farben! Er summte vor sich hin, zufrieden.

Seine Qualen und seine Gefangenschaft hatten ein Ende. Haha! Der Mund tat ihm schon weh vom breiten Grinsen, aber er vermied es, seine Bilder anzusehen. Er versuchte so zu tun, als seien sie nicht da. Die ganze Zeit aber fragte er sich, ob er wohl wirklich gehen würde. Würde er, wenn er sich umdrehte, und schließlich doch seine Bilder betrachtete, noch die Freiheit haben, zu gehen? Natürlich! Schließlich hielt ihn niemand. Er summte weiter, doch so laut er auch summte, seine Gedanken ließen sich nicht verscheuchen. Was war es denn, wenn ihn niemand hielt? Was für ein Spiel spielte er da mit sich selbst? Hatte Bianka es unwissentlich - oder scharfsichtig - ans Licht gebracht?

Gott, was für unsinnige Gedanken ein Mann doch manchmal hatte. Natürlich verschwand er von hier. Er war mit dem Packen schon fast fertig.

Und er drehte sich um. Da standen seine Bilder, wie lebendige Wesen, die sich aus Farbe und Leinwand materialisiert hatten. Licht und Schatten in ihnen wirkten nun realer als Licht und Schatten in seinem Zimmer. Er konnte sie nicht verlassen. Und er konnte sie nicht mitnehmen. Einige waren noch nicht trocken genug. Er wagte nicht, sie zusammenzurollen, er würde sie ruinieren. Einen Augenblick lang hatte er wirklich Angst und fühlte sich eingesperrter als je zuvor.

Aber mit welcher meisterlicher Technik er diese Kacheln gemalt hatte. Er betrachtete das Bild mit der Hofszene genauer. Wie er die Schichten aufgetragen hatte, so daß die zarten Farben einander abrundeten, ohne daß irgend etwas verschmiert war.

Doch plötzlich war es, als würden die verschiedenen Farbschichten zum Ausdruck seiner eigenen Gefühle. Nicht physisch, aber geistig spürte er sich durch die Farbschichten fallen und dabei von einem Gefühl ins andere sinken. Die Gefühle waren dunkel und undurchsichtig gewesen. Jetzt aber waren sie so transparent, daß er sie mit der klaren Sicht eines Kindes sah. Die schwindelerregende körperliche Sensation des Fallens blieb, obwohl er wußte, daß er fest auf dem Boden stand.

Es waren seine Gefühle! Zuerst war da sein Wunsch, von hier wegzugehen. Ein so vehementes Verlangen, daß sein Magen schmerzte. Aber dann sank er durch dieses Gefühl in die darunterliegende Emotion. Es war eine so eng verbundene, geradezu verklebte Mischung aus Erleichterung und Scham, daß sich die Empfindungen wie

Stoff anfühlten, in dessen weiche, glatte Falten unvermuteter Scham er nun fiel.

Seine echten, begrabenen, verleugneten Gefühle hatten ihn gepackt. In Wirklichkeit war er so glücklich, einen »Platz« zu haben, so entzückt darüber, daß er nicht mehr halb verhungert herumwandern mußte, daß er sich schämte. Ein Mann sollte frei und ungebunden sein, nicht an eine Familie, ein Zimmer, eine Frau gekettet. Tränen rannen ihm übers Gesicht, als er durch diese Scham hindurch in das nächste Gefühl fiel- in eine Wut, die sich wie ein dickes rotes Netz um ihn legte.

Er stapfte mit stürmischen Schritten durchs Zimmer, fühlte, wie er sich in diesem Netz verfang, wie es sich eng um seine Beine schlang. Aber auch dieses Gefühl gab nach, und er stürzte kopfüber in die Angst, die seiner Wut die Stärke verliehen hatte. Er trat mit voller Wucht einen Stuhl durchs Zimmer und schleuderte den Ranzen gegen die Wand.

Denn dies war es, was ihm hinter all den Verkleidungen wirklich zu schaffen gemacht hatte: die Angst. Er hatte versucht, ihr auszuweichen, doch jetzt war es zu spät. Die Inspiration, nach der es ihn so verzweifelt verlangt hatte, war gekommen - und sie hatte ihn reingelegt, irgendwie. Sie zwang ihn dazu, sich um etwas zu sorgen, Zuneigung zu empfinden, zu fühlen, sich an etwas zu binden. Wenn die Inspiration auch aus einer anderen Welt zu kommen schien, so zwang sie ihn doch, sich auf das alles hier einzulassen - und das hatte er nicht gewollt. Selbst die Hosentaufs wurden nun zu realen Personen.

Sie waren nicht mehr bloße Karikaturen, über die er sich lustig machen oder die er ignorieren konnte.

Wieder überflutete jenes überklare Licht sein Zimmer. Oder bildete er es sich nur ein? Er drehte sich um. In der Tür stand ganz überraschend Bianka. Er hatte sie gar nicht heraufkommen hören. Auch sie sah verändert aus, wie er mit Unbehagen bemerkte. Sie war nicht länger einfach ein Weib, mit dem er sich vergnügen konnte oder das ihm Modell saß für sein neuestes Bild. Sie war sie selbst, was immer das bedeuten mochte. Sie hatte ihre eigene Realität. Sie war von ihm unabhängig. In ihr tobten dieselben quälenden, vielschichtigen Empfindungen, die er gerade durchlebt hatte, und die er sonst zu verbergen suchte.

»Du bist nicht gegangen«, sagte sie und schloß diesmal die Tür hinter sich.

Schön sah sie aus. Sie hatte geradewegs einem meiner Bilder entstiegen sein können, dachte er. Sie lächelte ihn an und ging hinüber zum Bett. Jetzt, da die Sache besiegelt schien, war sie auch bereit, seinen Wünschen nachzugeben. Sie warfen rasch ihre Kleider ab und bedachten einander dabei mit fröhlichen Obszönitäten. In seiner Phantasie sah Josef sie beide auf den heißen Kacheln des Hofes liegen und aus seinem Gemälde in dieses Zimmer blicken.

Es war Proteus, der da genau an dieser Stelle im wirklichen Hof neben Fenster stand. Und Fenster hätte, wäre es allein um die räumliche Dimension gegangen, in Josefs Zimmer blicken können - er starrte in die richtige

Richtung. Aber er konzentrierte sich gerade auf Proteus' Entdeckung.

»Ich bin ganz sicher«, sagte Proteus. »Vor einer Weile standen wir genau hier und unterhielten uns. Erinnerst du dich? Dann gingen wir zurück, um mit einigen deiner Leute zu sprechen. Ich war aufgebracht, weil du diese schwarze junge Frau >gesehen< hattest, und du hast wohl versucht, mich abzulenken. Und dann schlenderten wir wieder hierher. Aber diese Kachel! Du hast sie angestarrt, als du mir erzähltest, was du >siehst<, und da trug sie nicht dieses Zeichen oder Symbol. Da bin ich ganz sicher.«

»Es könnte eine andere Kachel gewesen sein«, gab Fenster zu bedenken.

»War es nicht. Ich weiß, das es dieselbe ist. Ich hab sie mir genau angesehen, weil du so darauf starrtest. Und dieses Zeichen war nicht darauf.«

»Wenn du recht hast, dann muß das jemand während unserer Abwesenheit getan haben.«

»Aber schau doch mal hin!« rief Proteus ärgerlich. »Bück dich und sieh's dir genau an. Das ist ja das Unglaubliche. Es ist kein neues Zeichen. Es ist alt. Es ist schon seit ewigen Zelten da. Und doch war es vor einigen Augenblicken noch nicht da.«

Fenster kniete nieder und untersuchte die Kachel. Selbst in diesem Dämmerlicht leuchtete der blaue Fisch mit seinem abgebrochenen Schwanz, und knapp über seinem Auge war deutlich eine kleine Gravur zu sehen. »Du hast recht. Es muß schon vorhin dagewesen sein, und wir haben es übersehen«, sagte er.

»Aber jetzt ist es schon fast dunkel. Vorhin wäre es uns sofort aufgefallen. Du bist doch derjenige mit diesen Fähigkeiten. Kannst du nicht herausfinden, woher dieses Zeichen kommt?«

Fenster erhob sich lächelnd. »Jetzt klingst du wie Geschichte, wenn sie sich gegen deine Skepsis verteidigt. Ich kann mich auch nicht erinnern, dieses Zeichen schon gesehen zu haben. Doch in diesem Fall sagt uns der gesunde Menschenverstand, daß wir es aus irgendeinem Grund übersehen haben.«

»Jetzt weiß ich, wie sich Geschichte gefühlt haben muß«, sagte Proteus. »Und es gefällt mir gar nicht. Vielleicht gibt es keine Erklärung dafür, aber ich weiß, daß du nicht recht hast, und daß irgend etwas an diesem Symbol wichtig ist.«

»Entweder war es schon da, und wir haben es nicht gesehen, oder jemand hat es in unserer Abwesenheit eingeritzt, und zwar so, daß es wie alt aussieht«, antwortete Fenster. »Die erste Variante erscheint mir einleuchtender.«

»Das ist mir egal. Irgend etwas daran verunsichert mich. Und es weckt meine Neugier stärker als jede... Demonstration deiner oder Geschichtes Fähigkeiten, vielleicht einfach, weil es mir aufgefallen ist. Ganz gleich, was du sagst, ich weiß, daß dieses Zeichen vorhin nicht da war. Und ich werde herausfinden, wie es da hingekommen ist.« Proteus reckte sich und sprach mit solcher Vehemenz, daß Fenster nicht umhin kam, ihn ein bißchen aufzuziehen. »Schau an. Unser pragmatischer Proteus.«

»Siehst du«, sagte Kypros zu Überseele Sieben. »Jede deiner Persönlichkeiten interpretiert deine Erfahrung mit den Aspekten dieser Kachel auf ihre eigene Weise. Lydia benutzte sie, um sich inmitten einer sich ständig verschiebenden Zeit< das Gefühl für ihre eigene Identität zu bewahren. Auch Ma-ah und Josef nutzten sie emotional und nahmen bis zu einem gewissen Grad die vielen Aspekte ihrer eigenen subjektiven Realität wahr. Und Proteus setzt sie dazu ein, seinem Denken neue Möglichkeiten zu eröffnen.«

Doch Sieben starrte auf das Zeichen, das unleugbar in die Kachel eingeritzt war. Er sah Proteus und Fenster nach, die davongingen, und schüttelte den Kopf. Er hatte wieder die Gestalt eines Vierzehnjährigen angenommen.

»Proteus hat recht. Dieses Zeichen sollte gar nicht da sein, zumindest sollte er es nicht sehen können. Als ich in Ma-ahs Zeit reiste und in ihrem Hof stand, war es noch nicht da. Es ist ihr Zeichen, sie hat es gerade erst in die Kachel eingeritzt, als sie auf Sumpter wütend war, aus Trotz.«

»Genau«, sagte Kypros.

»Genau was?« Sieben war aufgeregt. »Was meinst du?«

»Ich habe dir schon früher gesagt, daß sich alles zugleich ereignet.«

»Ja, aber...«

»Und daß Zeit nichts Abgeschlossenes ist.«

»Ja, aber...« Sieben hatte das Gefühl, an der Schwelle einer großen Entdeckung zu stehen, aber er konnte sie noch nicht überschreiten. Sein Dilemma war so

offensichtlich und für Kypros so amüsant, daß sie lachen mußte.

»Laß gut sein«, sagte Sieben. »Ich bin schon konfus genug. Also, sehen wir mal. Alles ereignet sich zugleich, das heißt, während ich meine Erfahrung mit den Kacheln und ihrer Existenz in der >Zeit< machte... erfuhr jeder meiner Persönlichkeiten das gleiche, nur eben auf ihre Weise. Soweit komme ich mit. In irdischen Begriffen gesprochen, hat sich meine Erfahrung wellenartig in alle Richtungen fortgesetzt...«

»Eine ausgezeichnete Analogie«, warf Kypros ein.

»Ja, aber... es passierten neue Dinge. Ich verstehe, was Lydia tat oder zu tun versuchte... Sie ging in die Zeit zurück und merkte, daß sich Vergangenheit und Gegenwart zugleich ereignen, und so versuchte sie, die Gegenwart zu verändern, indem sie die Vergangenheit veränderte. Aber zwischen dieser Sache und der anderen, die da passiert ist, besteht ein großer Unterschied. Ma-ah hat ihr Zeichen in die Kachel geritzt, aber Proteus sah es in seiner Gegenwart, wo es einige Minuten zuvor noch nicht dagewesen war. Und in meinem Vorher war es auch nicht da.«

»Natürlich. Mach weiter«, sagte Kypros.

»Mach weiter? Ich kann nicht. An diesem Punkt komme ich nicht weiter«, erwiderte Sieben niedergeschlagen.

»Irgend etwas entgeht mir hier.«

»So ist es.« Kypros lächelte. Sie wechselte jetzt so rasch zwischen der Gestalt eines Mannes und einer Frau hin und her, daß Sieben bemerkte: »Ich möchte ja nicht

unhöflich sein, aber könntest du nicht für einen Moment damit aufhören?«

»Es soll dich an etwas erinnern«, antwortete Kypros.

»Aber du bist im Augenblick zu stark mit diesem einen Problem beschäftigt, um darauf zu achten«, und sie pendelte sich auf die weibliche Gestalt ein, derer sie sich gewöhnlich bediente.

»Du brauchst dich gar nicht so überlegen aufzuführen.« Sieben war ärgerlich. »In keinem meiner Leben habe ich je ein solches Examen erlebt, und ich hoffe, auch in Zukunft nie mehr so etwas mitmachen zu müssen, wenn du den Begriff entschuldigst.«

»Ach, lieber Sieben, beruhige dich und versuche zu verstehen«, sagte Kypros. »Die sogenannte Vergangenheit ist eine Quelle immer neuen Handelns und ständiger Kreativität, so wie auch die Zukunft oder Gegenwart.«

»Das weiß ich. Das ist es nicht, was mich verwirrt.«

»Ma-ah hat ihr Zeichen jetzt in die Kachel eingeritzt und damit auf Proteus' Gegenwart eingewirkt«, erklärte Kypros. »Ein paar Augenblicke davor hatte sie es noch nicht getan, es konnte also auch nicht auftauchen - es war noch nicht geschehen.«

»Aha, jetzt hab ich dich erwischt!« rief Sieben. »Ich hab immer befürchtet, daß es eines Tages so kommen würde, aber ich wollte es auch. Jetzt, da es passiert ist, wünschte ich, es wäre nicht geschehen. Ich hab dich bei einem Widerspruch der schlimmsten Art ertappt.«

»Schau nicht so... seelenvoll«, sagte Kypros sanft.

Aber Sieben lächelte nicht einmal, sondern warf Kypros einen vorwurfsvollen Blick zu: »Du hast gesagt, Ma-ah hätte ihr Zeichen noch nicht in die Kachel eingeritzt, deshalb hätte es auch noch nicht im dreiundzwanzigsten Jahrhundert von Proteus auftauchen können. Aber, Kypros, das ergibt keinen Sinn, wenn doch alles zugleich geschieht!«

»Du kannst so finster blicken wie Lydia«, sagte Kypros. »Gut, nehmen wir Lydia. Sie ging in der Zeit zurück und machte etwas Neues in der Vergangenheit.« Sieben blickte noch finsterer. »Das verstehe ich, denke ich. Doch, ja, ich bin sicher.« Plötzlich wurde er von einer solchen Erregung erfaßt, daß er in rasendem Wechsel aufleuchtete und wieder verschwand, bis selbst Kypros schwindelig wurde. »Ich hab's. Ich glaube, ich hab's. Es können sich neue Dinge in der Vergangenheit ereignen, richtig? So wie sich die Gegenwart ereignet und immer weiter ereignet, ereignet sich auch die Vergangenheit immer weiter, und es können sich neue Dinge in ihr ereignen. Ach nein, das ist nicht ganz das, was ich meine...«

»Du kommst der Sache aber näher«, sagte Kypros, die nun auch immer erregter wurde. »Denk dir eine Analogie aus, wenn es nicht anders geht.«

»Eine Analogie! Dieses ganze Examen ist eine einzige Analogie, wenn du mich fragst«, explodierte Sieben. Aber im nächsten Moment kam ihm ein so realer und lebendiger Vergleich, daß er selbst überrascht war. »Ich muß sie groß machen, damit ich sie klar sehen kann.« Er grinste entschuldigend. Denn über den ganzen

Himmel stand in riesigen, leuchtenden Buchstaben
folgende Botschaft geschrieben:

Vergangenheitszeit = $Vv + Vg + Vz$

Gegenwartszeit = $Gv -f Gg + Gz$

Zukunftszeit = $Zv + Zg + Zz$

»Da dies hier ein Examen ist, benutze ich den Himmel als Tafel«, sagte Sieben stolz. »Dieser Einfall sollte mir ein paar Sonderpunkte einbringen, hoffe ich. Ich habe es ziemlich einfach ausgedrückt und denke, es ist ausreichend verständlich. Sieh dir das an.«

Es hatte sich wirklich selbst übertroffen. Die leuchtenden Buchstaben überzogen den gesamten Horizont. Ein weiterer Einfall brachte Sieben dazu, den Buchstaben Schatten zu verpassen, die nun den Mosaikboden im Hof des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts von Proteus bedeckten und Kacheln und Gras Kontrast und tiefen Glanz verliehen. »Wie gefällt dir das?« Er war von Triumphgefühl erfüllt. »Das ist doch eine Landschaft und ein Himmel, wie sie wohl niemand vergessen wird!«

»Atemberaubend«, sagte Kypros. »Hättest du etwas dagegen, mir deine Buchstaben zu erläutern?«

»Kann noch jemand sie sehen?« fragte Sieben. »Jammer-schade, praktisch für nichts und wieder nichts so etwas Spektakuläres zu erschaffen.«

»Sieben«, ermahnte ihn Kypros mit einem Anflug von Strenge.

»Schon gut, schon gut. Ich habe für mein eigenes Verstehen eine Analogie erdacht und meine eigene Formel erfunden, um ihr Ausdruck zu geben. Alle Zeit ist simultan. Darin liegt kein Widerspruch, dem Himmel sei

Dank. Aber solange wir auf irgendeine Weise an Vorstellungen von Zeit oder an Menschen, die an diese Vorstellungen glauben, gebunden sind, scheinen gewisse Widersprüche zu existieren. In Wirklichkeit gibt es sie nicht. Sie sind nur das Ergebnis begrenzter Wahrnehmung. Ich habe diese Formel erfunden, um den Widerspruch zu erklären, den es gar nicht gibt. «

»Mußt du so viele Worte machen? «

»Also gut. Wahrnehmungsmäßig scheint es, als gäbe es drei Arten von Zeit: Vergangenheitszeit, Gegenwartszeit und Zukunftszeit. Schau!« Während er sprach, demonstrierte Sieben, was er meinte, und über den Buchstaben am Himmel erschienen drei Worte, etwa so:

VERGANGEN- HEITSZEIT	GEGEN- WARTSZEIT	ZUKUNFTSZEIT
-------------------------	---------------------	--------------

»Beeindruckend«, bemerkte Kypros und verkniff sich ein Lächeln. »Du bist wirklich ausgesprochen erfinderisch.«

»Jetzt hör zu«, sagte Sieben ungeduldig. »Ich habe diese drei Arten von Zeit in Großbuchstaben fabriziert, um zu zeigen, daß dies die Grundeinteilung ist. Aber es gibt eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Vergangenheitszeit, eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Gegenwartszeit und eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Zukunftszeit.«

»Ich verstehe, worauf die hinauswillst«, sagte Kypros.

»Von daher hat die Vergangenheit Ihre eigene Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in kleinen Buchstaben, etwa so.« Und er ergänzte die in den Kästen eingerahmten Worte folgendermaßen:

VERGANGEN- HEITSZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT	GEGEN- WARTSZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT	ZUKUNFTS- ZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT
---	---	---

Sieben war von seiner Schöpfung so hingerissen, daß er ehrfürchtig auf die überdimensionalen Kästen mit ihren

leuchtenden Buchstaben starrte. »Da ist so viel, was ich noch nicht begreife«, sagte er. »Aber ich komm noch drauf. Zum Beispiel dieser mittlere Kasten mit der Gegenwartszeit ist besonders interessant...«

»Sieben, du kommst etwas sehr Wichtigem sehr nahe«, unterbrach ihn Kypros. »Aber was immer auch geschieht, denk daran: Du erschaffst deine eigene Realität. Du bist drauf und dran, dich in deiner eigenen Analogie zu verlieren. Paß auf, Sieben. Da sind Implikationen...«

»Aufpassen? Warum? Ich bin fasziniert«, rief Sieben.

»Sei nicht zu impulsiv!« warnte Kypros.

Aber Sieben murmelte: »Dieser mittlere Kasten... Lydias Gegenwartszeit steckt da drin mit ihrer eigenen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und die von Proteus auch, nicht wahr? Und die von Josef und Ma-ah? Es ist je nach... Aber nein, Lydia denkt sicher, es ist ihre Gegenwartszeit...«

»Lieber Sieben, bitte. Du mußt daran denken: Du erschaffst deine eigene Realität.«

Aber es war schon zu spät. Sieben fühlte, wie er, Analogie hin oder her, vom mittleren Kasten an- und hinaufgezogen wurde, hinein in eine mosaikartige Struktur. Da waren Würfel in Würfel in Würfel, endlos, wie es schien. Und in einem wartete Lydia.

Kapitel 18

Aus dem Körper und nicht bei Verstand, Lydia macht eine Reise

Süßes junges Ding, so hieß die neue Schwester bei den Patienten. Sie war jetzt drei Tage da. Sie gab Lydia ihre Pille. »Und jetzt machen wir den Mund auf und schlucken das, und dann werden wir uns gleich viel, viel besser fühlen«, sagte sie.

Lydia Öffnete die rissigen Lippen und streckte brav ihre geschwollene Zunge heraus, aber listig täuschte sie nur Schluckbewegungen vor und behielt die Pille in der Backe. Als sich die Schwester abwandte, spuckte sie sie aus und wartete.

Der alte Cromwell im Rollstuhl neben ihr schielte beifällig zu ihr hinüber und hielt den Mund.

Wenn sie diese Beruhigungsmittel schluckte, hatte Lydia noch größere Konzentrationsschwierigkeiten als sonst, aber sie wußte nun, daß sie imstande war, das zu tun, was sie wollte, wenn sie sich nur genügend Mühe gab. Bisher war sie schon zweimal »draußen« gewesen, wie sie es nannte. Verärgert brabbelte sie vor sich hin. Sie langweilte sich zu Tode. Ach hol's der Teufel, dachte sie. Sie schloß die Augen und stellte sich vor, wie sie aus ihrem Körper heraustrat und neben ihm stand. Zunächst machte sie alle möglichen Fehler, strengte ihre physischen Muskeln an, statt sich dieser speziellen inneren Spannung zu bedienen, die sie neulich entdeckt hatte. Leise fluchte sie vor sich hin. Wenn sie ihren Körper zu heftig bewegte, kam möglicherweise irgendein Störenfried herbeigeeilt, weil er dachte, sie wolle aus ihrem Rollstuhl heraus. Dann würden sie noch mehr Gurte anlegen oder sie fester schnallen.

»Raus, raus, raus«, sagte sie sich Immer wieder.

»Die arme alte Lydia redet wieder mit sich selbst«, sagte Süßes junges Ding im Vorbeigehen.

Von wegen arme alte Lydia, dachte Lydia wütend - und war im selben Moment draußen. Ein Schnappen, ein ganz reales Schnappen, wie wenn Gummibänder zu weit gedehnt wurden, rissen und zurück schnappten, so fühlte es sich an. Da war sie nun. O Gott. Ungläubig betrachtete sie den wüsten alten, knochigen Körper, das listige Gesicht mit den geschlossenen Augenlidern, das so großartige Geheimnisse verbarg. Ihr Körper in diesem idiotischen Kleid und den rosafarbenen Hausschuhen, und diese dümmliche Klein-Mädchen-Schleife, die sie ihr, was für eine Erniedrigung, ins Haar gesteckt hatten. Und die anderen, alle wie sie da waren, in diesem kahlen Raum, angeschnallte, halbleere Körper. Der Anblick ihres Körpers versetzte ihr einen Schock, der sie fast hysterisch werden ließ, doch beim ersten Ton eines verrückten Kicherns riß sie sich zusammen. Noch wußte sie nicht, wie lange sie sich außerhalb ihres Körpers aufhalten oder was sie in diesem Zustand unternehmen konnte. Konnte sie sich zum Beispiel einfach davon stehlen und nicht mehr zurückkehren? Und was würde geschehen, wenn sie das tat?

»Ganz schön clever«, sagte eine Stimme neben ihr. Sie wirbelte herum. Der alte Cromwell schwebte, ein wenig seitwärts geneigt, einen Meter über dem Boden und grinste sie an. Völlig überrascht, ja verängstigt, schaute Lydia hinüber zu seinem Rollstuhl. Sein Körper saß drin, schön ruhig, fett und komisch in seinem Flanellpyjama, und die Füße steckten in verschiedenfarbigen Socken.

»Du dachtest wohl, du wärest allein und könntest hier alles für dich haben, was?« fragte Cromwell. Lydia schnappte nach Luft. So wie der da in der Luft schwebte, sah er aus wie eine pausbäckige Puppe, die das Gleichgewicht nicht halten konnte. »Komm runter auf den Boden«, sagte sie gebieterisch. Sie gewann ihre Fassung

wieder. Ganz sicher würde sie sich nicht von diesem zahnlosen Cromwell einschüchtern lassen. »Komm sofort runter!«

»Ich hab mich noch nicht ganz unter Kontrolle. Aber ich weiß mehr als du. Du bist Anfängerin. Ich hab dich beobachtet. Ich kann hier raus, und du hast noch nicht kapiert, wie man das macht.«

Lydia blinzelte zu ihm hinauf. »Raus aus was?« Eigentlich war sie fast enttäuscht. Sie hatte sich so herrlich für sich allein gefühlt. Die Entdeckung, daß auch Cromwell seinen Körper verlassen konnte, konnte ihr glatt den Spaß verderben.

»Du folgst mir einfach und tust, was ich tu. Wird nix weh tun«, sagte er.

»Es wird nicht weh tun«, korrigierte sie ihn automatisch. So etwas wie Verzweiflung stieg in ihr auf. »Ach, Cromwell, warum du?« fragte sie halb amüsiert, halb den Tränen nahe.

»Willst du die ganze Zeit hier mit Gequassel vertun?«

»Nein, nein. Du meinst, wir können aus diesem...

Pflegeheim raus?« Lydia genierte sich für den dringlichen Ton in ihrer Stimme. Aber sprach sie denn eigentlich wirklich? Sie berührte ihre Lippen. Ja, sie bewegten sich tatsächlich.

Cromwell, der sie beobachtete, hüpfte auf und nieder und hielt sich die feisten Seiten. »Klar funktionieren sie. Deine Lippen funktionieren, deine Arme funktionieren, alles bestens.«

»Du verrückter alter Narr. Hör auf, mich auszulachen!« schrie Lydia. Cromwell lachte nur um so lauter.

»Tut mir leid«, sagte er. »Aber du schlägst alles. Da stehst du und merkst, daß ich auch nicht in meinem Körper bin, und alles, was dir einfällt, ist, daß du meine Sprache verbesserst und schaust, ob sich deine Lippen bewegen. Aber macht nichts, jetzt komm schon und folge mir einfach.«

Sie versuchte es, hatte aber Schwierigkeiten mit der Navigation. Sie wollte würdevoll den Flur entlang gehen, aber immer wieder erhob sie sich in die Luft oder hopste auf und ab, und einmal schwebte sie sogar seitwärts. In der Halle kamen sie an Süßes junges Ding vorbei. Durch das Fenster fiel Sonnenlicht auf ihr Haar. Ein so atemberaubendes Licht, daß Lydia für einen Moment alles andere vergaß. »Komm weiter!« rief Cromwell, der sich nach ihr umsah.

Er betrat eines der leeren, an die Halle angrenzenden Besucherzimmer, ging zum Fenster hinüber und geradewegs hindurch. Da wippte er nun auf und ab wie ein Ballon, nur eben drei Stockwerke hoch in der Luft. Ich muß den Verstand zurückgelassen haben, nicht den Körper, dachte Lydia in einem Anfall von Panik. Sie haben recht. Ich bin einfach senil und total verrückt. Der Anblick von Cromwell, der da draußen herum taumelte, versetzte sie in Rage.

»Was zum Teufel ist jetzt wieder los?« fragte er und stand unglaublicherweise wieder neben ihr.

Lydia riß sich zusammen und versuchte, würdevoll dreinzuschauen. »Alte Männer stolchen nicht am hellichten Nachmittag durch die Luft«, begann sie.

»War's dir lieber, ich war'n junger Kerl?« fragte er steif.

»Was macht dir denn mehr zu schaffen, daß du komisch aussiehst und einen Narren aus dir machst oder daß du einfach Angst hast?«

Sie hatte ihn verletzt. »Es tut mir leid. Wirklich. Ich glaube, ich habe Angst. Das kann ich nicht, so einfach durchs Fenster gehen, drei Stockwerke hoch...«

»Okay. Dann verzieh dich wieder in deinen Körper«, sagte Cromwell. »Ich dachte, du hattest Mumm. Sie sagten, du hättest neulich einen Höllenspektakel veranstaltet, aber davon ist wohl nichts mehr übriggeblieben. Dann mach es eben so wie viele von den anderen. Die haben Angst rauszugehen, obwohl sie wissen, daß sie es können.«

»Du bist nicht nur ein verrückter alter Narr, du bist auch noch grausam«, sagte Lydia.

»Und du bist eine dickköpfige alte Idiotin«, erwiderte er grinsend.

Sie sah aus dem Fenster und rang mit sich.

Angenommen, sie fiel runter und starb? Dann kam ihr die Komik der Situation zu Bewußtsein. Alles war so aberwitzig, daß das Wort Tod kaum mehr eine Bedeutung hatte. Wie denn auch, wo doch ihr Körper im anderen Zimmer sorgfältig verstaut war, während sie hier stand? Was hatte sie in ihrem Alter denn noch zu verlieren? Lydia bedachte Cromwell mit einem geradezu koketten Lächeln. »Es ist doch wirklich egal, ob ich beim Versuch zu fliegen sterbe oder auf irgendeine andere Weise. Besser als mit diesen ewigen Pillen umgebracht zu werden.«

»Na endlich!« schrie er, schwebte nach oben und ging wieder einfach durchs Fenster. Das Glas schien sich zu teilen, um ihn durchzulassen. Lydia war immer noch darauf gefaßt, jeden Augenblick das Ganze zu Bruch gehen zu sehen. Sie hielt den Blick auf Cromwell gerichtet, erhob sich in die Lüfte, näherte sich dem Fenster, streckte die Hände aus, schloß fest die Augen - und ging durch! Es war kaum zu glauben, aber sie sah in den Hof hinunter. Unten saßen andere alte Leute, die noch nicht ganz so senil waren und das Privileg hatten, nach draußen gehen zu dürfen. Wie sie sie immer beneidet hatte! »Cromwell, ich hab's geschafft, ich hab's geschafft!« schrie sie. Sie fühlte sich frei und schwerelos wie die Luft selbst. Die beiden schwebten davon, und das Gebäude geriet aus ihrem Blickfeld.

O Gott, wie sehr ich wünschte, ich säße an meinem Schreibtisch und könnte das alles aufschreiben, dachte Lydia. Und plötzlich befand sie sich ohne merklichen Übergang in ihrem Arbeitszimmer, Notizbuch und Stift lagen auf dem Schreibtisch. Mit witternden Fingern

befühlte sie das Holz. War der Schreibtisch real? Er war es, oder? Er fühlte sich solide an. Aber ihre Möbel waren verkauft worden. Das wußte sie.

Und doch stand jeder Gegenstand mit leuchtender Klarheit im Raum. Selbst die Luft schien zu leuchten. Ein Veilchenstrauß stand auf dem Couchtisch. Ihre Lieblingsblumen. Es war also Frühling? Tatsächlich! Der Duft von Flieder drang vom Garten herein. Dann sah sie an sich selbst hinunter, halb entsetzt, halb entzückt. Ihr Körper war der einer jungen Frau. So war sie als junge Frau gewesen. Sie trug ein schon längst vergessenes wunderschönes Kleid mit blauen Blumen.

Was geschah mit ihr? Es war Herbst, nicht Frühling, jedenfalls war es gerade Herbst gewesen. »Dieses Durcheinander mache ich nicht mit«, sagte sie plötzlich wütend. »Ich bin eine alte Frau in einem Altersheim«, setzte sie hinzu, fest entschlossen, sich an das bißchen Realität, das ihr noch verblieb, zu klammern.

Und so war es. Lydia öffnete die Augen. Sie saß im Rollstuhl. Ihre Knochen schmerzten. Die Hand tat weh und war verkrampft. Sie öffnete sie. Die winzige Beruhigungstablette fiel heraus und zu Boden. Die Schwester würde sie entdecken. Verzweifelt bemühte sie sich, mit dem Schuh danach zu angeln, um sie unter den Rollstuhl zu schieben.

Wie immer, wenn sie ihren physischen Körper korrekt zu bewegen suchte, schlenkerten ihre Arme wie zwei schuppige Fische. Ihre Hände waren die Mäuler. Fasziniert bewegte sie ihre Finger oder das, was sich wie Finger anfühlte, und beobachtete, wie sich die Fischmäuler öffneten. Da lag eine Serviette. Wenn der Fisch die Serviette schluckte, und wenn die Hand das Fischmaul war, würde dann ihr Arm die Serviette verdauen? Wunderbar! Herrlich! Sie konnte ihre Hände als Hände oder als Fische erleben. Die Realität war schlüpfrig.

Doch dann fiel Lydias Blick wieder auf die Beruhigungspille, und Ernüchterung setzte ein. Wenn sie merkten, daß sie sie nicht genommen hatte, würden sie ihr die nächste in den Hals stopfen. Sie hatte gesehen, wie sie das mit anderen machten, und bereits beschlossen, zuzubeißen, falls sie das je bei ihr versuchen sollten. Zähne und Beißen erinnerten sie an den fast zahnlosen Cromwell, und ihr Ausflug mit ihm kam ihr wieder in den Sinn. Sie drehte sich um, so weit die Gurte es zuließen, um einen Blick auf sein Gesicht zu werfen.

Dann passierten zwei Dinge fast zugleich. Zuerst hörte sie die Stimme von Süßes junges Ding aus der Halle. Sie war offensichtlich im Anmarsch. Lydias Blick fiel wieder auf die Pille, die sehr sichtbar auf dem Boden lag. Als nächstes tat Cromwell etwas, das sie nicht genau benennen konnte. Sie hatte nur das äußerst seltsame Gefühl, daß er und Mariah sich irgendwie blitzschnell verständigten. Mariahs Rollstuhl war nicht, wie die der anderen, an der Wand festgemacht, und ohne daß auch nur ein Wort gefallen wäre, rollte sie nun in die Mitte des Raums, walzte über die winzige Pille hinweg und zermalmte sie.

»La la la la«, sang Mariah und rollte hin und her, immer über dieselbe Stelle, ohne einen Blick auf den Boden zu werfen. Die Pille war zu weißem Pulver zermahlen und so fein verstreut, daß kaum mehr etwas zu sehen war. »La la la«, machte Mariah mit herausgestreckter Zunge. Sie sah zu Lydia hinüber und zwinkerte ihr schelmisch zu.

Cromwell kicherte, und er kicherte keineswegs verrückt, wie Lydia bemerkte. Dann schlug Mariah auf den Rollstuhl, was ein trotziges und befriedigendes Geräusch machte.

»Na, was für ein schönes Lied aber auch«, sagte Süßes junges Ding und betrat den Raum. Lydias Herz klopfte, aber die Schwester blickte gar nicht auf den Boden. Mariah sang weiter »la la la« und klang ganz wie die senile alte Dame, für sie sie gehalten wurde.

»Nun wollen wir uns mal rüber zum Fenster schieben, damit andere Leute durchkommen«, sagte Süßes junges Ding. »So! Ich werde den Fernseher anstellen, damit ihr vor dem Abendessen noch fernsehen könnt.« Dann verließ sie den Raum.

»Hast dich verirrt, was?« fragte Cromwell nuschelnd wie gewöhnlich. Er haue sein altes weißes Lätzchen um den Hals, falls er wieder zu sehr sabberte. Seine Hände tanzten umeinander, als hätten sie ein Eigenleben. Doch seine Augen blickten listig, amüsiert und auf seltsame Weise treuherzig.

»Du hast auch ein Lätzchen um, weißt du«, sagte er, als lese er ihre Gedanken.

»Was? Was?« Lydias Stimme war rauh. Der Fernseher ließ sie kaum verstehen, was er sagte.

»Auf unserem Ausflug warst du einfach plötzlich weg - bist irgendwohin geraten...« Die Worte verliefen ineinander, ergaben aber Sinn.

»Pssst, psst«, zischelte Lydia. »Sie können dich hören.« Sie warf einen schnellen, ängstlichen Blick in die Runde.

»Manchmal denke ich, ich bin wirklich plemplem.«

Mariah und Cromwell brachen in kreischendes Gelächter aus. Mariah rollte zu Lydia rüber und krächzte: »Flieg, flieg wie ein Vögelein. Tiwit. Tiwit. Twietie.« Sie wedelte mit den Armen in der Luft herum, zog eine Grimasse und kicherte.

Dann sank sie erschöpft in ihren Rollstuhl zurück.

Süßes junges Ding eilte herein. »Nun, nun, wir wollen mal nicht so lärmern. Wer macht all den Radau?« Ein leicht scharfer Ton war in ihrer Stimme. Lydia beobachtete sie. Sie ist wenigstens jung und vernünftig, man kann sich auf sie verlassen, dachte sie. »Sch... Schw.. Schwester...« sagte sie, wütend auf sich selbst. Wenn sie wirklich mal dringend etwas sagen wollte, dann konnte sie es oft nicht. Schlimmer noch, die Schwester hörte sie gar nicht. Lydia wollte den rechten Arm ausstrecken, aber diesmal

verweigerte er den Dienst. Doch es streckte sich... ein Arm aus. Sie sah ihn kurz... und fühlte ihn... und dann kehrte er in ihren Körper zurück und verschwand. Fast hatte sie einen Schock. Süßes junges Ding drehte sich um und sah sie an. »Was ist los, Lydia? Wollen Sie etwas sagen?«

Lydia wollte sagen: »Ich weiß, es klingt verrückt, aber ich schwöre, ich bin heute nachmittag geflogen.« Statt dessen aber bekam sie nur krächzend heraus: »Leute fliegen.« »Na-tür-lich fliegen die Leute«, sagte die Schwester fröhlich.

Cromwell bekam einen Hustenanfall, woraufhin Süßes junges Ding »Was ist denn jetzt schon wieder?« sagte und ging, um ihm ein Glas Wasser zu holen.

Alle im Raum starrten Lydia an.

»Hast keine Angst«, sagte Cromwell und meinte: »Hab keine Angst.«

»Die gar nichts wissen«, sagte Mariah, grinste wie eine Dreijährige und rollte die Augen.

Für einen Moment sammelte sich Lydia wieder. »Sie wissen gar nichts«, korrigierte sie, aber als sie weiter sprechen wollte, ergaben die Worte keinen Sinn mehr. Ihre Gedanken aber taten es. Ihr wurde klar, daß sie, wenn sie auch nicht richtig sprechen, sich doch immerhin konzentrieren konnte. Und während sie allmählich mehr über diese seltsamen neuen Bewegungen in ihrem... inneren Körper... lernte, wurde sie sich auch einer inneren Spannung zunehmend bewußter, so als suchten sich Worte, die von außen kamen, in ihrem Kopf zu formulieren.

Kapitel 19

Das Traum-Tribunal der Sprecher (Ma-ah)

Sumpter schlüpfte mühelos aus seinem Körper und erhob sich. Er fühlte sich stets viel lebendiger und wacher, leichter und fröhlicher, wenn er seinen physischen Körper abwarf. Nicht, daß die irdische Form nicht wunderbar ist, dachte er, denn das ist sie. Und ohne sie konnte er in dieser Umwelt nichts bewerkstelligen. Trotzdem fühlte er sich in seinem natürlichen Element, wenn er aus seiner Haut schlüpfte.

Ma-ah lag auf der Couch. Er ging durchs Zimmer, bewegte sich sachte im Mondlicht, das durchs Fenster flutete. Ihr Körper schlief, aber Ma-ah war offensichtlich verschwunden. Ihre Gestalt wies diese eigenartige Leere auf, die zeigte, daß das Bewußtsein den Körper verlassen hatte. Gut, er hatte genügend Zeit und eine Ahnung, wo sie sich aufhielt. Lächelnd erinnerte er sich an die Nächte, in denen er ihr hinunter in den Hof gefolgt war und sie dabei fand, wie sie die Felsenzeichnungen und Inschriften studierte. Am Morgen entsann sie sich nie ihrer Begegnungen, wenngleich ihr Traum-Gedächtnis zunehmend besser wurde.

Als er nun sein Haus verließ, fragte er sich, wie sie wohl auf das Traum-Tribunal reagieren würde, und was sie dabei in Erfahrung bringen würde. Er war von einer ungewohnten Nervosität - sie wußte offensichtlich so viel und doch so wenig. Er hatte das Gefühl, daß das Tribunal Erkenntnisse enthüllen würde, die für sie alle von großer Wichtigkeit waren. Doch während er weiterging, verdrängte seine natürliche Empfindsamkeit seine Überlegungen. Die Nacht war so vollkommen, daß er sich geehrt fühlte, Teil davon zu sein.

Bei den Häusern der anderen Sprecher machte er kurz Halt. Die Körper der Männer, Frauen und Kinder waren alle in Schlaf versunken. Doch die Sprecher selbst waren auf und beschäftigt. Die Erwachsenen, die gerade das nächtliche Traum-Training der Kinder beendet hatten, würden bald zum Traum-Tribunal aufbrechen, und die Kinder begannen mit ihren Spielen. In Gruppen rannten sie an ihm vorbei und spielten Fangen. Sumpter lächelte nachsichtig.

Die Kinder in ihren Traum-Körpern rannten lachend und mit Geschrei mitten durch die Bäume - meist die dicksten und größten, die sie finden konnten - und tauchten vergnügt auf der anderen Seite wieder auf. Ihre Spiele erinnerten ihn an sein eigenes Training in jungen Jahren: an die Freude, mit dem Traum-Körper umgehen zu lernen, an das große Gefühl von Freiheit, wenn er sich des physischen Körpers entledigt hatte. Dann natürlich auch der Kontrast, ebenso herrlich, wieder in die physische Gestalt zurück schlüpfen zu können. Als Kinder hatten sie immer wieder stundenlang diese beiden Körperformen gewechselt und verglichen.

Wie gewöhnlich fand er Ma-ah im Hof. Er näherte sich ihr langsam und rief sie aus einiger Entfernung an. Sie hatte immer noch einige Schwierigkeiten, ihr Bewußtsein zu kontrollieren, wenn sie außerhalb ihres Körpers war, und er wollte sie nicht erschrecken.

»Wer ist da?« fragte sie und drehte sich um.

»Sumpter.«

»Ach, merkwürdig, ich dachte es sei vielleicht der alte Mann.«

»Möglich, daß du ihn siehst, bevor die Nacht vorbei ist.«

»Warum sagst du das? Weißt du etwas, das ich nicht weiß?« fragte sie. »Das ist doch wieder ein Traum, oder?«

Er schwieg einen Moment. Vielleicht war es am besten, wenn sie das ganze für einen Traum hielt, wenigstens für eine Weile. »So könntest du es nennen«, sagte er. »Aber

ich möchte, daß du zu einem bestimmten Ort mitkommst. Ich sagte dir bereits, daß die wirkliche Arbeit der Sprecher nachts getan wird, und heute nacht wird das Tribunal abgehalten. Ich möchte, daß du mit mir kommst, und bitte versuch, dich an das, was geschieht, zu erinnern.«

Sie zuckte die Achseln. »Ein Traum ist nur ein Traum. Ich werde in ihm bleiben, solange er Spaß macht.« Lachend nahm sie seinen Arm, wie sie es tagsüber nie tat, und zusammen wanderten sie den Weg entlang.

Das heißt, Sumpter ging, Ma-ah hüpfte eher auf und ab. Manchmal berührten ihre Füße den Boden, und manchmal schwebte sie sanft darüber. Ein paar Kinder kamen vorbei, und sie runzelte die Stirn. »Schau dir die an. Sie können das besser als ich. Es ist, als müßte ich ganz von neuem gehen lernen.«

»Sag dir einfach, daß du auf dem Boden bleiben willst, und dann denk nicht mehr darüber nach«, riet ihr Sumpter.

»Das funktioniert vielleicht bei dir, aber ich hüpfte ständig.«

»Du strengst dich zu sehr an. Vergiß es. Wenn du in deinem physischen Körper wärst, würdest du wahrscheinlich nicht mal diese Kinder sehen. Der ganze Ort würde dir wie ausgestorben vorkommen.«

»Werde ich mich am Morgen an irgend etwas davon erinnern? Glaubst du, ich kann es? Ich werde besser. Am Tag kommen mir immer wieder ein paar Erinnerungen an unsere Traum-Aktivitäten.«

»Ich hoffe es«, sagte Sumpter. »Das heutige Tribunal ist sehr wichtig, und ich habe versucht, dich darauf vorzubereiten.«

Sie waren schon fast an ihrem Ziel angelangt. Die in lange Gewänder gekleideten Sprecher versammelten sich in einer kleinen Talsenke. »Sie sind also auch Teil meines Traums?« fragte Ma-ah, als sie ihrer ansichtig wurde.

»Was jetzt geschieht, ist ein Ereignis. Ein Traum-Ereignis ist so real wie eins im sogenannten Wachzustand. Das weißt du.«

Ma-ah nickte, doch die farbigen Gewänder der Sprecher verschmolzen mit der Landschaft, und ab und zu verschwand eine der Gestalten, um dann wieder aufzutauchen. Sie schüttelte den Kopf und blinzelte.

»Dein Bewußtsein schwankt«, mahnte Sumpter. »Denk an das, was du vor einigen Nächten gelernt hast. Du mußt dein Gefühl für dein Bewußtsein wiederherstellen. Stell dein Bewußtsein so ein, daß diese ganze Szene klar in dein Blickfeld rückt. Dann halte den Fokus.«

Sie hielt sich an seine Anweisungen und sah grinsend zu ihm auf, weil sie so wunderbar funktionierten - falls sie gewillt war, sie zu befolgen. Nun konnte sie einzelne Gesichter von Männern und Frauen erkennen, die sich auf den grasbewachsenen Hängen der kreisrunden Senke niederließen. Sumpter ging zur Mitte dieser nächtlichen Arena und blieb dort stehen. Ma-ah setzte sich zu seiner linken Seite nieder. Die Leute wurden still, und Sumpter begann zu sprechen.

»Es steht geschrieben, daß alle Ereignisse zugleich geschehen, und wir Sprecher wissen das. Und doch scheint es Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu geben. Und so haben wir eine alte Prophezeiung in unseren Annalen über eine Frau, die von außen in unsere Mitte kommen wird. Sie, so heißt es, wird unsere Sitten und Gebräuche mit großer Schnelligkeit erlernen und in bestimmter Weise ein Angelpunkt der Energie sein, die selbst sie nicht versteht. Ihre Handlungen werden unsere Arbeit nachhaltig beeinflussen und neue Wahrscheinlichkeiten eröffnen, die in irdischer Zeit, so wie diese erfahren wird, in Erscheinung treten und Zukunft und Vergangenheit zusammenbringen werden. Sie ist nun hier, unter uns. Dessen bin ich mir gewiß.«

Er schwieg einen Augenblick. Die Sprecher regten sich erwartungsvoll. Sumpter fuhr mit einer gewissen Trockenheit fort. »Sie hat sich mit einem von uns verbunden. Unser Erbe wird durch das ihre in Erscheinung

treten. Obgleich sie, wie in der scheinbaren Vergangenheit vorhergesagt, in dieser Gegenwartszeit auftritt, wissen wir, daß dies in anderer Hinsicht schon alles geschehen ist - und sich doch noch ereignen wird. Was wir hier entdecken, wird alle anderen Realitäten und Zeiten, mit denen wir auf irgendeine Weise verbunden sind, beeinflussen.«

Er machte eine Pause und sah in die Gesichter seiner Leute.

»Viele von euch haben Ma-ah schon im Tagesleben oder in unseren Traum-Trainingsphasen getroffen. Sie lernt unsere Lebensweise sehr schnell, wie vorhergesagt wurde, und schon bevor sie zu uns kam, hatte sie ein Grundwissen über außerkörperliches Bewußtsein, eine ungewöhnliche Leistung für einen Menschen mit ihrem Hintergrund. Aber viele wichtige Fragen sind noch unbeantwortet, und ich hoffe, daß sie gelöst werden können, bevor das Tribunal beendet ist.«

Sumpter wandte sich an Ma-ah. »Willst du ihnen bitte erzählen, wie du hierher gekommen bist? Erzähl ihnen, wie du die Höhle gefunden hast - den Teil der Geschichte, den du selbst nicht verstanden und an den du dich erst kürzlich wieder erinnert hast.«

Sie stand langsam auf, mißtrauisch und ziemlich verblüfft.

»Du sagst, daß es bestimmt war, daß ich hierher komme? Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Ich war mir bis gestern nicht sicher«, antwortete er nüchtern. »Und nach der Voraussage sollte dir vor diesem Tribunal nichts davon gesagt werden.«

Ma-ah sah in die Runde der Sprecher. Nun schienen sie mit den Bäumen am Hang zu verschmelzen, und manchmal verschwanden sie auch im Gras. Sie versuchte ihren Bewußtseinsfokus neu einzustellen. Alles erschien wieder leuchtend und klar in ihrem Blickfeld, und sie begann zu sprechen.

»Ich kann mich nicht an viel erinnern«, sagte sie. »Rampa und ich waren halb erfroren. Wir waren an diesem Tag zu weit gewandert und wußten, daß wir irgendwo Schutz finden mußten. Dann geschah so etwas wie ein Traum. Ich hatte ein Gefühl, als ob der alte Mann in meinem Innern zu mir spräche, mir Anweisungen gäbe und mir sagte, ich solle eine bestimmte Richtung einschlagen. Ich habe Sumpter von ihm erzählt. Ich habe ihn oft gesehen, wenn ich nicht in meinem Körper war. Er half mir Wache zu halten, bevor ich hierher kam. Ich weiß nicht, warum ich ihn seither nicht mehr gesehen habe, es sei denn, er weiß, daß mein Körper hier sicher ist, wenn ich ihn verlasse. Irgendwie wußte ich durch ihn, daß in der Nähe eine Zufluchtstätte war. Als wir die Hohle erreichten, schief ich ein oder wurde ohnmächtig, und als ich wieder zu mir kam, waren wir beide, Rampa und ich, in ihr drin.«

»Die doppelseitige Tür.« Fast wie im Chor kam der Ausruf von den Sprechern.

»Was bedeutet das?« fragte sie.

»Das ist symbolisch, aber auch ganz praktisch zu verstehen«, antwortete Sumpter. »Die Tür, die nach innen und nach außen führt. Wir haben verschiedene geheime Eingänge in unser Gebiet - und auch Ausgänge. Sie sind fast unmöglich durch Zufall zu entdecken, aber das werde ich dir später erklären. Erzähl ihnen von deinem Erlebnis, als du an jenem Tag die Stufen der dritten Pyramide hinauf ranntest.«

»Alles, woran ich mich erinnern kann, ist...« Ma-ah hielt inne. Teile der Bäume fielen ab und flogen weg. Sie fühlte sich schwindlig. Die Konturen der Sprecher verschwammen, und ihr Blickfeld engte sich immer weiter ein, bis sie nur noch einen von Dunkelheit umgebenen Lichtkreis sah. Unwillkürlich schrie sie auf.

»Alles in Ordnung. Hab keine Angst.« Sie hörte Sumpters Stimme, konnte ihn aber nicht sehen. »Ich stehe vor dir«,

sagte er. »Du hast deinen Fokus wieder verloren, das ist alles. Entspann dich. Mach dir keine Sorgen.«
Seine Stimme beruhigte sie. Einen Moment lang fühlte sie sich in einer weichen Dunkelheit gefangen. »Du weißt, was du tun mußt. Taste mit deinem Bewußtsein herum, bis du uns allmählich wieder hast.«
Sie schnappte nach Luft. Die Szene wurde sofort wieder klar. Die Sprecher lächelten und stießen sich an. »Sie lernt noch«, erklärte Sumpter.
»Ich bin wieder in meinem Traum«, sagte sie überrascht.
»Denk daran, Träume sind Ereignisse, so real wie die im Wachzustand«, erinnerte Sumpter sie. »Jetzt die Pyramide.«
»Die Pyramide?« Sie hatte alles vergessen.
»Erzähl ihnen, wie du die Stufen der Pyramide hinaufgeklettert bist«, sagte er sanft.
»Warum können wir das nicht alles am Tag machen, wenn ich mein normales Bewußtsein habe?« fragte sie plötzlich irritiert.
»Eine Art von Bewußtsein ist so normal wie die andere. Und auf diese Weise können wir sehr viel mehr herausfinden, du wirst sehen. Nun erzähl.«
»Ich war mit Sumpter unterwegs und sah die drei Pyramiden. Erst da wußte ich, was sie sind. Dann fiel ich wieder in einen Traum oder etwas Ähnliches. Als ich wieder zu mir kam, stand ich hoch oben auf den Stufen, die zur Spitze der mittleren Pyramide führen, und ich war zu Tode geängstigt, denn ich war noch nie so weit oben gewesen. Dann merkte ich, daß der alte Mann das irgendwie getan hatte... Die Pyramide war ihm vertraut, mir nicht. Aber auch das hatte ich alles vergessen, bis es mir vor einigen Tagen wieder einfiel.«
Als sie mit ihrer Rede am Ende war, herrschte eine solche Stille, daß Ma-ah Angst bekam. Sie konnte die Sprecher noch sehen, hatte aber das überaus seltsame Gefühl, daß sie sich zurückgezogen hatten oder in eine innere

Dimension verschwunden waren, in die sie ihnen nicht folgen konnte. Verstört wandte sie sich Sumpter zu - und starrte. Dasselbe war auch mit ihm geschehen, oder er hatte es ausgelöst. Da waren all diese Leute, ganz deutlich, und sie fühlte sich völlig... allein.

»Wir haben für einen Moment unser Bewußtsein auf eine andere Ebene eingestellt«, sagte Sumpter nun. »Verzeih uns. Das war nicht sehr höflich, aber notwendig. Wir haben beschlossen, dir mehr über die Prophezeiung zu sagen. Vielleicht kannst du uns helfen.«

Ma-ah runzelte ärgerlich die Stirn. »Ich habe mir das also nicht eingebildet? Es hat mir angst gemacht. Ich werde in meinen Körper zurückkehren und die ganze Sache vergessen. Wozu bemühe ich mich, mein Bewußtsein auf der richtigen Ebene zu halten, wenn ihr woandershin verschwindet?«

Einige Sprecher lächelten. Sie warf ihnen wütende Blicke zu.

»Es ist nicht gerade angenehm, immer mit Leuten zusammenzusein, die mehr wissen als man selbst«, rief sie ärgerlich.

»Niemand möchte, daß du dich unterlegen fühlst«, sagte Sumpter weich. »Und du bist es auch nicht. Du bist wichtiger - und deine Anwesenheit hier ist wichtiger, als du weißt. Versuche zu verstehen. Du bist nicht zufällig hierher gekommen. Es war wahrscheinlich auch kein Zufall, daß du in dieser Gegend warst. Du bist hierher geführt worden. Von wem? Du bist unbeirrt auf die dritte Pyramide zugerannt und standest schließlich direkt vor der dritten unsichtbaren Tür, deren Bedeutung nur wenigen Sprechern bekannt ist.«

»Und da ist noch mehr«, fuhr er fort. »In unseren Annalen steht auch, daß diese Frau einen Zwilling hat, einen seelischen Zwilling des anderen Geschlechts. Wir glauben nicht, daß es der alte Mann ist. Nachdem wir mit Rampa gesprochen haben, glauben wir auch nicht, daß es Rampa

ist. Wir haben also zwei Fragen. Hast du irgendeine Ahnung, wer dieser Zwilling sein könnte? Und was weißt du über den alten Mann?«

Sie sah ihn von der Seite an und grinste. »Du hast mir gar nicht erzählt, daß du mit Rampa über diese Sache gesprochen hast. Wie dem auch sei, ich weiß auf beide Fragen keine Antwort. Ich weiß, dies hier ist ein wichtiges Traum-Ereignis, und ich bin entschlossen, mich daran zu erinnern. Aber ich verstehe nicht, wie das alles zusammenhängt.«

»Wir verstehen es auch nicht«, sagte Sumpter. »Ma-ah, kannst du den alten Mann finden? Hast du ihn je gerufen?«

»Ich habe nie nach ihm gesucht. Ich wüßte auch gar nicht, wo ich ihn suchen sollte oder wie. Aber warum ist das so wichtig?«

»Die Antwort auf diese Frage ist Teil ihrer Bedeutung.« Ihre Augen weiteten sich. Plötzlich fühlte sie wieder Angst, aber auch Erregung. »Warte!« rief sie. »Ich erinnere mich an noch etwas. Neulich im Hof, da dachte ich, jemand rufe meinen Namen. Es war niemand da. Aber einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, es sei die Stimme des alten Mannes gewesen. Hilft das irgendwie?«

»Möglicherweise. Vielleicht ist der Hof ein zentraler Punkt.« Er berührte ihre Hand und stellte sich den Hof vor. Und augenblicklich waren sie dort. Ma-ah hatte nur ein Schwirren wahrgenommen, so als raschle der Wind in sehr trockenem Gras. Sie waren im außerkörperlichen Zustand schon öfter so gereist, aber es brachte sie immer in Verwirrung.

Nun rieb sie sich die Augen und blickte sich um. Die Sprecher standen an den Hofseiten, so daß ihre Gestalten mit den Felszeichnungen zu verschmelzen schienen und der Eindruck entstand, daß ständig Leute aus dem Fels heraustraten und wieder in ihm verschwanden. Das

Mondlicht war strahlend hell, und der Mosaikboden glitzerte.

»Denk an den alten Mann. Konzentrier dich auf ihn«, sagte Sumpter.

Sie versuchte es, aber es kam keine Reaktion, und wieder bekam sie unerklärlicherweise Angst. »Vielleicht ist er nicht mehr da oder er steckt in Schwierigkeiten.«

»Denk nur einfach weiter an ihn, stell ihn dir vor«, riet Sumpter. Keiner der Sprecher gab einen Laut von sich. Ma-ah schien es, als warte die ganze Welt. Dann sagte sie ruhig: »Lydia stirbt.«

Der Klang ihrer Stimme erschreckte sie. »Was habe ich gesagt? Habe ich das gesagt? Wer ist Lydia? Sumpter, ich habe Angst. Was tun wir da? Was passiert hier? Was hofft ihr, herauszufinden?« Dann hatte sie das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen. Als letztes konnte sie sich noch an Sumpters Stimme erinnern, die sagte: »Mach dir keine Sorgen. Ich folge dir, wenn ich kann.«

Dann verschwand die ganze Szene. Ma-ah stürzte, hilflos, wie es schien, in die Dunkelheit.

Kapitel 20

Das Traum-Tribunal der Sprecher Die Nacht der Seele (Sieben und Lydia)

Überseele Sieben stürzte kopfüber in... sich selbst oder seine Persönlichkeiten... oder irgend etwas und verlor sich gleichzeitig, löste sich auf. In was? Verzweifelt versuchte er sich an Kypros' letzte Worte zu erinnern, doch sie entglitten ihm. Nach wie vor fühlte er die gesonderten Persönlichkeitskerne von Lydia, Proteus, Ma-ah und Josef. Gewannen sie eine Seele, während er sich selbst verlor? War es das? Nein, dachte er, das kann nicht sein. Ich bin jeder und jede von ihnen und doch mehr. Ich bin der Teil, der sie zu dem macht, was sie sind, nicht das Produkt dessen, was sie sind. »Nicht wahr, Kypros?« rief er. Aber es kam keine Antwort.

Sogar seine Gedanken entglitten ihm auf hinterhältigste Weise. Sein Bewußtsein zerbarst zu Energiefünkchen, wie er spürte, und doch war er sich seines Seins in jedem von ihnen gewahr, als sie auseinander stoben. »Kommt zurück, kommt zurück!« rief er seinen vielfachen Teilen zu. Einen Augenblick lang war einfach... gar nichts, und selbst Siebens Entsetzen verlor sich irgendwo. Dann befand er sich inmitten eines unglaublichen Schweigens, in dem es nicht den geringsten Bezugspunkt gab. Er schien überall gleichermaßen und nirgendwo im besonderen zu sein.

Er konnte unmöglich sagen: »Ich bin hier« oder »hier bin ich«, denn hier und ich waren unglaublicherweise Synonyme geworden. Er hätte vielleicht sagen können: »Es gibt kein Hier, und es gibt kein Ich«, doch wer war es dann, der da dachte?

Und dann endeten sogar seine Gedanken oder, falls er dachte, so war er sich dessen nicht bewußt. Statt dessen

fühlte er sich hinunter gezogen, betäubt. Selbst das Ich, das gedacht hatte, verlor sich, bis nur noch eine averbale Emotion übrigblieb. Sieben kämpfte gegen das Fallen an. Er wehrte sich gegen diese mächtige Kraft, die ihn in eine namenlose Schwärze zu stoßen schien.

Seelen können nicht sterben. Irgendwoher aus seinem Innern stieg dieser Gedanke auf. Er versuchte, sich in ihm zu verankern, doch auch er versank in

Bedeutungslosigkeit. Und Sieben fiel und fiel, kämpfte dagegen an. Aber je mehr er sich wehrte, desto schneller schien er zu fallen, desto tiefer wurde er hinunter gezogen, und desto schwächer wurde er. Noch einmal gelang es ihm, nach Kypros zu rufen - jedenfalls hörte er seinen geistigen Ruf-, und wieder kam keine Antwort. Nichts schien zu existieren außer diesem grauenhaften Abstieg in die Dunkelheit.

Gleichzeitig fühlte er, daß auch Lydia fiel, aufgab. Und auf andere Weise fielen Proteus, Ma-ah und Josef, sie alle zusammen. Plötzlich glaubte er irgendwo im Hintergrund seines schwankenden Bewußtseins jemanden rufen zu hören: »Alter Mann, alter Mann«, und er hatte das Gefühl, daß die Worte eine Bedeutung haben mußten, auch wenn sie im Moment keinen Sinn machten. Er konnte nicht sagen, woher sie kamen. Es gab für ihn kein Wo mehr. Einmal schien das Wort KYPROS in seiner geistigen Vorstellung aufzutauchen, und er wußte nur, daß Kypros jemand war, den er unbedingt erreichen mußte. Und im selben Augenblick merkte er, daß jemand anders ihn brauchte. Da war jemand, dem er helfen mußte, und nur wenn er diesem Jemand half, konnte er sich selbst wieder nach oben bringen. Er fiel mit jemand anderem, für jemanden, wegen jemandem... der auch in großer Gefahr war. Die Not dieses anderen Bewußtseins wurde zu seiner eigenen, war seine eigene Not. Er wurde dieses Bewußtsein, sah durch seine Augen, durch die Augen der von Medikamenten betäubten Lydia.

Die Augen sahen nichts außer einer Schwärze, die alles verschlang. Dann beschleunigte sich der Fall. Aber Sieben wußte, daß er durch die Augen von Lydia sah, daß dies Lydia war. Er hatte einen Bezugspunkt und versuchte sich um ihn zu sammeln und sie beide zu retten. Es war ihre Angst vor dem Tod und Sterben, die ihn eingefangen hatte, und die sehr plötzlich über sie gekommen sein mußte - oder war er sich gerade ihrer bewußt geworden, weil sie sich ihrer bewußt geworden war? Er vermochte es nicht zu sagen.

»Lydia, Lydia.« Immer wieder sprach er ihren Namen so ruhig und gelassen wie nur möglich, obwohl die Dunkelheit an ihnen vorbei rauschte und sie beide in einem Abgrund von Panik zu verschlingen drohte,

»Lydia.« Es hatte keinen Sinn, wie er merkte. Sie glaubte nicht an ein Leben nach dem Tod oder an die Seele ganz allgemein, von einer eigenen Seele ganz schweigen. Auf diese Weise würde er sie nie erreichen.

»Lydia«, sagte er wieder und ahmte diesmal Lawrences Stimme perfekt nach.

Ihrer beider Fall verlangsamte sich. Er ließ Lawrences Gestalt aus der Dunkelheit auftauchen. Und er fühlte irgendwo in der Schwärze Lydias Überraschung - ihre Hoffnung, und ein kleiner Lichtfunke erschien. Sieben fühlte sich nun stärker. Er ließ Lawrences Erscheinung in ihrem Geist erstehen und sagte: »Lydia, Liebling, hab keine Angst. Es ist alles in Ordnung.«

»Larry ?« Selbst im Geist vermochte sie kaum ein Wort zu formulieren.

»Du hast einen schrecklichen Alptraum«, sagte er. »Das ist alles. Konzentriere dich auf meine Stimme, und alles kommt in Ordnung.«

»Larry?« Diesmal bewegten sich ihre Lippen.

»So hieß ein... Freund von ihr, der schon gestorben ist«, sagte Lydias Tochter Anna zu Mrs. Einzig, der Schwester.

Lydias Entsetzen milderte sich soweit, daß sich ein klarer Bewußtseinskreis formte.

»Entspann dich«, sagte Sieben als Lawrence. »Deine Angst ruft diesen Alptraum hervor und hindert mich daran, dir zu helfen.«

»Aber ich sterbe.« Lydias Worte klangen durch ihr eigenes Bewußtsein und fielen als Bruchstücke in den Raum.

»Nein, nein, das tust du nicht«, sagte Anna. »Sag so etwas nicht.«

»Sie weiß es«, sagte Mrs. Einzig.

Lydia horte es. Überseele Sieben bemühte sich verzweifelt, sie zu beruhigen. Wo steckte der echte Lawrence? Warum war er nicht hier? Sieben versuchte ihn zu rufen, aber es kam keine Antwort. Wo waren Lydias Eltern, wo war ihr Mann? Warum kam niemand, ihr zu helfen? Doch Sieben hatte keine Zeit, auf Antworten zu warten. Lydias Angst nahm wieder zu, und sie würde es schwer haben, sich umzustellen, wenn sie im Glauben starb, daß ihr Bewußtsein ausgelöscht werden würde. Er mußte immer noch gegen ihre Panik ankämpfen, doch er sammelte all seine Kraft, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er brauchte ein geeignetes Vehikel...

Plötzlich wußte er, was er tun mußte - wenn es ihm gelang. Langsam und erst ganz klein baute er in Lydias Vorstellung das Bild des alten Wohnmobils auf. Sie fing an, sich darauf zu konzentrieren. Es weckte ihr Interesse und ihre Neugier. Sieben baute das Bild weiter auf, vergrößerte es, brachte es in den Brennpunkt- und projizierte es dann nach außen, bis sie davon umgeben waren. Und er nahm Lawrences Gestalt an.

»Lydia!«

»Was?« Sie blickte sich um, wirbelte herum. Sie saß im Wohnmobil auf dem Beifahrersitz. Lawrence saß am Steuer. Grünfeld lagerte in ihrem Schoß, und Mr. George schwamm in seinem Goldfischglas auf der breiten Ablage unterhalb der Windschutzscheibe. Sie schloß die Augen

und öffnete sie wieder: Alles war noch da. Die Sonne schien hell durch die grünen Baumkronen am Straßenrand, und die Luft war weich und warm. Es war Frühherbst. Ihr rechter Arm ruhte auf dem Rahmen des offenen Fensters, und die Luft strich über die feinen Härchen auf ihrer Haut. Alles war sehr real.

»Wir haben es nicht mehr weit«, sagte Lawrence. Sie blickte zu ihm hinüber. Er sah großartig aus und erinnerte sie an Fotos des alternden William Saroyan: witzig, philosophisch, mit borstigem, dunklem Schnurrbart, der Blick seiner Augen ernst und amüsiert zugleich. Ihre Nackenhaut prickelte. Sie hatte die merkwürdige Empfindung einer Vorahnung, und doch fühlte sie sich lebendiger, als sie es seit ewigen Zeiten getan hatte. Und doch... »Larry, ich hatte einen grauenhaften Alptraum«, sagte sie. »Ich habe geträumt, daß du gestorben bist und ich kurz vor dem Tod war und schließlich doch in einem Altersheim landete.« Sie fröstelte. »Alles war so real... Aber hier fahren wir, unsere Reise wurde gar nicht unterbrochen... Wir fahren weiter, als sei nichts geschehen.«

»Du hast geschlafen, sogar geschnarcht, aber ich wollte dich nicht stören«, sagte Lawrence. »Wenn ich gewußt hätte, daß du einen Alptraum hast... Vielleicht hast du irgend etwas Unbekömmliches gegessen.«

»Mmmm«, murmelte sie. »Aber was für ein seltsam schöner Tag. Er hat irgend etwas Überirdisches an sich. Und auch du scheinst irgendwie anders, selbstsicherer vielleicht, entschlossen oder so was, weiser.«

»Das liegt eben an meiner natürlichen Überlegenheit«, antwortete Lawrence. »Wußte gar nicht, daß man sie sehen kann.«

»Ehrlich«, sagte sie. Aber sie war verunsichert. Ihr Blick wanderte herum, und sie drehte den Kopf, um in den hinteren Teil des Wohnmobils zu schauen.

Auch Sieben in der Gestalt von Lawrence war innerlich nervös. Das Wohnmobil war ein Duplikat des echten. Er hatte alles so sorgfältig wie möglich arrangiert, aber mit Sicherheit irgend etwas vergessen. Niemand war vollkommen. Die List mußte vorhalten, bis sie sicher tot war, um sie vor der Panik zu schützen. Aber wenn sie nur irgendeinen Gegenstand entdeckte, der am falschen Platz war oder fehlte, würde das ganze Arrangement vielleicht umsonst gewesen sein. Dazu darf es nicht kommen, sagte er sich hastig. Er konnte sich immer noch eine gute Erklärung ausdenken. Trotzdem wünschte er, sie würde aufhören, sich umzusehen. »Warum liest du mir nicht ein paar von deinen Gedichten vor und übst für die Lesung?« fragte er. »Wir werden bald da sein.«

»Ich habe mein Buch aber hinten im Wagen.«

»Nein, es liegt direkt hinter mir«, sagte Lawrence. Er griff nach hinten und brachte es - frisch materialisiert - zum Vorschein.

Sie lächelte. Sieben war so erleichtert, daß seine Lawrence-Gestalt von einem Ohr zum anderen grinste. Er fühlte sich nun wieder sehr viel mehr, als er selbst, und irgendwo weit vorn schien Ma-ah ihn zu rufen.

Lydia lachte und zog sich ihre Schirmmütze tiefer ins Gesicht, um die Augen vor der Sonne zu schützen. »Dies ist eines meiner Gedichte für Kinder. Es flog mir so mühelos zu, daß ich eigentlich kaum Anspruch auf Urheberschaft erheben kann.« Und sie las vor:

Die Zukunft steigt auf Wie ein Kamelhöcker, Ein Teil des Tieres, Wie seine Ohren oder Füße.

Wer die Gegenwart reitet, Ob Weiser oder Tor, Der, oho, reitet zugleich Zukunft und Vergangenheit.

»Ein großartiges kleines Gedicht«, sagte Lawrence. »Und wahr ist es auch.«

»Tatsächlich? Ja, ich glaube, das ist es«, sagte sie. »Ich habe einen ganzen Gedichtband für Kinder geschrieben, den ich Sumari-Lieder für Kinder genannt habe. Ich weiß

nicht einmal, warum. Der Titel fiel mir einfach so ein. Irgendwie kamen sie mir immer etwas seltsam... verrückt vor. Doch das Buch hat sich erstaunlich gut verkauft. Ich schrieb sie, als meine Kinder noch klein waren. Komisch, gerade eben hatte ich das Gefühl, daß Anna irgendwie verstört ist. Jetzt in diesem Augenblick, meine ich. Ich horte in meinem Innern wie von ganz fern ihre Stimme...«
»Ich bin sicher, es ist alles in Ordnung mit ihr«, sagte Lawrence.

»Mmmm, ja, ich glaube auch.« Sie sah aus dem Fenster.
»Merkwürdig, daß so wenig Verkehr ist. Wir scheinen die Straße ganz für uns zu haben.«

»Es ist gleich soweit«, sagte Mrs. Einzig zu Anna. Sie hatten nur noch Minuten. »Da kommt ein Tunnel«, sagte Lawrence. »Auf der anderen Seite ist ein herrlicher Ort, den ich dir zeigen möchte.«

»Ja?«

Sieben materialisierte rasch den Tunnel, denn Lydias physische Sinne wurden nun jeden Augenblick ihre endgültige Verdunkelung erfahren. Sie sollte es im Moment noch nicht merken, denn diese endgültige Trennung konnte ihr möglicherweise ihre physische Situation zu Bewußtsein bringen und sie wieder in Panik versetzen.

»Oh, wie dunkel es ist!« rief sie überrascht.

»Das haben Tunnel so an sich«, spöttelte Lawrence.

»Mr. George kann ja nicht mal sein Goldfischglas erkennen.«

Aus irgendeinem Grund erinnerte ihre Bemerkung Sieben daran, daß er den zweiten Kater zu materialisieren vergessen hatte. Hastig brachte er ihn zum Vorschein und plazierte ihn hinten im Wohnmobil.

»Dieser Ort, von dem ich sprach«, sagte er, »ich weiß, daß sich die Leute dort sehr freuen würden, wenn du ihnen einige deiner Gedichte vorliest. Auf ihre Art sind sie auch Dichter.«

»Sprich weiter. Dieser Tunnel macht mich ganz nervös. Ich sollte wohl die Sonnenbrille abnehmen.«

»Wir kommen gleich raus. Da ist schon Licht am anderen Ende. Siehst du?«

»Dem Himmel sei Dank. Der arme Mr. George denkt sicher schon, er sei blind geworden. Grünfeld macht das natürlich nichts aus. Katzen können im Dunkeln sehen.«
Sie hielt inne. »O Larry, wie herrlich!«

»Es ist vorbei«, sagte Mrs. Einzig zu Anna, die zu weinen anfang, die Nase schneuzte, sich nach ihren Papiertaschentüchern und Nasentropfen umsah, alles zugleich.

»Die Landschaft hat sich total verändert. Schau nur!«
Lydia war entzückt.

Sieben grinste innerlich. Die Landschaft war eine hervorragende Leistung, wenn er das mal so sagen durfte - weiche Hügel, frühes Dämmerlicht -, aber nun mußte er sie mit der ganz realen Umgebung in Einklang bringen, denn er wußte jetzt, wo sie waren, und was er zu tun hatte. »Ich werde dich vielleicht einen Augenblick allein lassen müssen, nachdem ich dich diesen Leuten vorgestellt habe«, sagte Lawrence. »Ich werde bald zurück sein. Es ist so etwas wie eine Überraschung.«

»Eine Überraschung?«

»So ist es.« Er hielt an, stieg aus, wohlgenut und fröhlich, und öffnete ihr die Wagentür. Sie reckte und streckte sich und drehte sich um. Lawrence war verschwunden. Statt dessen stand ein alter Mann neben ihr. Er kam ihr merkwürdig vertraut vor, obwohl sie ihn nicht einordnen konnte, und er trug ein braunes Gewand, das an eine Mönchskutte oder einen etwas unkonventionellen Universitätstalar erinnerte.

»Lawrence mußte mal für einen Moment weg. Er kommt wieder. Er hat Sie mir anvertraut, und ich geleite Sie zur Dichterlesung. Ich bin... Überseele Sieben.«

»Was für ein merkwürdiger Name«, sagte sie. »Aber wenn Sie ein Freund von Lawrence sind, dann ist sicher alles in Ordnung.« Larry kennt ja eine Unmenge ausgefallener Leute, dachte sie. Früher pflegte er außerhalb der Saison herumzureisen und seine Lederwaren zu verkaufen. Sie sah sich um. »Ist das eine... Kommune oder so was? Haben Sie von Lawrence Leder gekauft? Ich meine, kennen Sie ihn gut?«

»Sie kenne ich sehr viel besser«, antwortete Sieben grinsend. In dieser Gestalt erinnerte er sie an einen alternden, gelehrten Collegeprofessor, einen etwas spitzbübischen, doch freundlichen und wohlmeinenden Möchtegernphilosophen, zu dem sie sich einst hingezogen gefühlt hatte.

»Was soll das nun wieder bedeuten?« fragte sie. »Ich bin sicher, daß ich Sie nicht kenne, obwohl Sie mich an jemanden erinnern. Glaube ich wenigstens.«

»Sie werden schon noch drauf kommen«, sagte Sieben. »Aber hier ist Ihr Publikum. Die Lesung kann gleich beginnen.«

Lydia blinzelte. Im Hintergrund standen Leute in Gruppen beisammen und warteten offensichtlich. Woher waren sie gekommen? Sie hatte sie vorher nicht bemerkt. Auch wußte sie nicht, wie es kam, daß sie so plötzlich vor ihnen stand, der alte Mann an ihrer Seite. Höflich materialisierte Sieben einen Stuhl für Lydia, und sie setzte sich. Dann lag plötzlich ihr Gedichtband in ihrem Schoß. Was ging hier vor? Erst erschien alles ganz logisch, und jetzt ergab plötzlich nichts mehr Sinn. Sie wollte gerade etwas sagen, als eine hübsche schwarze junge Frau im langen Gewand aus dem Publikum hervortrat und aufs Podium kam. Lydia grüßte mit dem Peace-Zeichen, aber die junge Frau nahm keine Notiz von ihr.

»Na endlich bist du da«, rief Ma-ah. Sie sah Sieben in ihrer Version eines alten Mannes, schwarze Hautfarbe, weißer Bart und klare, durchdringende Augen. »Ich weiß

nicht, was hier los ist, aber es ist sehr wichtig«, sagte sie. »Und es war schrecklich mühselig, dich zu finden. Ich fiel in einen grauenhaften Alptraum und fiel und fiel, und Sumpter mußte mich herausholen. Alles nur, um dich zu erreichen«, schloß sie vorwurfsvoll.

Sumpter trat vor und blieb respektvoll stehen. Er verbeugte sich vor Sieben, den er als einen riesengroßen Sprecher sehr hohen Ranges in heiliger violetter Robe wahrnahm. »Wir fühlen uns geehrt, Euch bei uns zu haben«, sagte er.

»Ganz meinerseits«, antwortete Sieben. »Aber sag mir, siehst auch du mich als alten Mann?«

»Als einen Propheten, als heiligen Sprecher alter Zeit«, antwortete Sumpter.

Sieben zuckte die Achseln. »Ich bin Überseele Sieben, ein Lernender und Wanderer. Ich bin nichtphysischer Natur, aber wenn du mich als alten Mann sehen willst, so ist das deine Sache.«

»Hör auf damit. Du bist ein alter Mann«, sagte Ma-ah ärgerlich. »Und die Sprecher wollen wissen, wie ich hierher kam. Du hattest was damit zu tun, soviel ist sicher. Ich denke, du weißt mehr, als du sagst.«

Sumpter runzelte die Stirn. »Ma-ah, diese Persönlichkeit ist Einer Geschaffen aus Vielen, wie unsere Annalen sagen. Sei etwas höflicher.«

»Sie redet immer so mit mir«, sagte Sieben. Alle sahen so tief ernst aus, daß er plötzlich grinsen mußte. »Na, ich denke, ich gehe jetzt. Ihr seid alle so ernst, daß ich mich fehl am Platze fühle.«

»Aber das können Sie nicht!« rief Lydia vom Podium herunter. »Wo ist Lawrence?«

Sieben seufzte. »Ihr bringt euch aber auch alle in einen Schlamassel«, sagte er und wußte plötzlich, daß das Examen bald vorbei sein würde. Erinnerungen, die er absichtlich verdrängt hatte, traten ihm nun wieder ins Bewußtsein. Er hatte noch etwas zu tun.

»Irgendwann wirst du mich so sehen, wie ich bin«, sagte er zu Ma-ah. »Aber erst mußt du dich selbst sehen, wie du bist. In der Zwischenzeit müssen die notwendigen Antworten von dir und Lydia kommen. Das Ganze muß seine Teile und die Teile müssen ihr Ganzes finden.« Sumpter trat zurück und lächelte. »Ja, ich verstehe jetzt, warum ich Euch so sehe, wie ich Euch sehe. Meine Interpretation natürlich. Aber Ihr seid doch der, als den ich Euch erkannte.«

»Bin ich das?« fragte Sieben. »Aber hier ist jemand, den ich euch vorstellen möchte. Und ich möchte eure Leute bitten, still zu sein und einfach zuzusehen.« Und Sieben rief Lydia. Sie sah etwas überrascht an sich hinunter. Sie trug ein wunderschönes Gewand mit welchen Falten, das sie vor vielen Jahren als junge Frau getragen hatte, wie sie sich nun entsann. Verwirrt sagte sie zu Ma-ah: »Guten Tag. Wie geht es dir?« Kaum hatte sie gesprochen, regten sich die Sprecher in plötzlichem Verstehen.

»Ich habe dich schon irgendwo gesehen«, sagte Ma-ah.

»Aber wie kann das sein?« Sie runzelte die Stirn.

»Vielleicht in meinen Träumen. Doch, ich bin sicher, daß ich dich kenne.«

Sie standen und starrten einander an, überrascht von der Wärme, die sie füreinander empfanden, und dann schnappte Lydia nach Luft: Sie wurde... jünger, kein Zweifel. »Irgend etwas Merkwürdiges passiert mit mir«, flüsterte sie. »Und die seltsamsten Dinge kommen mir in den Kopf. Es sind Bilder aus deinem Leben«, sagte sie zu Ma-ah. »Ich weiß, daß sie aus deinem Leben sind. Es sind deine... Erinnerungen. Ganz sicher sind es nicht die meinen.«

Dasselbe geschah mit Ma-ah. Sie sah Lydia als Kind, als Mutter, als... Ma-ah senkte rasch den Blick, denn die Bilder, die sie sah, zeigten ihr noch etwas anderes - Lydias Tod. Und blitzartig verstand sie, daß Lydia es nicht wußte. Eine tiefe, fast unerträgliche Liebe durchströmte

sie für diese... Frau, dieses Mädchen, diese tote alte Frau? Völlig verwirrt drehte sie sich zu Sieben um.

»Lydia wird uns einige ihrer Gedichte vortragen«, sagte dieser.

»O ja, bitte!« rief Ma-ah rasch, denn wer würde Lydia sagen, daß sie tot war? Und was bedeutete das Ganze? Wie lange konnte ein Traum dauern, wenn es überhaupt ein Traum war? Angenommen, es war keiner?

»Sumpter?« fragte sie, aber Sumpter nahm ihre Hand und bedeutete ihr, still zu sein.

Die Sprecher wurden ruhig. Lydia öffnete ihr Buch. »Dies hier ist aus meinen Sumari-Liedern für Kinder.« Sie begann zu lesen:

Der Wind erinnert das Morgen.

Kinder, hört seine Stimme.

Er spricht durch die Stimme des singenden Blattes,
Das in der Ecke der Zeit baumelt.

Alles ist stets zugleich.

Das Blatt in seinem Augenblick weiß,

Daß es jetzt im Jetzt

Und Gestern und Morgen ist.

Und auch ein Blatt ist weise.

Sumpters Gesicht zeigte so deutliche Überraschtheit, daß Lydia inne hielt: »Was ist los?« fragte sie. Die Sprecher murmelten. Ihre Gesichter blickten erwartungsvoll.

»Lies bitte noch ein Gedicht«, sagte Sumpter. Ma-ah glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen. Sie starrte Sumpter an.

Lydia blickte wieder in die Runde. Sie war verwirrter als je zuvor, hatte aber keine Angst. Noch nie hatten ihre Gedichte ein Publikum so betroffen gemacht, und mit jedem Moment nahm ihre freudige Erregung zu. Sie begann wieder zu lesen:

Niemand kommt zum Land der Zeit,

Ohne der Stunden Felder zu durchstreifen,

Die Minuten zu pflücken, die dicht beieinander wachsen,

Und der Monate Bäume zu erklettern,
Sehr hoch.

Weiter kam Lydia nicht. Ma-ah stürmte vor. Und sie rezitierte das Folgende so schnell, daß die Worte ineinander übergingen.

De li a ne bo,
Fra se igna mambra.
Sor ju anda
See far barde nee um
Lat breatum tes mu
Ze to.

»Noch nicht. Sag es noch nicht«, bat Sumpter eindringlich. Sieben stand da und fühlte sich freier und freier, verstand allmählich die Ereignisse, die sich da entfalteten.

»Ich verstehe nicht«, sagte Lydia zu Ma-ah in bittendem Ton. »Schreibst du auch Gedichte für Erwachsene?« fragte Sumpter.

»Ja natürlich, aber ich glaube nicht, daß ich mich an irgendeines in ganzer Länge erinnern kann, und ich scheine diesen Band nicht bei mir zu haben.«

»Du kannst dich daran erinnern, Lydia«, sagte Sieben sanft. Wieder schnappte sie nach Luft. Seine Augen schienen in ihr die Erinnerung auszulösen und zu entfalten.

»Wie seltsam. Ja, doch, ich erinnere mich. Ja.« Und sie trug vor:

Cec/an/cenvoge/-/Jed

Die Vogel vor meinem Fenster Sind deine Gedanken, mir gesandt. Eben flügge, kommen sie geflogen. Ich füttere ihnen Brotkrumen, Damit sie nicht hungrig werden. Sie hocken im Baumgeäst Mit offenem Schnabel und singen:

»Wir kommen aus dem Nest Des Gestern und Morgen
Gott senge unsere Reise. Wir kommen geflogen Aus der inneren In die äußere Welt deines Wissens. Weit steht der Käfig offen. Der Gesang beginnt Und füllt alle Wipfel.
Wunderbar und leuchtend, Winzig wie Baumglocken

Tanzen wir auf den Zweigen.
Tag und Nacht und immer.
Lausche uns. Füttere uns.
Wir sind deine Gedanken,
Die sich aufschwingen
Aus dem Nest des Geburtskäfigs
In den Sommer und in den Winter.
Unser Lied ist dem Herzschlag,
Unsere Bewegung dein Puls.
Du schickst uns aus
Vollkommen und strahlend,
Jeder lebendig und anders,
Dein Königreich zu bevölkern.
Wir singen vor deinem Fenster
Und reihen uns auf auf den Dächern.«

Als Lydia geendet hatte, erhoben sich sämtliche Sprecher und redeten aufgeregt durcheinander. Viele eilten auf Sumpter zu. Er hob die Arme, um um Ruhe zu bitten, und als Stille eingekehrt war, begann er zu sprechen.

»Lydias Gedichte sind, wie ihr jetzt wißt, etwas verzerrte Übersetzungen der Sumari-Verse, die wir unsere Kinder lehren, und In denen Wahrheiten, wie wir sie verstehen, von Generation zu Generation weitergegeben werden. Auch Ma-ah hat genau diese Verse als Teil ihrer Ausbildung gelernt.« Sumpter schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Ich nehme an, daß unsere telepathische Übersetzung der Gedichte korrekt war, aber ich war doch überrascht, daß Ma-ah als erste verstand. Dann erinnerte ich mich an die Verbindung zwischen Ma-ah und Lydia, die so offensichtlich wurde, als sie einander begegneten.«

»Aber was ist das denn für eine Verbindung zwischen uns?« fragte Ma-ah. »Und was für ein Gedicht war das, dieses letzte lange? Ich konnte es nicht verstehen.«

»Das letzte Gedicht stammt auch aus unseren Sumari-Annalen«, antwortete Sumpter. »Aber so weit bist du mit deiner Ausbildung noch nicht. Wie ich schon sagte,

dieses Gedicht ist eins von vielen, durch die wir nach bestem Vermögen grundlegende Wahrheiten übermitteln. Das ist einer der Gründe, warum wir die Sprecher heißen. Wir bemühen uns, inneres Sumari-Wissen für jene, die Worte brauchen, in Wort-Form zu bringen. Das Wort Sumari ist Lydias Übersetzung eines anderen Wortes, das eine bestimmte Bewußtseins-Familie bezeichnet. Wir alle hier zum Beispiel sind Sumari.«

»Aber woher bekam ich denn die Gedichte?« rief Lydia.
»Und wer sind all diese Leute? Noch nie in meinem Leben hatte ich so einen Traum. Ich fange an zu zweifeln, daß es überhaupt ein Traum ist. Aber wenn es keiner ist, was ist es dann?« Sie wandte sich ungeduldig an Sieben. »Wo ist Lawrence? Sie sagten mir, er würde gleich zurückkommen, und das ist schon ewig her. Ach, ich bin so nervös. Ich brauche eine Zigarette.«

»Hier«, sagte Sieben entgegenkommend, materialisierte eine Zigarette ihrer Lieblingsmarke aus den Falten seines Gewandes und zündete sie für sie an. Sie paffte in heftigen Zügen und sah ihn mißtrauisch an. «Und jetzt werde ich nichts mehr tun und mich auch keinen Zentimeter von der Stelle rühren, solange Sie mir nicht sagen, wo Larry ist.«

Sieben seufzte. Er würde Lydia sehr bald darüber aufklären müssen, daß sie tot war.

Kapitel 21

Das Traum-Tribunal der Sprecher (Proteus und Josef)

Wer war Lawrence?

Proteus hatte einen völlig wirren Traum. Nichts paßte zusammen. Für einen Moment wußte er, daß er träumte, was ihn nur noch mehr verwirrte. Das Ganze hatte etwas mit dem von ihm entdeckten Symbol auf der alten Kachel zu tun, soviel war ihm klar. Benommen fragte er sich, was er gegessen hatte, um solch Zeug zu träumen. Dann versank er wieder in seinem Traum. Diesmal träumte er, daß er in der Zeit zurück zu jener ursprünglichen Zivilisation reiste, die die Deuter erforschten, genau zu ihrem Aufenthaltsort, und die Kacheln waren neu oder fast neu.

Proteus konnte sogar spüren, wie seine Füße den Boden im Hof berührten. Wie merkwürdig! Der ganze Platz war gesteckt voll von in Roben gehüllten Gestalten, die einer auf einer Art Podium sprechenden Person zuhörten. Es war eine herrliche Nacht. Noch nie hatte er einen solchen Traum gehabt. Er schien so real. Proteus schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und schob sich nach vorn, um zu hören, was da los war.

Plötzlich blieb er wie vom Donner gerührt stehen, denn er erkannte eine junge Frau. Er war sicher, daß sie es war, die Fenster »gesehen« und ihm beschrieben und von der Geschichte gesagt hatte, daß sie mit ihm auf irgendeine Weise verbunden sei, die sie nicht verstand. Sie war schwarz und sehr schön. Proteus stand so eine Minute und fragte sich, was er tun sollte. Sollte er sie ansprechen? Wenn das hier ein Traum war- was es natürlich sein mußte -, dann war es doch schließlich egal, was er tat.

Aber angenommen, es war kein Traum? Die junge Frau war einige Jahre älter als er, und er wollte keinen Narren aus sich machen. Während er noch dastand und zu einem Entschluß zu kommen suchte, sah er Fenster - oder glaubte ihn zu sehen. Fenster? Proteus wurde ärgerlich: Was für ein Traum war das eigentlich? Er zwickte sich, und es tat weh. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Daß er wach war? Unmöglich! Oder daß er träumte, daß er sich zwickte und es weh tat? Er beschloß, lieber zu riskieren, sich vor einem Mann lächerlich zu machen als vor einer jungen Frau, und näherte sich der Person, die wie Fenster aussah.

«Fenster?» fragte er.

»Ja?« antwortete Sumpter.

»Oh, ich bin so froh, dich zu sehen. Du hast noch nicht herausgefunden, wie das Symbol auf die Kachel mit dem blauen Fisch kam, oder? Es beschäftigt mich immer noch.« Eigentlich wollte Proteus fragen, ob sie beide träumten oder nicht, aber er genierte sich.

»Wieso, Ma-ah hat es eingeritzt. Aber woher weißt du das? Wer bist du?« fragte Sumpter.

»Was? Du weißt nicht, wer ich bin? Ich meine, du bist doch Fenster, oder?« Proteus wurde rot. »Du siehst aus wie er... aber nein, du bist viel größer. Natürlich bist du es nicht! Ich verstehe das nicht. Bist du ein Deuter?«

»Nein, ich bin ein Sprecher. Meinst du das?« fragte Sumpter. »Aber woher wußtest du das mit der Kachel? Außer Ma-ah und mir war niemand da, als sie das Zeichen ein ritzte.«

Proteus schloß die Augen und Öffnete sie wieder.

Sumpter und all die anderen Leute waren immer noch da. Er unternahm einen neuen Versuch. »Ich habe es gestern gesehen. Und es ergibt keinen Sinn, weil es einige Augenblicke zuvor noch nicht dagewesen ist. Und warum hast du reagiert, als ich dich mit Fenster ansprach, wenn das gar nicht dein Name ist?«

»Namen sind nur Bezeichnungen. Ich reagiere so ziemlich auf alle Namen, egal mit welchem mich jemand ansprechen möchte«, antwortete Sumpter.

»Bist du also endlich hier gelandet«, sagte Überseele Sieben, der zu ihnen trat. Auch Proteus sah ihn als alten Mann. Er versuchte aufzuwachen. Alles verschwamm, doch Sieben berührte seinen Arm, und die Szene wurde wieder klar.

»Wer bist du?« wollte Proteus wissen. Traum oder nicht, er war nun entschlossen herauszufinden, was hier vor sich ging.

»Kennst du mich denn gar nicht?« Sieben war enttäuscht.

»Aber macht nichts. Ich denke, im Moment spielt es keine Rolle. Du befindest dich in den guten alten Zeiten, von denen du immer geträumt hast. Macht dich das nicht glücklich?«

»Dies ist nur ein endlos langer Traum!« schrie Proteus.

»Mach daraus einen etwas ruhigeren Traum und hör auf zu brüllen«, sagte Sieben. »Ich habe dir eine Menge zu erklären. Komm mit.« Dann rief er Ma-ah und Lydia. Die Sprecher traten in den Hintergrund und schienen nur noch Schatten im späten Mondlicht zu sein.

»Proteus, in welcher Zeit lebst du?« fragte Sieben.

»Was meinst du damit? Es ist das Jahr 2254«, stammelte Proteus, während Lydia und Ma-ah sich zu ihnen gesellten.

»Und wer sind die Deuter?«

»Wieso? Sie sind so eine Art... Archäologen, die in den Ruinen einer alten Zivilisation leben...«

»Oh! Der da!« rief Ma-ah. »Die Deuter sind... die...«

»Er muß es selbst herausfinden«, fiel ihr Sieben ins Wort.

»Aber du machst das sehr gut. Du fängst Teile meines Wissens auf.«

Obwohl sie eigentlich gar nicht wollte, mischte sich nun auch Lydia ein. Sie wurde immer aufgeregter. Selbst Lawrences Abwesenheit schien angesichts der

Ereignisse, die sich da abspielten oder abzuspielen schienen, unwichtig. »Und meine Gedichte?« fragte sie. »Sie kamen aus dieser Zivilisation. Habe ich sie von Ma-ah bekommen ?« Ihr Verstand arbeitete sehr klar. Sie wandte sich Ma-ah zu, die ihr nun wie eine Hebe alte Freundin erschien, außer, daß sie sich jetzt selbst zu jung fühlte, um gegenüber irgendeiner Person derartige Empfindungen hegen zu können.

»Irgendwie. Ich bin nicht sicher«, antwortete Ma-ah und lächelte sie an.

»Du wurdest dir durch Ma-ah dieser Gedichte bewußt«, erklärte Sieben.

»Ich gebe es nicht gern zu, aber das alles ist gespenstisch«, sagte Proteus zu Ma-ah. »Wenn ich es richtig sehe, dann leben du und ich am selben Ort, ich in der Zukunft und du in der Vergangenheit.«

»Du siehst das nicht richtig«, entgegnete Ma-ah. »Ich lebe nicht in der Vergangenheit. Was soll das heißen?« Sie starrte Proteus an.

Sumpter bückte Sieben überrascht an. Auf Proteus deutend sagte er: »Der Zwilling... Ma-ahs Zwilling... in unseren Annalen!«

»Es ist wohl nicht so wichtig, aber ich wünschte doch, Lawrence würde endlich kommen«, meldete sich Lydia, ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden. Ma-ah nahm Lydias Arm: »Ich bin sicher, er kommt. Aber ich möchte dir zuerst noch etwas zeigen. Schau dir diese Felswand an. So sehen deine Gedichte in der Sprache der Sprecher aus. Siehst du diese Symbole? Und die Zeichnungen?«

Sieben war mehr als entzückt, daß Ma-ah sich so um Lydia kümmerte. Er nickte ihr beifällig zu und sagte an Lydia gewandt: »Wenn du dich für Malerei statt für Dichtung interessiert hättest, hättest du dich vielleicht der Malerei zugewandt - so wie Josef.«

»Wer ist Josef?« fragten alle unisono.

»Oh, ich war so beschäftigt, daß ich ihn ganz vergessen habe«, entschuldigte sich Sieben. »Er muß euch alle auch treffen.« Sieben selbst wurde immer jünger und heiterer, während sich für ihn die Puzzleteilchen zusammenfügten, und plötzlich wurde ihm klar, daß... sie ihn als alten Mann sahen, wenn... er sich, von ihnen aus gesehen, so fühlte. Was war es noch, was er nicht vergessen sollte, wie Kypros gesagt hatte... Was waren ihre letzten Worte gewesen? »Egal«, sagte er. »Schaut einfach zu.« Innerlich rief er Josefs Namen so klar und deutlich, daß er wie ein Echo in Josefs Schlaf widerhallte. »Was? Was ist los? Ach, du bist es schon wieder«, sagte Josef. Er setzte sich auf und hatte seinen Körper verlassen, ohne es zu merken. Bianka schlief neben ihm.

»Folge meiner Stimme. Wir, äh... gehen auf eine Party«, sagte Sieben.

»Kann sie mitkommen?« fragte Josef.

»Nein, es sind schon zu viele da«, antwortete Sieben.

»Also, ich weiß nicht. Ich will nicht, daß sie aufwacht, und ich bin verschwunden.«

»Dein Körper bleibt da«, sagte Sieben. Eine ziemlich logische Antwort, wie er fand.

»Mein Körper?« entsetzte sich Josef.

»Beeil dich, wir haben nicht die ganze Nacht Zeit«, mahnte ihn Sieben mit einer gewissen Strenge. Und im nächsten Moment stand ein blinzelnder Josef beiden anderen. »Was? Was? Wie bin ich hierher gekommen?« fragte er. Dann erkannte er den Hof. »Das ist mein Bild... Was machen all diese Leute in meinem Bild?«

»Ist das Josef?« fragte Ma-ah.

»Aber das ist doch der Junge, dem wir neulich nachts, in diesen Tunnel hinunter gefolgt sind«, schrie Josef und deutete auf Proteus. »Da war noch ein Mann mit einem komischen Namen...«

Proteus erbleichte. »Fenster? War das sein Name?«

»Richtig. Richtig. Fenster, so hieß er«, sagte Josef.
»Erscheint er dir auch in deinen Träumen?« Er zeigte auf Sieben.

»In meinen nicht«, sagte Lydia. »Aber du kommst mir bekannt vor. Dich hab ich schon gesehen. Wenn ich mich nur erinnern könnte... Bist du ein Maler? Ich hatte mal irgendwann oder irgendwo einen Sohn... der ein Maler hätte werden können. Ich frage mich, wie es ihm geht...« Lydia hielt inne. Plötzlich sah sie in Rogers Schlafzimmer und wußte sehr genau, wer er war. Erinnerungen aus ihrem Leben, aber nicht an ihren Tod, stiegen in ihr auf. Roger grinste und sah für einen Mann von fünfzig sehr entspannt und jungenhaft aus. Er stand an einer Staffelei neben seinem Bett und malte. In Anbetracht der weißen Wolkenstores vor dem Fenster wirkte die Staffelei ziemlich deplaziert. Er sprach durch die offene Tür mit jemandem im anderen Zimmer. Lydia war ziemlich überrascht. Roger malte am Morgen, bevor er zur Arbeit ging? Roger - der sein künstlerisches Talent in all den Jahren hatte verkümmern lassen.

»Seltsam«, sagte Roger. »Seit Mutters... jedenfalls erinnere ich mich an Dinge, die ich jahrelang vergessen hatte. Wie Mutter mich schon als Kind zum Malen ermuntert hat zum Beispiel. Und ich habe mich gerade an einen Vorfall erinnert, an den ich schon lange nicht mehr gedacht habe. Jetzt steht er mir so deutlich vor Augen, daß ich mich frage, wie ich ihn je habe vergessen können.«

Er setzte den Pinsel ab, warf einen prüfenden Blick auf sein Bild und malte weiter. Er war noch im Pyjama, und Lydia muß lächeln: Seine Pyjamas waren der Hammer. Roger hatte schon immer einen lausigen Geschmack gehabt, was seine Kleidung anging-

»Ich glaube, es war eine Geburtstagsparty für Anna«, sagte er, »und Mutter ließ mich Kreideskizzen von den Kindern anfertigen. Sie fanden mich großartig. Vielleicht

ist es diese fast vergessene Geschichte, die mich jetzt wieder zum Malen gebracht hat, wer weiß? Ich habe das Gefühl, etwas Verlorenes wiedergefunden zu haben. Ich kann mich sogar erinnern, was Anna damals trug: ein gelbes, gestärktes Schürzenkleid.« Roger hielt inne und drehte sich um, als seine Frau das Zimmer betrat. Sie brach in Gelächter aus. »Was ist los?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Du sahst einen Moment so komisch aus, wie du da stehst in deinem verrückten Pyjama.«

Die Szene verschwand.

»Was ist los, Lydia?« rief Ma-ah. »Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

»Ich weiß nicht. Ich sah gerade ganz deutlich meinen Sohn, Aber...« Ihre Augen weiteten sich ungläubig. »Er war fünfzig, und ich sehe nicht annähernd so alt aus. Schau mich an, Ich bin bei weitem nicht so alt. Und da war noch etwas. Ich bin nicht sicher ... Er sagte etwas über Mutters... irgendwas... und brach ab. Ich bekam eine Gänsehaut.«

»Warum sagst du ihr es nicht?« fragte Ma-ah Sieben.

»Das möchte jemand anders tun, aber wenn er nicht kommt, werde ich es übernehmen«, antwortete Sieben.

»Ich bin da«, sagte Lawrence, der plötzlich auftauchte. Er; hatte Mr. George in seinem Goldfischglas und einen Picknickkorb dabei. »Komm mit«, wandte er sich an Lydia.

»Ich habe dir ein Picknick versprochen, und das machen wir jetzt. Es wird schon bald hell, und wir werden zusehen, wie die Sonne aufgeht.«

»Wird auch allmählich Zeit, daß du kommst«, sagte Sieben halb irritiert, halb erleichtert. »Warum hat das denn so lange gedauert?«

»Das erkläre ich dir, wenn wir uns wiedersehen«, erwiderte Lawrence in munterem Ton. Er nahm Lydias Hand. »Wir beide werden eine ausgedehnte Unterhaltung haben. Hier. Ich hab dir ein Päckchen Zigaretten mitgebracht, falls du keine mehr hast.«

»Na, bin ich froh, dich zu sehen«, seufzte Lydia. »Ich dachte schon, du kommst nie mehr zurück...« Sie schwieg einen Moment. Dann grüßte sie Ma-ah mit dem Peace-Zeichen und verschwand mit Lawrence. Proteus und Josef standen beieinander und starrten ihnen nach.

Sumpter trat vor. Die Sprecher kamen leise aus den Schatten. »Ich möchte nicht gern unterbrechen«, wandte sich Sumpter an Überseele Sieben. »Und ganz sicher haben wir durch Euch in kürzester Zeit sehr viel gelernt. Aber es gibt noch so viele für uns wichtige Fragen. Warum habt Ihr Ma-ah hierher gebracht? Wie wußtet Ihr von der geheimen Tür in der dritten Pyramide? Und sind die Deuter tatsächlich die Sprecher? Ich meine, bedeutet dieser Name dasselbe?« Er schwieg einen Moment und sagte dann leise: »Und vielleicht die wichtigste aller Fragen - sind die Ruinen in der Zukunft die Überbleibsel unserer Kultur?«

Sieben wollte antworten, aber es kam nicht dazu. Zum einen konnte er nicht alle Fragen beantworten. Zum anderen schien in ihm eine Beschleunigung einzusetzen. Sein Bewußtsein wirbelte schneller und schneller - wirbelte so rasch hinauf, wie es vorhin nach unten gezogen worden war. Doch wieder hatten oben und unten keine Bedeutung. Einen Moment lang schien er über allen zu schweben, sich auf der Stelle so rasch zu bewegen, daß im Gegensatz dazu die anderen reglos schienen, mitten in ihren Bewegungen erstarrt.

Im nächsten Moment war alles verschwunden.

Kypros stand da.

Sieben stand da.

Sie befanden sich auf dem Hofplatz des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts n. Chr. Über ihnen leuchteten Siebens riesige Buchstaben am Himmel, samt den sorgfältig beschrifteten Kästen.

»Siehst du? Du hast dich in deiner eigenen Analogie verfangen«, sagte Kypros. »Du bist einfach kopfüber in den mittleren Kasten gestürzt, den du mit Gegenwartszeit gekennzeichnet hast, und hast einige ihrer Verzweigungen erlebt.«

»Aber...«

»Das Traum-Tribunal ist vorbei«, sagte Kypros.

»Wenigstens, was deine Erfahrung angeht.«

»Immer dasselbe«, rief Sieben. »Du bewertest. Wo ich dir doch Wichtiges zu erzählen habe. Lydia ist tot. Lawrence hat sie gerade abgeholt. Wodurch wurde er aufgehalten? Da war niemand, um sie zu begrüßen - ich mußte alles selbst tun.«

»Lydia glaubte nicht, daß jemand da sein würde. Du erschaffst deine eigene Realität«, antwortete Kypros. »Ich sagte dir noch einmal als letztes, daß du das nie vergessen sollst. Du hast es unterlassen, deine Überzeugungen zu überprüfen.«

»Meine Überzeugungen?« explodierte Sieben. »Lydia ist diejenige, die nicht glaubt, daß sie eine Seele hat!«

»Und du hast dich von ihrer Glaubensvorstellung unterkriegen lassen«, erwiderte Kypros. »Du hast sie akzeptiert, und sie hat deine Energie und Effektivität drastisch reduziert und dir deine Vitalität entzogen. Du konntest sie nicht einsetzen, weil du Lydias Überzeugung als deine eigene akzeptiert hast. Eine der wichtigsten Aufgaben einer Überseele besteht darin, ihre Persönlichkeiten zu unterweisen - nicht Beute ihrer begrenzten Glaubensvorstellungen zu werden. Teil ihrer Erfahrung zu werden, aber nicht das eigene Wesen aus den Augen zu verlieren.«

Kypros schwieg einen Moment und sagte dann sehr sanft und ernst: »Sieben, für den Bruchteil einer Sekunde hast du nicht an dich selbst geglaubt.«

»Aber wer hat mich gerettet?«

»Ich habe an dich geglaubt«, sagte sie. »Aber das Examen ist noch nicht vorbei. Proteus und Ma-ah und Josef leben in der physischen Realität, wie du weißt. Es gibt einige wichtige Fragen, auf die du Antworten finden mußt. Dann möchte ich sehen, wie deine Persönlichkeiten das, was sie gelernt - oder fast gelernt - haben, anwenden.«

Sieben fühlte sich am Boden zerstört, von sich selbst enttäuscht. Er bückte finster und löschte ungeduldig die Buchstaben vom Himmel.

»Jede Überseele kann mal Fehler machen«, meinte Kypros. »Und manchmal machen wir absichtlich Fehler, um uns selbst etwas Wichtiges klarzumachen... O Sieben, hör auf damit!«

Er hatte sich in einen kleinen, alten, zornigen Mann verwandelt und stapfte auf und ab. »Überseelen sollten Würde haben und... Fenster und Sumpter sehen eher wie eine Seele aus als ich«, brummelte er ärgerlich. »Physisch gesehen, meine ich. Und sie sahen da unten so zu mir auf, und ich versuchte Lydia zu helfen, und dabei habe ich hier die ganze Zeit einen riesigen Fehler gemacht und es nicht einmal gemerkt.«

Kypros verwandelte sich sofort in einen Clown und brach in Gelächter aus. »Siehst du, jetzt schau dir wieder deine Glaubensvorstellungen an. Seelen sind voller Vitalität und Energie, und wenn Leute sie sich würdevoll und mit langen Gesichtern vorstellen wollen, dann ist es an dir, ihre Vorstellungen zu ändern, statt sie zu akzeptieren.« Und Kypros rollte sich zu einem Ball zusammen und hüpfte über den Mosaikboden.

Sieben war völlig perplex. Noch immer in der Gestalt eines alten Mannes rannte er hinter ihr her und versuchte sie einzuholen. Als sie schließlich ausrollte, keuchte er: »Ich hätte nie gedacht, daß ich dich je so etwas tun sehe - egal, aus welchem Grund. Ich bin... schockiert... Ich meine, du solltest dich nicht so benehmen.«

»Warum nicht?« fragte sie und nahm wieder ihre übliche weibliche Gestalt an.

»Na, eben weil...« Dann begriff Sieben und wurde rot. »Du lernst«, sagte Kypros trocken,

Kapitel 22

Proteus bekommt einige Antworten von Fenster und erfährt, daß dieser auch nicht alles weiß

Proteus erwachte. Er fühlte sich einsam, was dumm war, wie er dachte. Aber er hatte diesen verrückten Traum mit all diesen Leuten gehabt und merkte nun, daß er sich tatsächlich nach einigen von ihnen sehnte. Da war zum Beispiel diese junge Frau, die Ma-ah hieß. Er grinste und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Sie war so herrlich... unverschämt. Na ja, vielleicht nicht unverschämt, aber... Er versuchte sich seines Traums zu entsinnen, aber er verflüchtigte sich größtenteils. Doch halt! Proteus setzte sich auf und hatte das Gefühl, sich gleich an etwas sehr Wichtiges zu erinnern. Es entglitt ihm. Egal, was zählt, ist die Realität, dachte er. Und er hatte eine Million Fragen an Fenster.

Die Deuter zum Beispiel. Wie merkwürdig, daß diese zweite Ausgrabungsstätte von oben nicht entdeckt wurde. Zwar war sie bis zu einem gewissen Grad durch den hohen Felsenring geschützt, aber sie lag ja nicht unter der Erde. Fenster hatte noch nichts über den Rest des Planeten erzählt. War er bevölkert? Und warum war sich Fenster so sicher gewesen, daß die Suchtruppe ihn hier nicht finden würden? Was hinderte sie daran?« Irgend etwas an seinem Traum bestärkte ihn in seinem Entschluß, endlich ein paar klare Antworten zu bekommen. Er stand auf und machte sich barfuß auf die Suche nach Fenster. Außerdem war er schrecklich hungrig, und so ging er zuerst in den Eßraum (er wollte immer Eßnodul sagen). Fenster war da, und Proteus ließ sich neben ihm nieder.

»Du nimmst zu«, bemerkte Fenster. »Es muß an unserer Sonne und am Essen liegen.«

Proteus grinste. »Mein Magen stellt sich allmählich von Synthetik auf Masse um. Fenster, wo haben eure Leute gelernt, all diese Nahrungsmittel anzubauen?«

»Das wird uns alles gegeben«, antwortete Fenster mit einem leisen Lächeln.

»Gegeben?«

»Es ist schon vorhanden. Die Erde produziert es. Wir ernten, und wir legen die Samen in die Erde, die sie uns gibt. Und wir kultivieren den Boden.«

»Was ist mit dem Rest des Planeten?«

»Der ist in ziemlich schlechtem Zustand. Er ist völlig ausgeplündert worden, erholt sich aber jetzt, da die meisten Menschen weg sind. Sogar die Tiere kommen zurück. Diese Gegend hier ist allerdings erstaunlich fruchtbar, keine Frage.« Fenster sprach langsam, und Proteus hatte das Gefühl, daß er mit etwas nicht herausrückte. Er war versucht, das Thema weiterzuverfolgen, hatte aber noch zu viele andere Fragen, die ihn beschäftigten.

»Warum wissen die Schweber nichts von dieser Ausgrabungsstätte?« fragte er. »Sie kennen doch die erste.«

Fenster stand auf. »Wir wissen es nicht«, sagte er. »Sag du es mir.«

»Ihr wißt es nicht? Du machst Witze, oder? Bei all eurem Wissen?«

»Du kommst hier nicht herein, außer über den Weg, den wir genommen haben, durch die Pyramide. Wir vermuten zwar, daß es noch andere geheime Zugänge gibt, aber wir haben sie bislang nicht gefunden. Auch Tiere kommen nicht her, es sei denn, wir holen sie herein. Zwar bilden die Felsen eine natürliche Barriere, und so viele Tiere gibt es noch nicht, aber...« Fast verlegen senkte er die Stimme. »Einige Male sahen wir Flugzeuge die Gegend überfliegen. Wir waren sicher, daß sie uns entdeckt hatten, aber nichts passierte. Die Wahrheit ist, daß dieser

Ort aus der Luft leicht auszumachen wäre, aber irgendwie entgeht er den Beobachtungskameras, die von den schwebenden Städten ständig auf die Erde gerichtet sind. Und wir wissen nicht, warum.«

»Vielleicht wissen die Schwebler doch Bescheid und verheimlichen es«, sagte Proteus.

Fenster schüttelte den Kopf. »Wir sind sicher, daß sie nichts davon wissen.«

»Dann kannst du vielleicht auch meine nächste Frage nicht beantworten. Ich habe bisher nie darüber nachgedacht, aber es scheint, daß alle Leute hier mehr oder weniger deine Fähigkeiten besitzen. Wie kommt das?«

»Wir haben sie entwickelt. Die Tatsache, daß wir unser Leben in so enger Verbindung mit der Erde führen, scheint längst verlernte Fähigkeiten in uns geweckt zu haben, das ist das eine. Wir haben versucht, die Erde wieder zu beleben. Nachdem der Planet verlassen worden war, erkundeten wir das Land so gut wie möglich. Diese Gegend hier war am wenigsten verwüstet und die fruchtbarste. Ich gehöre schon zur zweiten Generation, einige wenige von uns, wie Geschichte, zur dritten. Begonnen wurde diese Arbeit von unseren Vätern. Aber ich muß dir etwas zeigen, um deine Frage wirklich zu beantworten. Komm mit.«

Fenster nahm Proteus in ein Gebäude mit, das dieser bis dahin noch niemals betreten hatte. »Hier ist eine Videoaufnahme von dem Tag, an dem die Deuter diesen Ort entdeckten. Der Erzähler heißt Joel Bradwick. Er war der Bruder meines Vaters. Zu diesem Zeitpunkt war er siebenundfünfzig. Er wurde vierundachtzig. Der Kameramann war Geschientes Großvater - einer der Gründe, warum ich an ihrer Entwicklung so interessiert bin. Es geht los.« Er verdunkelte den Raum, und beide setzten sich.

»Als sie das Tal entdeckt hatten, gingen sie zurück, um die Kameraausrüstung und so weiter zu holen«, erklärte Fenster. »Bradwick wartete hier. Das Video beginnt gleich nachdem die anderen Mitglieder der Gruppe zurückgekehrt waren.«

Auf der Leinwand wurde es hell.

»Unglaublich«, sagte Bradwick. Proteus hielt den Atem an und fühlte sich wie ein Eindringling. Seine Verlegenheit kam durch Bradwick, einen Mann, der doch schon lange tot war, wie er sich sagte. Aber Bradwick war so offensichtlich von Staunen und Ehrfurcht überwältigt. Mit direktem Blick in die Kamera sagte er: »Noch nie in meinem Leben habe ich so etwas gesehen.«

Ö t?

Seine Augen waren feucht vor Bewegtheit. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

»Was für ein Zufall, daß wir auf diesen Ort gestoßen sind. Gott weiß, wie lange es ihn schon gibt.« Er hielt inne. »Ich werde mich auf diesen Stein da setzen und erzählen, während die Kamera die Gegend hier genauer zeigt. Ich bin hier allein geblieben. Der Rest meiner Gruppe ist umgekehrt, um die Ausrüstung zu holen, und in dieser Zeit habe ich einige erstaunliche Dinge entdeckt.« Diesmal zeigte die Kamera ihn in Totalaufnahme und Proteus bemerkte, daß er humpelte und größer war, als die ersten Bilder hatten vermuten lassen.

Aufgeregt fuhr Bradwick fort, die Aufnahmen zu kommentieren. »Das ganze Tal ist von diesen hohen Felsen umgeben. Sie sind nicht zu erklettern - völlig unmöglich -, wir müssen also einen Weg unter ihnen hindurch genommen haben, und zwar durch diese Eingangstür, die wir in der ersten Ausgrabungsstätte entdeckten. Und wir dachten, wir hätten schon dort erstaunliche Funde gemacht! Überreste aus dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert. Aber das hier! Das ist der archäologische Fund des

Jahrhunderts. Aller Jahrhunderte!« Die Kamera schwenkte über den weiten Himmel und richtete sich dann auf die Felswände.

»Die Felswände sind wie absichtlich vorgeneigt... als wollten sie das Tal schützen und versteckt halten«, fuhr Bradwick fort. »Aber mehr noch, die alten Zeichnungen und Zeichen auf den Felswänden sind in exzellentem Zustand. Erstaunlich, wenn man bedenkt, daß dieser Ort offen daliegt. Die Ruinen aus späterer Zeit an der ersten Ausgrabungsstätte sind in weitaus schlechterem Zustand. Ich habe in inneren Räumen Tausende von Aufzeichnungen auf Steinblöcken gefunden. Wer weiß, was sie bedeuten, oder ob wir je imstande sein werden, sie zu entziffern.«

Die Kamera zeigte eine Nahaufnahme von einem Felsabschnitt, und Proteus schrie unwillkürlich auf.

»Was ist?« fragte Fenster.

»Ich weiß nicht. Kannst du den Film hier anhalten?«

»Natürlich.«

Wie magisch angezogen starrte Proteus auf einen kleinen Wandausschnitt, auf dem die folgenden Zeichen zu sehen waren:

A tXXXXXXXXXXXXXXXXXX?

»Proteus, was ist los?« fragte Fenster nochmals.

»Ich weiß nicht. Mein Puls rast, so aufgeregt bin ich. Ich kann dir nicht genau sagen, was es ist, weil ich es einfach nicht weiß. Aber letzte Nacht hatte ich den verrücktesten Traum meines Lebens, und dieser Traum hat etwas mit diesen Zeichen da zu tun. Ich kann mich nur noch an wenig erinnern. Da war eine junge Frau. Eine schwarze junge Frau. Das kam mir merkwürdig vor, da Geschichte von einer schwarzen jungen Frau sprach und du an dem Tag, an dem das Symbol auf der Kachel auftauchte, eine schöne schwarze junge Frau >gesehen< hast. Und in meinem Traum hat jemand die Übersetzung eines sehr alten Verses vorgetragen. Als ich jetzt diese Zeichen da

sah, dachte ich, daß...« Proteus hielt verlegen inne, fuhr dann aber doch fort. »Na ja, ich dachte, ich weiß, was diese Zeichen bedeuten. Oder vielmehr, ich sah sie in Worte übersetzt, aber in einer anderen Sprache. Aber ich habe hier ja schon ähnliche Symbole an den Felswänden gesehen und dabei noch nie ein solches Gefühl gehabt.«

»Vielleicht hast du dich in deinem Traum in ein unbewußtes Wissen eingeklinkt«, sagte Fenster. »So etwas ist durchaus möglich, weißt du.«

»Nein, ich glaube, ich hatte den Traum, weil dieses dumme Symbol auf der Kachel mich so beschäftigt hat. Der Traum war vielleicht eine An Losung der Fragen, die ich schon die ganze Zeit hatte, oder so etwas.«

»Soll ich den Film weiter laufen lassen?« fragte Fenster. Proteus nickte. »Ja, mach weiter.«

»Mit Worten läßt sich dieser Ort nicht beschreiben«, sagte Bradwick. Die Kamera zeigte den Eingang zum Hofplatz und strich über den Mosaikboden. »Wie dieser Ort über all die Jahrhunderte hinweg unentdeckt bleiben konnte... ich verstehe es nicht.« Bradwick schüttelte den Kopf. »Bis Ende des einundzwanzigsten Jahrhunderts wimmelte es buchstäblich von Menschen auf diesem Planeten. Doch nirgendwo wird dieser Ort erwähnt. Die Ruinen stammen ganz offensichtlich aus alter Zeit, und hier sind sie, offen sichtbar, von keinen Fragmenten aus jüngerer Zeit überlagern. Es ergibt keinen Sinn.« Bradwicks Stimme bebte vor Erregung.

»Die tiefe Verwunderung dieser Männer, als sie diesen Ort entdeckten, läßt sich heute nur schwer nachvollziehen«, bemerkte Fenster. »Deshalb sind diese Filme so wertvoll. Sie erinnern uns immer wieder daran. Wir haben uns schon zu sehr an diesen Ort gewöhnt.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Proteus. »Keine Ruinen jüngeren Datums? Wäre es denn möglich, daß jemand diese Ruinen hier unter jüngeren Schichten ausgegraben hat?«

»Nur, wenn man jedes Bröckchen ganz und gar beiseite geschafft hat. Aber nichts deutet darauf hin, daß hier je noch etwas anderes gewesen ist.«

»Die Schweber haben komplette Daten vom ganzen Planeten«, sagte Proteus. »Bist du sicher, daß -«

»Unsere Männer sind alle Aufzeichnungen gründlich durchgegangen«, unterbrach ihn Fenster lächelnd. »Es gab hier in der Gegend verschiedene Städte und Ortschaften, vor allem in den letzten Jahrhunderten, die die Erde bewohnt war, aber hier an diesem Ort finden sich keine Spuren davon. Bei der ersten Ausgrabungsstätte ist das zum Beispiel anders. Es gibt ein paar mögliche Erklärungen dafür, aber sie sind alle unbefriedigend.«

»Du mußt bedenken«, fuhr er fort, »daß die Gebäude der letzten Jahrhunderte nicht für die Ewigkeit gebaut wurden. Die Zivilisation veränderte sich dauernd, man riß ab und baute wieder auf, in immer schnellerem Tempo. Dabei zerstörte man einen großen Teil der Spuren der Vergangenheit, es blieben fast nur noch schriftliche Berichte oder Bilddokumente überliefert. Die ganze sogenannte Epoche der Städteerneuerung fing klein an, aber sie endete schließlich damit, daß sich nur sehr wenige Städte in einem einigermaßen anständigen oder gar vollendeten Zustand befanden. Sie rissen die alten Gebäude nieder, um neue zu bauen und die stetig wachsende Bevölkerung beherbergen zu können. Das Material wurde knapp, und schließlich ging gar nichts mehr. Sie verließen die Erde und errichteten die schwebenden Städte, was fast ein Jahrhundert dauerte.«

»Aber die Erde wurde doch die ganze Zeit über beobachtet«, warf Proteus ein.

»Ja, aber die Menschheit konzentrierte all ihre Aufmerksamkeit und Energie auf das Überleben im Weltraum. Seit sie die Erde verlassen hat, hat es im Grunde keine wirklich umfassende und systematische Erkundung dieses Planeten mehr gegeben. Sie hatten ihn

schon so lange schonungslos ausgeplündert, daß sie ihn jetzt in Ruhe lassen mußten. Bestimmte Gebiete der Erde tragen noch immer Narben, vielleicht für immer, andere sind von den kriegerischen Auseinandersetzungen des frühen einundzwanzigsten Jahrhunderts radioaktiv verseucht. Auch viele der alten berühmten Baudenkmäler wurden zerstört, die griechischen und römischen sind gänzlich verschwunden...« Fenster ließ den Film weiter laufen.«

Bradwick erschien im Bild. »Die Sache ist die, daß diese Ruinen eigentlich gar nicht hier sein dürften«, sagte er. »Man hat das verrückte Gefühl, daß sie... neu sind. Natürlich sind sie alt, aber irgendwie gewinnt man den Eindruck von einem... eben, erschaffenen Alter oder so ähnlich. Und sie sind zu vollständig erhalten...«

Die Kamera schwenkte im Verlauf von Bradwicks Kommentar noch einmal über das Gelände. Die drei Pyramiden rückten ins Blickfeld. »Aus der mittleren Pyramide kamen wir, als wir hier eintrafen«, erläuterte Fenster.

Bradwicks Stimme war nun etwas kontrollierter und bekam einen entschlossenen Ton. »Uns kam der Gedanke, daß wir diesen Ort möglicherweise geheimhalten könnten«, sagte er. »Wir haben über die erste, kleine Ausgrabungsstätte Bericht erstattet, aber soweit wir wissen, hat niemand Kenntnis von diesem Ort hier. Dies ist eine unvergleichliche Chance für mich und unsere ganze Gruppe. Wir könnten uns hier ansiedeln und die Funde entschlüsseln.«

Er schwieg einen Moment und lächelte dann etwas traurig. »Ich hab keine Ahnung, wie wir damit durchkommen sollen, aber der Gedanke hat etwas für sich. Die Frauen regieren die schwebenden Städte mit eiserner Hand. Männer bekommen nur die unwichtigsten Jobs. Und nur weil unsere Forschungsarbeit auf der Prioritätenliste ganz unten steht, bleiben wir unbehelligt. Sie glauben, daß hier

nichts Wertvolles zu finden ist. Wenn ihnen die Bedeutung unserer Funde klar wird, werden sie nicht zögern, uns alles aus der Hand zu nehmen.«

Bradwick wandte sich von der Kamera weg, so als wolle er dem Blick eines späteren Betrachters ausweichen, »Vielleicht Ist es eine reine Rationalisierung«, fuhr er fort, »aber die Menschheit braucht einen Ort auf der Erde, wo sie möglicherweise von neuem beginnen konnte - einen Ort, wo wir Erdenwesen sein können, nicht Erdenmänner oder Erdenfrauen, sondern Erdenwesen. Ein solcher Platz konnte uns die Gelegenheit bieten, mit einem eigenen kleinen Lebensexperiment zu beginnen.« Bradwicks Stimme war wieder brüchig geworden. »Fast scheint es, als wären wir hierher geführt worden.«

Fenster stellte den Ton ab. »Und das haben sie schließlich getan«, sagte er. »Es bedurfte aller möglichen Täuschungsmanöver, wenngleich in der Regel selten jemand auf die Erde herunterkam. Die veralteten Flugzeuge waren untauglich für die atmosphärischen Bedingungen der Schweben. Ein paar davon kann man noch hier auf der Erde begutachten. Nötigenfalls wurden Copter mit dem Himmelslift heruntergebracht. Trotzdem - Copter und Flugzeuge haben diesen Ort überflogen, und doch ist er unentdeckt geblieben.« Und nüchtern fügte er hinzu: »Deshalb hast du uns in solche Schwierigkeiten gebracht. Wir wollen nicht, daß die Aufmerksamkeit hier auf diese Gegend gelenkt wird, und schon gar nicht wollen wir Suchtrupps, die nach einem Bürger aus einer der schwebenden Städte fahnden. Sie müssen inzwischen glauben, du seist tot.«

Proteus hörte ihm zu, wand sich aber unbehaglich in seinem Sessel. Immer wieder tauchten vor seinem inneren Auge Bruchstücke aus seinem Traum auf, vor allem Ma-ahs Gestalt. Er errötete und blickte zur Seite, weil sie so lebendig vor ihm stand. Er merkte, daß er sie wiedersehen wollte, was natürlich ganz unmöglich war, es

war ja alles nur ein Traum gewesen. Ein paar seiner Gedanken waren so verwirrend, daß er sie vor sich selber zu verbergen suchte.

Er hatte immer ein Mädchen sein wollen, weil Frauen die Macht hatten, und diese junge Frau im Traum war zum Beispiel genau so eine, die er gern gewesen wäre.

Andererseits verlangte er nach ihr so, wie wohl ein Mann eine Frau begehrte- und wie er für Geschichte eben nicht empfand. Obgleich das anscheinend von mir erwartet wird, dachte er.

Diese nur halb ausgegorenen Gedanken brachten mit plötzlicher emotionaler Vehemenz etwas anderes an die Oberfläche. »Ich hab mich gerade an etwas erinnert«, sagte er. »Im Traum war es diese junge Frau, die dieses Symbol in die Kachel einritzte. Und sie glaubte, hier an diesem Ort zu leben, genau hier, aber... in der Vergangenheit, als alles noch neu war.« Ihm wurde fast schwindlig - denn wenn dem so war, dann war die junge Frau im Traum zweifellos eine Phantasiegestalt, und er würde sie nie wieder sehen. Entweder das, oder sie war schon seit vielen Jahrhunderten tot. Wie kam es, daß sie so lebendig wirkte? Wie kam es, daß dieser Traum so real schien? »Ich verstehe es einfach nicht«, sagte er.

Fenster lächelte mitfühlend. »Du hattest einen Traum, der dir eine Erklärung für etwas, das dich beschäftigte, lieferte. Das ist ganz natürlich. Und in deinem Alter ist ein Traumädchen auch etwas ganz Natürliches. Vielleicht hatte meine Beschreibung der jungen Frau, die ich >sah<, etwas damit zu tun.«

»Wahrscheinlich. Aber angenommen, ich sah eine junge Frau die wirklich existiert, und es war dieselbe wie >deine<? Mir ist klar, daß das an sich unmöglich ist, denn sie wäre ja bereits tot. Aber warum sollte ich nicht auch im Traum >sehen< können, wenn du so genaue Visionen von Dingen hast.« Proteus runzelte die Stirn. »Ich glaube es nicht, aber...«

»Das wäre natürlich möglich«, antwortete Fenster. »Aber da du nicht unser Training absolviert hast, wäre ich nie auf diesen Gedanken gekommen.«

»Da haben wir's wieder. Was für ein Training? Aus Angst, ich könnte gefunden werden und alles ausplaudern, habt ihr mir so viel vorenthalten. Aber da ihr nicht mal wißt, wie es kommt, daß dieser Ort ein Geheimnis bleibt, kann ich es euch nicht verdenken. Doch eins weiß ich. Ich bin ganz sicher, dieses Symbol da auf der Kachel ist ein Schlüssel. Da existiert irgendeine Verbindung.«

»In welcher Hinsicht?« Fenster sah besorgt aus. Er schaltete den Monitor aus und sah Proteus an. »Vielleicht waren Geschichtes Einsichten gar nicht so verzerrt, wie ich dachte, und deine Ankunft hier war tatsächlich kein Zufall. Erklär mir, was du meinst.«

Einen Moment lang hatte Proteus das verrückte Gefühl, daß er die ganze Sache fallenlassen sollte, daß er sich mit etwas Gefährlichem befaßte, das in diesem Moment eine Bedeutung hatte, die sein Fassungsvermögen überstieg.

»Nun?« fragte Fenster, und Proteus sah in die andere Richtung.

»Ich habe dich immer gemocht, Fenster«, sagte er. »Aber jetzt fühle ich mich dir näher als je zuvor. Das macht mich wohl etwas verlegen. Ich habe das merkwürdige Gefühl, daß das, was ich sagen werde, unser Leben verändern wird - nicht nur dein und mein und Geschichtes Leben, sondern auch das Leben der Deuter als Gruppe. Aber ich weiß nicht, warum ich dieses Gefühl habe.«

»Vertraue einfach deinem Gefühl und sag es, was immer es auch ist.«

»Das ist es ja gerade. Was ich zu sagen habe, klingt überhaupt nicht wichtig. Hör zu: Es ist nur einfach das. Dieses Symbol auf der Kachel ist plötzlich aufgetaucht. Egal, wie wir es drehen und wenden, erst war es nicht da, und zehn Minuten später war es da - frisch und neu und doch alt. Und wenn ich mir Bradwick in dem Film so

ansehe, dann wird mir klar, daß m größerem Umfang genau das mit der ganzen Ausgrabungsstätte passierte. Er entdeckte diesen Ort, der offensichtlich uralt ist, und doch war er vorher nicht da, oder zumindest gab es keine Unterlagen darüber. Es ist die gleiche Geschichte wie mit diesem neu-alten Symbol auf der Kachel, nur m größerem Maßstab.«

Proteus senkte die Stimme. »Aber das Wichtige daran ist, daß sich das Auftauchen dieses Symbols auf der Kachel erst vor wenigen Tagen ereignete. Das heißt, daß das, was immer da vor sich geht, sich noch immer ereignet. Es klingt verrückt, aber ich denke, das Ganze passierte erst kürzlich, und wir konnten fast dabei zusehen. Was hätten wir wohl gesehen, wenn wir in dem Moment dagewesen wären, in welchem das Symbol auf der Kachel auftauchte?«

Fenster starrte Proteus schweigend an.

Proteus, von seiner tiefen Erregung getragen, sprach hastig weiter. »Du bist schon so lange hier, Fenster, daß vieles für dich selbstverständlich geworden ist. Aber für mich nicht. Vielleicht wäre es hilfreich, wenn du mir etwas über dieses Training erzählst, das du erwähnt hast. Vielleicht könnte ich Dinge sehen, die du nicht sehen kannst, weil ich eine andere Perspektive habe. Und ihr habt so viel vor mir geheimgehalten. Woher bekommt ihr zum Beispiel das Wasser? Und woher habt ihr das Modell für diese... diese kleine Zivilisation?«

»Ich fürchte, ich habe mich allzusehr auf mein inneres Sehen verlassen und einiges übersehen, das sich direkt vor meinen Augen abspielt«, antwortete Fenster.

»Entschuldige, Proteus. Vielleicht kannst du uns tatsächlich helfen.«

»Und nicht nur das«, sagte Proteus. »Das Videoband hat mir so viele Dinge gezeigt. Jene Männer begannen ein Experiment, von dem ich als Junge jahrelang geträumt habe: Sie begannen mit dem Aufbau eines natürlichen

Lebens auf der Erde. Aber du hast aufgehört, dir die Art von Fragen zu stellen, die sich diese Männer noch stellten. Du wunderst dich sogar schon gar nicht mehr darüber, daß dieser Ort unentdeckt bleibt. Erst als ich dich danach fragte, kam es dir wieder zu Bewußtsein. Die Antwort darauf ist aber wichtig.«

Fenster stand auf. »Du hast natürlich recht. Vielleicht hatten wir irgendwie Angst, zu viel zu erfahren«, sagte er langsam. »Eine Menge davon hat mit dem Training zu tun. Es bringt uns dazu, viele Dinge zu tun, die wir selber nicht verstehen. Ich denke, wir haben uns damit begnügt, sie einfach zu tun, ohne weiter darüber nachzudenken. Wir begannen das Training, oder vielmehr das Training begann ungefähr drei Jahre nach der Ankunft unserer ersten Gruppe - und das auf äußerst merkwürdige Weise. Warte einen Moment. Ich spiel dir noch ein anderes Band vor, das noch informativer für dich sein wird.« Fenster schweig einen Moment, dann fuhr er fort. »Proteus, unsere Verschwiegenheit hatte auch viel mit deiner Einstellung zu tun. Deine eigene Situation hat dir natürlich stark zu schaffen gemacht: Dein Weglaufen, die neue Umgebung, die Suchtrupps... und darüber hinaus hat dich das Wenige, das du über uns erfahren hast, erschreckt. Deine Reaktion auf Geschichte ist ein gutes Beispiel dafür. Wir wußten, daß du Zweifel an unseren Fähigkeiten hattest, und ich >sah<, daß du noch nicht bereit warst.«

»Es tut mir leid, daß ich so skeptisch war«, sagte Proteus.

»Ich wollte Geschientes Gefühle nicht verletzen.«

»Das kam noch dazu«, antwortete Fenster. »Ich mußte auch an sie denken. Sie steckt mitten in ihrem Training und ist noch nie mit derartigen Zweifeln konfrontiert worden. Sie können sich katastrophal auswirken. Aber schauen wir uns das Band an. Es wurde drei Jahre später aufgenommen.«

Diesmal befand sich Bradwick in einem Raum, in dem auf seitlichen Felssimsen Steintafeln aufgereiht standen. Er

sah älter und zugleich vitaler aus. In seiner Stimme schwang eine neue Selbstsicherheit. Ein etwa zweijähriges Kind hockte auf dem Steinfußboden. Als sich die Kamera auf Bradwick richtete, stand es auf und trippelte herum.

»Heute ist der 17. Juni 2211«, begann Bradwick. »Wir alle wissen es - und werden dieses Datum wohl nie vergessen -, und unsere Nachkommen wird es vielleicht interessieren. Um Material zu sparen, nehmen wir nur die wichtigsten Begebenheiten auf, und dies ist so ein Ereignis. Anstatt zu berichten, was passiert ist, will ich es lieber vom Sohn meines Bruders demonstrieren lassen. Jedenfalls hoffen wir, daß er tun wird, was er heute schon einmal getan hat. Bitte sehen Sie zu. Die Kamera wird auf das Kind gerichtet sein. Und hier nur ein Hinweis. Wir haben ein paar von diesen Steintafeln auf dem Boden herumliegen lassen. Wir hoffen, daß der Junge zu ihnen hinget, wie schon vor etwa einer Stunde.«

Proteus sah erwartungsvoll und leicht ungeduldig zu, während Fenster nur still lächelte und schwieg. Das kleine Kind krabbelte herum, richtete sich auf, fiel hin, rappelte sich wieder auf, lachte. »Was macht er?« fragte Proteus. »Sag's mir, damit ich weiß, worauf ich achten soll.« »Da. Jetzt sieh genau hin«, sagte Fenster. Das Kind sah die Steintafeln, wanderte zu ihnen hinüber, setzte sich hin und legte seine kleinen Hände flach auf eine der Tafeln. Die Kamera ging näher heran, und Proteus konnte die Zeichen auf dem Stein klar erkennen. Das Kind schien enttäuscht. Es drückte seine Hände auf die Symbole und sah verdrießlich drein. Bradwick, nicht im Bild, gab ermunternde Laute von sich. »Sei still«, wäre es Proteus beinahe entfahren. In seiner Aufregung hatte er Bradwick fast vergessen.

Das Kind drehte sich um. »Da!« machte es und grinste, offensichtlich Bradwick zugewandt.

»Was macht er?« wollte Proteus wissen. Dann biß er sich auf die Lippen und starrte auf das Video. Das Kind hatte sich wieder der Steintafel zugewandt. Die Kamera ging nun ganz nah heran. Die kleinen Finger folgten ungeschickt den Linien der Symbole. Proteus fiel auf, daß diese Zeichen größer und deutlicher waren als die anderen, die er bislang gesehen hatte. Das Kind lachte entzückt. Nahm es die Finger von den Symbolen, horte es auf zu lachen, sah enttäuscht aus und war dem Weinen nahe. Das geschah zweimal. Dann, ob nun die Finger nur zufällig die Symbole wieder berührten oder was auch immer, das Kind schien...

Überrascht wandte sich Proteus Fenster zu. »Was passiert da? Es sieht aus, als ob er... mit seinen Fingern lauscht? Oder etwas durch seine Finger hört...« Noch bevor Proteus mit seiner Frage geendet hatte, stand das Kind unsicher auf, ließ sich dann wieder auf dem Boden nieder und legte sein Ohr an die Tafel. Nichts geschah. Das Kind sah wütend aus. Lautes Gelächter war zu hören - von Bradwick. »Genau, was er vorher auch gemacht hat«, kommentierte er.

»Schsch«, sagte Proteus, und Fenster lachte. Das Kind betastete nun wieder die Symbole und brabbelte aufgeregt vor sich hin, als versuchte es... Laute zu wiederholen. Laute, die es durch seine Finger horte?

»Kauderwelsch«, sagte Proteus, ohne den Blick abzuwenden.

»Das dachte Bradwick erst auch, aber schau hin!« Bradwick kauerte neben dem Kind nieder. »Mein Neffe hat seine Vorstellung noch einmal wunderbar wiederholt«, sagte er mit offensichtlichem Vergnügen. »Anfangs wußte ich nicht, was das sollte. Er ist oft hier, wenn ich arbeite. Ich wurde neugierig, untersuchte die Steintafel und wollte die ganze Sache schon fast ad acta legen, aber irgend etwas - vielleicht weil er so viel Entdeckerfreude ausstrahlte - hielt mich davon ab. Was fand das Kind so

faszinierend? Dann kam ich auf den Gedanken, es einfach nachzuahmen.«

Bradwick machte eine bedeutungsschwangere Pause und blickte dann in die Kamera. »Wenn diese Symbole auf eine bestimmte Weise betastet werden, geben sie Töne von sich, die man über die Fingerspitzen aufnehmen kann. In diesem Fall gehen die Schwingungen von den Symbolen selbst aus, aber wie wir in der letzten Stunde entdeckt haben, gibt es Varianten dieses Prinzips.«

Fenster stellte den Ton ab. »Diesen Teil kann ich dir auch erzählen«, sagte er. »Sie waren so aufgeregt, daß natürlich jeder versuchte, die Symbole abzutasten. Nach einigen Wochen wurde klar, daß die Tafeln eine bestimmte Ordnung und Reihenfolge aufwiesen. In der ersten Serie zum Beispiel gaben einfache Bilder ein hörbares >Wort< von sich, das den dargestellten Gegenstand beschreibt. Spätere Serien fügten ein Schriftzeichen, also eine schriftliche Version hinzu...

Proteus, was ist los?«

Proteus starrte leichenblaß auf die stumme Leinwand.

»Dreh den Ton an, schnell«, sagte er.

Fenster kam seiner Aufforderung nach. Auf der Leinwand waren folgende Zeichen zu sehen.

Bradwick glitt mit den Fingern über die Zeichen. »In Laute übersetzt klingt das so«, sagte er. »Sa or ne ba tu om.«

»Das ist völlig unmöglich!« rief Proteus.

»Was, Proteus?«

Den Blick noch immer auf die Leinwand gerichtet, sagte er: »Sag nichts, hör mir nur zu, bevor ich den Faden verliere oder es mir anders überlege und die ganze Sache zu lächerlich finde. Bevor du mir noch mehr über das Training erzählst, laß mich dir noch etwas über meinen Traum erzählen - und über deine Leute. Dann sag mir, ob ich recht habe oder nicht. Eure Leute haben auch Verse entdeckt, durch die bestimmte Wahrheiten von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Einige dieser Verse

waren für Kinder gedacht, andere für Erwachsene. Und die Felszeichnungen hängen auch damit zusammen. Es würde mich nicht überraschen, wenn sie auf gleiche Weise Töne von sich gaben.«

»Das stimmt alles, Proteus«, sagte Fenster und starrte ihn an. »Was weißt du noch?«

»Das ist es ja, ich weiß gar nichts. Oder... ich wußte nicht, daß ich das wußte.« Proteus war vollkommen benommen.

»Ich dachte, es sei alles nur ein Traum gewesen. Aber diese Symbole sehen so aus wie die, die ich letzte Nacht gesehen habe. Das hat mich schon beim ersten Band, das du mir gezeigt hast, überrascht. In meinem Traum hat mir jemand all das erzählt, was ich dir gerade erzählt habe - oder ich hab es gesehen oder was auch immer. Doch die Leute oder die Worte oder die Sprache oder was immer es ist, habe ich gerade eben erst klar wiedererkannt.«

Proteus schwieg und versuchte, sich an weitere Details aus seinem Traum zu erinnern. »Da war noch etwas Wichtiges, aber ich bin nicht sicher, was es war. Irgend etwas über die Tone und Laute. Daß sie, ganz unabhängig von ihrer Bedeutung, die Kraft haben... Dinge zu bewirken... ich kann mich nicht genau erinnern.«

»Suggeriere dir, daß du dich erinnerst, und du wirst es tun«, sagte Fenster.

Proteus runzelte die Stirn. »Es ist mir entfallen. Ich war noch nie in meinem Leben so aufgeregt. Ihr müßt mich dieses Training machen lassen. Möglicherweise entdecken wir, warum dieser Ort geheim geblieben ist - man kann nie wissen. Und ihr müßt Expeditionen zu anderen Teilen dieses Planeten schicken. Wir müssen. Nimm mal an, es gibt noch andere Orte wie diesen hier, von denen wir nichts wissen. Die wären auch für uns unsichtbar. Wenn wir nicht herausfinden, warum diese Ausgrabungsstätte verborgen bleibt, werden wir nie erfahren, ob es noch andere Orte dieser Art gibt oder nicht. Kann sein, es gibt noch andere Menschen, die

darauf warten, ein neues Leben auf der Erde aufzubauen.«

»Kann sein«, antwortete Fenster. »Aber Steiger dich nicht zu sehr in das Ganze hinein, Proteus. Vielleicht sind wir die einzigen, weißt du. Was bringt dich auf den Gedanken, daß es möglicherweise noch andere gibt? Das ist eine erstaunlich komplexe...«

»Ich weiß nicht«, fiel ihm Proteus ins Wort. »Aber ich bin fast sicher, daß es tatsächlich noch andere gibt. Und ich weiß auch hier nicht, warum ich das weiß.«

Kapitel 23

Ma-ah und Sumpter. Und Ma-ah spricht durch Proteus

»Ma-ah, an wieviel vom Traum-Tribunal kannst du dich noch erinnern?« fragte Sumpter.

»An wieviel erinnerst du dich denn?« Ma-ah grinste. »Mir scheint, es hat sich mehr ereignet, als du dir ausgerechnet hattest.«

»Sei nicht albern, Ma-ah.«

»Und du sei nicht so neunmalklug, sonst kannst du lange darauf warten, daß ich mein Blut mit deinem vermische. Was für ein konfuse Kind soll das überhaupt werden? Er wird nicht mal wissen, ob er wach ist oder im Wachschlaf.«

»Er? Und überhaupt, du hast schon...«

»Es hat sich noch nichts getan.« Sie bedachte Sumpter mit einem verführerischen Lächeln. »Ich denke, wir sollten es noch mal probieren. Am besten jetzt gleich. Um sicherzugehen.* Dann lachte sie verlegen und schüttelte den Kopf. »Ich erinnere mich an die alte Frau, die wieder jung wurde. Soviel ist klar. Sie war tot und wußte es nicht. Ich glaube, ich erinnere mich deshalb am besten an sie, weil ich das seltsame Gefühl hatte, ich sei sie - oder eine Version von ihr. Ich kann es nicht erklären.«

»Du machst das sehr gut«, sagte Sumpter. »Du hast dich ohne Verzerrungen daran erinnert, das heißt, ohne irgendwelche Halluzinationen von deiner Seite. Du scheinst sie gut unter Kontrolle zu haben.«

»Ist es das, was geschieht, wenn ich den genauen Bewußtseins-fokus verliere?«

Er nickte. »Woran erinnerst du dich noch?«

Sie schloß die Augen, um sich zu konzentrieren. »Ein Junge, ein paar Jahre jünger als ich. Aber er sagte, daß ich in der Vergangenheit leben würde und er in der

Gegenwart, und wir haben uns beinahe darüber gestritten. Er wirkte so überheblich. Ich hab ihm gesagt, daß ich in niemandes Vergangenheit lebe. Daß ich jetzt lebe.«
Ma-ah merkte, daß sie ärgerlich wurde. »Warum hat er gesagt, daß ich in seiner Vergangenheit lebe?«
»Er lebt in deiner Zukunft, Ma-ah«, sagte Sumpter sanft.
»Kennst du ihn?«
»Nein, ich bin ihm nie zuvor begegnet, aber er ist mit dir verbunden, und eines Tages wirst du auch wissen, wie. Ich darf es dir nicht sagen.«
Ihr Blick verdüsterte sich. »Warum nicht? Immer bin ich in der Situation, daß du mehr weißt als ich. Warum kannst du mir es nicht einfach sagen?«
»Weil ich dir damit etwas sehr Wichtiges wegnehmen würde.«
»Nicht, wenn du meine Erlaubnis hast«, sagte sie.
»Ma-ah. Wie kannst du etwas weggeben, wenn du nicht weißt, wie unendlich kostbar das ist, was du weggeben würdest?«
»Na gut«, lenkte sie ein, nur halb überzeugt. »Aber sag mir eins. Lebt dieser Junge wirklich in der Zukunft? Das ist doch eigentlich unmöglich, denn dann wäre er ja noch nicht geboren.« Sie runzelte die Stirn. »Als ich noch in der Welt da draußen war, bevor ihr mich gefunden hattet, hätte ich nie gedacht, daß so etwas möglich wäre. Ich meine, alles war Jetzt. Wenn ich wollte, konnte ich mich an vergangene Jetzts erinnern, aber ich dachte nie an ein zukünftiges Jetzt.« Ma-ahs Augen weiteten sich. »Das würde ja bedeuten, daß es ein Mich im Zukunfts-Jetzt gäbe, das sich an mich und dich und all das erinnert. Schon wenn ich das sage, fühl ich mich äußerst seltsam.«
»Was du über das Jetzt gesagt hast, ist die präziseste Feststellung«, antwortete Sumpter. »Aber du mußt in deinem Denken noch Vergangenheit und Zukunft erfassen, um wirklich zu verstehen.«

»Gut, aber mich beschäftigt etwas anderes mehr«, sagte Ma-ah. »Wenn ich ein Kind von dir bekomme, dann habe ich das Recht, mehr über dein Volk zu wissen. Das heißt, wenn es wahr ist, was du sagst, nämlich, daß ein Kind durch uns beide entsteht.«

»Es ist wahr«, sagte Sumpter ernst. »Aber was ist mit deinem eigenen Volk? Wieviel erinnerst du noch? Es ist in gewisser Hinsicht so... mysteriös, wie eure Art aus der Erde gewachsen ist, wie Bäume, buchstäblich aus ihrem Schoß hervorgekommen. Alles, Menschen, Tiere, kommt aus dem fruchtbaren Körper dieses Planeten und kehrt, zumindest physisch, zu ihm zurück. Ein Konzept, das mir noch immer sehr fremd ist.«

Seine Augen waren halb geschlossen, und sein Ton erschreckte sie. »Sumpter, hat dir jemand... beigebracht, wie man sich im Körper bewegt?« Ma-ah sprach zögernd. »Ich meine, wie man in einem Körper lebt, so wie du mir beibringst, außerhalb meines Körpers zu leben und mich daran zu erinnern?«

Er starrte sie an. »Ma-ah, manchmal erschreckst du mich. Erst zeigst du ein großes Unwissen über deine eigenen Körpervorgänge und das Zeugen und Gebären von Kindern, und dann nimmst du etwas wahr, das ich... vor dir zu verbergen suchte, jedenfalls für eine Weile. Ich hätte nicht sagen sollen, was ich eben sagte. Ich war wieder mal von deiner Schönheit hingerissen, wie sooft. Dann der Gedanke, daß dieser Planet aus sich heraus so phantastische Kanäle hervorbringt, durch die sich das Bewußtsein ausdrücken kann...« Er unterbrach sich.

»Aber wir haben immer noch nicht herausbekommen, wie du deinen Weg hierher gefunden hast.«

»Der alte Mann, jetzt erinnere ich mich auch an ihn!« rief Ma-ah plötzlich. »Und ich weiß, er ist irgendwie anders, als ich bisher dachte. Aber das ist eine andere Geschichte. Er ist derjenige, der mich hierher geführt hat, da bin ich sicher.«

»Und der auch von dem geheimen Pyramideneingang wußte«, sagte Sumpter. »Diese Verbindungen sind wichtig für die Zukunft dieser Siedlung. Und auf irgendeine Weise bist du ein Schlüssel zu diesem Wissen.«

»Schau mich nicht so an. Ich weiß nichts, was ich dir nicht schon erzählt hatte. Aber der alte Mann weiß was.«

»Möchtest du ein Experiment machen? Ich habe da eine Idee.«

»Nein. Ich bin plötzlich nervös... Rampa und Orona werden auch ein Kind haben, nicht wahr? Geboren aus deinem und meinem Volk.« Ma-ah warf ihm einen raschen, schrägen Blick zu. »Gibt es noch mehr solcher Kinder?«

Er zögerte, bevor er schließlich antwortete. »Nein. Aus verschiedenen Gründen kann ich jetzt nicht näher darauf eingehen. Es... ist noch nie zuvor geschehen.«

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, die Implikationen seiner Antwort waren zu überraschend. »Du meinst... unser Kind könnte das erste sein. Oder Rampas? Je nachdem, wer zuerst schwanger wird, Orona oder ich?« Sumpter nickte.

»Unser Kind wird nie erfahren, wie es da draußen war in meiner alten Welt, nicht wahr?« Ma-ah sprach langsam. »Ich habe es ja selbst fast vergessen. Ich glaube, ich will es auch vergessen. Es war so schrecklich. Aber bevor ich hierher kam, konnte ich ja meine Erfahrungen mit nichts vergleichen. Damals habe ich einfach alles akzeptiert, so wie es war.« Das Mädchen schwieg einen Moment, dann sagte es: »Vielleicht sollte ich irgendwann zurückgehen. Jetzt hätte ich zwar auf eine Weise Angst, wie ich sie früher nicht kannte. Aber vielleicht sollte ich es trotzdem tun.«

Sumpter starrte sie an. »Du hast einmal gesagt, du würdest fast alles tun, nur um hierbleiben zu können.«

»Ja, aber mir ist eingefallen, daß ich gar nichts über mein Erbe weiß. Ich nenne dieses Volk da draußen mein Volk.

Es sind kleine Gruppen, Stämme. Rampa und ich stießen manchmal auf sie, aber sie waren uns gegenüber mißtrauisch, und manchmal jagten sie uns sogar. Aber ihre Kinder werden jene Welt kennen, die in gewisser Weise so schrecklich ist. Und ich, ich habe jetzt fast Angst, weil ich so sicher und abgeschirmt bin. Mein Volk wird seinen Weg gehen, und ich werde einen anderen Weg gehen...«

»Du denkst doch nicht ernsthaft daran, von hier wegzugehen?«

»Wahrscheinlich hätte ich gar nicht den Mut. Aber ich möchte diese Welt gern wiedersehen.«

»Wenn du weggehst, würdest du alles verändern«, sagte er.

»Ach, warum bin ich nur auf diesen Gedanken gekommen? Er verdirbt so vieles.« Ma-ah war wütend.

»Ich fürchte, das, was ich über meine Ehrfurcht vor der Erde sagte, hat ihn ausgelöst«, versuchte Sumpter sie zu beruhigen. »Ich habe die Unterschiede hervorgehoben.« Plötzlich kam Ma-ah eine Idee. Ein Ausweg, ein Kompromiß schien gefunden. »Ich habe heute nacht etwas zu tun«, sagte sie. »Bitte frag mich nicht, was es ist. Ich muß es allein tun, und ich möchte nicht, daß du mir folgst, auch nicht, um mir zu helfen. Vielleicht hat das Traum-Tribunal mit dem Ganzen zu tun. Es hat mir klargemacht, wie verschieden wir sind, du und ich. Wie leicht du mit Dingen umgehst, die ich schwierig finde. Ich bin noch immer eine Außenseiterin in eurer Welt.«

»Aber unsere Welt existiert auf der Erde, nicht gesondert von ihr. Dies ist die Erde«, sagte Sumpter. »Sieh - Bäume, Getreide, Blumen - alles, was draußen ist, ist auch hier.«

»Aber vielleicht sollte ich durchmachen, was mein Volk durchzumachen hat - was immer es auch ist -, bevor es schließlich bei dem hier ankommt: euren Bauten und Pyramiden, diesem ganzen kultivierten Land. Vielleicht war ich mir näher, als ich halb verhungert war. Ich muß

tun, was ich tun muß, sonst würde auch mein Hierbleiben nicht funktionieren.«

»Du kannst nicht allein hinausgehen. Du kennst den Weg nicht...«

»Ich kenne ihn«, sagte Ma-ah. Sie wußte, er würde ihre Gedanken jetzt nicht lesen.

Sumpter sah sie einen Moment lang ruhig an. »Ich nehme an, du willst jetzt allein sein.«

Sie nickte. »Ich möchte nachdenken. Und ich will hier sitzen und eine Weile auf den Hof sehen.«

Da war nichts mehr, was er hätte tun oder sagen können. Er nickte ernst und ging.

Ma-ah wartete, bis die Sonne untergegangen war. Sie wollte, wenn möglich, vor Mitternacht zurück sein, wenn die Sprecher in ihren Traum-Körpern unterwegs waren. Sie hatte Angst, war aber fest entschlossen. Ob sie sich wohl gut genug an die einzelnen Mechanismen des außerkörperlichen Reisens erinnern würde, um das tun zu können, was sie vorhatte? Konnte sie die einzelnen Schritte ohne Sumpters Hilfe meistern? Konnte sie ihr Ziel klar festlegen, es sicher erreichen und wieder zurückkehren?

Sumpter würde nicht auf den Gedanken kommen, daß sie plante, ihrer alten Welt außerkörperlich einen Besuch abzustatten, da er sie noch nicht darin unterwiesen hatte, wie sie sich so weit von ihrer physischen Gestalt entfernen oder Zielorte anvisieren konnte. Ma-ah hoffte, genug aufgeschnappt zu haben, als sie ihn verschiedene Male darüber hatte sprechen hören. Sie runzelte die Stirn. Es war ihr nicht einmal bewußt, wie man den Körper verließ, aber unbewußt mußte sie es wissen. Und Sumpter hatte einmal erwähnt, daß sie sich unbewußten Wissens bedienen konnte, um an ein unbekanntes Ziel geführt zu werden.

Noch immer in Gedanken versunken, wanderte sie zu ihrem Privathaus zurück. Wenn man spontan den Körper

verläßt, regelten sich die Dinge oft von allein, dachte sie. Aber es konnten auch alle möglichen Halluzinationen auftreten, wenn der Körper noch schlief. Wenn sie aber, wie sie vorhatte, die Reise kontrolliert dirigierte, dann mußte sie selbst die Dinge tun, die bei einer spontanen Traum-Projektion automatisch für sie getan wurden. Ma-ah legte sich auf ihre Liege und schloß die Augen. Nur mit Willenskraft allein würde sie nirgendwo hinkommen, aber sie wollte auch nicht einschlafen und in einen Traum sinken. Also begann sie sich innerlich zu sagen: »Ich will hinaus, genau zu der Eingangsstelle, durch die ich diesen Ort betreten habe!« Es passierte nichts. Ich bin nicht klar genug, dachte sie. So versuchte sie es mit dem Satz: »Ich will draußen stehen, auf der anderen Seite der verborgenen Felsentür.« Gleichzeitig versuchte sie aus ihrer verschwommenen Erinnerung heraus die Stelle so deutlich wie möglich zu visualisieren. Plötzlich hatte sie das Gefühl, ihr Körper schaukle hin und her. Sie hörte merkwürdige Geräusche und Laute, die sich wie verdrehte oder rückwärts gesprochene Worte anhörten, und dann ein Brausen wie von Wind. »Bleib ruhig. Du mußt ruhig bleiben«, ermahnte sie sich, während das Geräusch immer lauter wurde. Woher kam es? Später würde sie Sumpter danach fragen. Der Wind wurde ein Brüllen, und die Schaukelbewegung wurde schneller. Dann ein plötzliches Schnappen im Hinterkopf, so daß ihr fast übel wurde...

Sie riß die Augen auf. Alles war still. Sie war draußen, es hatte funktioniert. Sie blieb erst einmal stehen und starrte. So viel und doch nichts. Das Gelände war mit stacheligen Büschen und trockenem, hohem Gras bewachsen. Es gab keine hohen Bäume, nur Felsen auf der einen Seite hinter ihr und Berge in der Ferne. In den Bergen waren Höhlen - sie und Rampa hatten oft genug in ihnen Schutz gesucht. Ihre Augen brannten - die Augen ihres Traum-Körpers, wie sie sich sagte. Ihr physischer Körper lag drinnen im

Haus auf der Liege. Sie und Rampa waren oft von einem Vollmond zum nächsten unterwegs gewesen, ohne auf irgendeinen Menschen ihrer Art zu stoßen. Warum hatten sie nie in einem der Stämme mit anderen Männern, Frauen und Kindern gelebt? So lange sie beide denken konnten, waren sie immer zusammen gewesen und für sich geblieben. Und dann so plötzlich - waren sie auseinandergegangen, nachdem die Sprecher sie gefunden hatten! Warum? Alles sieht so trübselig aus, dachte sie.

Zögernd ging sie ein paar Schritte und stellte fest, daß sie mühelos auf dem Boden blieb, wenn sie sich einfach sagte, daß sie es konnte. Wenn sie es aber vergaß, schwebte sie nach oben. Sie wollte aber gehen, die Erde unter ihren Füßen spüren. Sie blieb stehen. Irgend etwas machte sie falsch, denn sie konnte sehen und hören, aber nichts spüren. Nicht die Luft an ihrem Gesicht, nicht das Gras unter ihren Füßen.

Sie konzentrierte sich darauf, alle ihre Sinne einzusetzen, und fast sofort intensivierte sich alles. Es war, als ob sie sich in ihrem physischen Körper befände. Sie war zu Hause! Die Luft hatte nun einen anderen Duft, es roch stärker nach wilden Wurzeln und Büschen, aber wie seltsam - in der Luft lag auch Einsamkeit, ein Geruch von Warten... von Spannung. Sie schüttelte den Kopf, unfähig, ihre Gefühle in Worte zu fassen. Es war, als warte die Luft auf... Menschen. Einen Augenblick lang fühlte sich Ma-ah den Männern und Frauen nahe, die genau an diesen Ort kommen würden. Ein Gemurmel von Stimmen um sie herum, deren Ursprung unsichtbar blieb, so als sei sie von ihr unbekanntem Menschen aus anderen Zeiten umgeben, nahe genug, um sie zu berühren, doch durch eine unsichtbare Barriere von ihnen getrennt.

Es war, als ob sie... hier draußen... Menschen spüren konnte, die da waren, aber hier in diesem speziellen Fokus keine Gestalt hatten. Doch überall herrschte

Aktivität - wie schon immer um Rampa und sie herum Aktivität geherrscht und Stämme gelebt hatten, aber sie waren ihnen nie nahe genug gekommen... nie... Ma-ah fühlte sich einer persönlichen Offenbarung ganz nahe, und sie bekam Angst und war zugleich überaus erregt. Doch ein anderer Teil von ihr blieb völlig gelassen und wartete darauf, daß ihre unwissenden Aspekte allmählich verstanden.

Ich bin draußen, dachte sie. Wie einsam Rampa und ich doch gewesen sind, als wir hier lebten. Nie haben wir uns über unsere Isolation Gedanken gemacht, wir haben sie einfach hingenommen. Nun zitterte sie: Wer sind meine Leute? Woher sind Rampa und ich gekommen? Warum kann ich mich nicht erinnern? Und dieses Draußen, wie weit erstreckte es sich? Wir sind nie weit unterwegs gewesen. Die Siedlung der Sprecher hatte klare Grenzen. Wie kommt es, daß Rampa und ich uns in der Vergangenheit nie darüber Gedanken gemacht haben? Oder haben wir es? Wußten wir es und haben es nur vergessen?

Wind kam auf. Ein sanfter Wind, doch auch er brachte Gerüche mit sich, die sie nicht einordnen konnte. Wie seltsam, dachte sie. Sie sah zum Himmel auf und schnappte unwillkürlich nach Luft. Sie war vom Himmel gekommen! Sie wußte es, sie hatte das Ziehen in ihrem Bauch spüren können, während sie von hoch oben durch die Wolken heruntergekommen war.

Aber das war doch völlig unmöglich. Menschen stiegen nicht vom Himmel. Zunächst dachte Ma-ah, sie sei einfach verwirrt, aber ihre Gedanken waren klar, ihr Verstand funktionierte. Dieses seltsame Gefühl hielt jedoch an: Sie war heruntergekommen...

Sie war in irgend so etwas wie einem runden Vogel mit offenen Augen auf allen Seiten, sie war aus... einer großen Siedlung... hoch über den Wolken in einem Vogel

aus Metall heruntergekommen, der sich aus irgend etwas anderem gelöst hatte...

Und dieser Ort, an dem sie nun stand, war anders... und doch derselbe. Sie wußte es. Und plötzlich schwebte Ma-ah, und ihr Bewußtsein fluktuierte. Ab und zu sah sie die Erdoberfläche... dann einen Tunnel, der in die Erde hinein führte... Ein kleiner Hund rannte zerfallene dunkle Stufen hinab. Ihr war schwindlig. Wo bin ich und wo ist mein Körper? Dann sah sie jemanden, der wie Sumpter aussah. Sie rief innerlich nach ihm, aber es war nicht Sumpter.

Das mußte aufhören. Es ergab keinen Sinn. Jetzt trat sie aus der geheimen Pyramidentür, aber die Pyramide war nicht mehr so hoch wie zuvor, der Hügel darunter war verschwunden. Sie befand sich wieder in der Siedlung der Sprecher. Vor Erleichterung fing sie fast zu weinen an. Dann hielt sie den Atem an. Alles war falsch. Die Hälfte der Gebäude war verschwunden oder eingefallen oder... einfach nicht richtig.

Ma-ah setzte sich auf.

Setzte sich auf?

Wer setzte sich auf?

Alles war verschwommen. Proteus war erschrocken. Er hatte die Zeichnungen im Hof, die Laute von sich gaben, untersucht; ihm war schwindlig geworden, oder er war für einen Moment eingenickt - er war sich nicht sicher -, dann setzte er sich auf.

Und alles sah falsch aus. Er versuchte aufzustehen, konnte aber nicht. Was war passiert? Die Siedlung der Sprecher lag in Ruinen. Ein unaussprechliches Bedauern und so tiefe Traurigkeit erfüllten ihn, daß ihm buchstäblich übel wurde.

Doch gleichzeitig dachte er: Was ist los mit mir? Ich weiß doch, daß das Ruinen sind. Und warum habe ich Sprecher statt Deuter gesagt? Doch ganz gleich, was er zu sich sagte - oder dieser andere Teil von ihm, der über die

Ruinen so überrascht war —, er blieb überwältigt von Verwirrung und tiefster Trostlosigkeit.

Und der Teil von ihm, der so verwirrt war, sagte: Natürlich, die Sprecher haben mir gesagt, wie ich hierher gelange, nachdem ich vom Himmel heruntergekommen bin.

Deshalb wußte ich es!

Und Proteus sagte zu sich: Was rede ich da? Die Deuter haben mich hierher dirigiert, nachdem ich den Himmelslift verlassen hatte, aber was soll das? Und warum habe ich schon wieder Sprecher statt Deuter gesagt? »Ich streite mit mir selbst«, sagte er laut.

Ma-ah schaltete ihre Gedanken ab. Sie war wieder in ihrem Körper, und jemand anders steckte noch darin - zumindest waren fremde Gedanken in ihm, die nicht die ihren waren. Ein äußerst merkwürdiges Gefühl. Oder hatte jemand ihren Körper woanders hingebacht? Denn was sie sah, stimmte ganz und gar nicht. Oder war ihr Bewußtsein einfach verwirrt? Sie starrte- die Ruinen waren immer noch da. Hatte sich eine Katastrophe ereignet, während sie außerhalb ihres Körpers unterwegs gewesen war? Aber nein - das hier waren sehr alte Ruinen, keine neuen.

Aber natürlich sind das alte Ruinen, dachte Proteus ärgerlich. Das ist ja das Faszinierende - die alten Ruinen und das Zeichen auf der Kachel.

Die Kachel, dachte Ma-ah, wo ist die Kachel mit meinem Zeichen drauf?

Proteus schüttelte den Kopf. Warum will ich denn bloß diese blöde Kachel noch mal ansehen? Sie hat mich eh schon völlig verrückt gemacht.

Da ist sie. Dann muß das der richtige Ort sein, dachte Ma-ah. Aber ich habe doch meinen Körper auf der Liege gelassen...

»Fenster! Fenster!« rief Proteus.

Fenster hatte in der Nähe gearbeitet. Er hörte Proteus rufen und kam herbei gerannt.

»Irgend etwas ist passiert. Ich weiß nicht, was... Ich weiß nicht, ob ich zwischen mir selbst und dem, was ich bekomme, unterscheiden kann...«

Fenster hockte sich nieder und nickte, aber er war alarmiert. In Proteus' Augen war ein untypischer Ausdruck, so als spiegelten sie eine völlig andere Persönlichkeit. »Proteus...«

»Hör zu«, sagte Proteus. »Ich will etwas versuchen... aber es ist sehr schwierig... hör zu und sieh, ob ich es schaffe.«

Er schwieg so lange, daß Fenster noch besorgter wurde, und sagte dann schließlich: »Deuter ist ein anderer Name für Sprecher. Dies war ihre... Siedlung. Dieser Ort ist auf eine seltsame Weise innen... die ich nicht verstehe... Es gibt einen inneren Weg hierher neben dem Weg, den ich gekommen bin... kein physischer Weg, aber ein wirklicher Weg - Oh, ich weiß nicht, ob ich so weiterkomme... Das Zeichen wurde in ferner Vergangenheit in die Kachel eingeritzt... Nein, es war vor drei Tagen«, sagte Proteus mit einer völlig anderen, einer... weiblichen Stimme. Fenster rückte näher heran. »Proteus?« fragte er.

»Ich bin Ma-ah«, sagte die Stimme. »Wo bin ich? Ich habe mein Zeichen vor ein paar Tagen in diese Kachel eingeritzt. Wer bist du? Du siehst aus wie Fenster...«

Wie Fenster? dachte Proteus irgendwo weit im Hintergrund. In seinem Traum hatte es einen Mann gegeben, der wie Sumpter ausgesehen hatte. Und der Name Fenster klang vertraut. Er versuchte zu sprechen, aber diese merkwürdige Stimme sprach an seiner statt von anderen Dingen, und er schien keine Kontrolle über seine Stimmbänder zu haben.

»Bleib ganz ruhig«, sagte Fenster. »Sprich langsam.« Proteus gelang es schließlich, wieder die Kontrolle zu übernehmen. »Wer hat das gesagt?« fragte er benommen. »Habe ich das gesagt?« Dann wieder diese Stimme, laut: »Das hier sind Ruinen! Was ist passiert?«

»Alles kommt in Ordnung«, sagte Fenster. Er rückte noch näher an Proteus heran und spürte nun ganz deutlich Ma-ahs Präsenz in ihm. »Entspannt euch beide für einen Augenblick«, sagte er. »Sortiert mal eure Gedanken auseinander. Macht euch keine Sorgen.«

Proteus holte tief Luft, seine-ihre Augen auf Fensters Gesicht gerichtet.

»Was für ein Jahr haben wir?« fragte Fenster.

»Oktober 2254«, antwortete Proteus.

»Du bist der Junge aus meinem Traum!« rief Ma-ah. »Wo bist du? Ich kann dich nicht sehen.«

»Fenster, was geht hier vor?« fragte Proteus.

»Das ist Sumpter«, rief Ma-ah und fügte dann wie verloren hinzu: »Du siehst aus wie er, aber du bist die falsche Version...« In ihrer Stimme schwang Panik.

Fenster reagierte schnell: »Hör zu. Alles kommt in Ordnung. Du kannst dorthin zurück, wo du hingehörst. Du bist am falschen Ort. Jetzt warte einen Moment und hör zu.«

Seine Stimme, die Sumpters so sehr ähnelte, nahm Ma-ahs Aufmerksamkeit gefangen. Sie versuchte ihre Gedanken und Eindrücke so gut wie möglich zu ordnen.

»Proteus, sei auch du einen Moment still, damit ich helfen kann«, sagte Fenster. »Ich heiße Fenster, weil ich Dinge sehen kann, die in anderen Zeiten oder an anderen Orten geschehen. Aber du, Proteus, mußt auch so etwas wie ein psychisches Fenster sein. Oder anders herum gesprochen, Ma-ah ist eins. Proteus, sei du diesmal still und laß Ma-ah sprechen, wenn ich Fragen stelle. Wulst du das versuchen?«

Proteus nickte benommen.

»Ma-ah, du bist irgendwie in eine andere Realität gelangt«, erklärte Fenster. »Ich würde gerne viel über deine eigene Realität erfahren, aber ich mache mir auch Sorgen um meinen Freund hier. Es ist eine knifflige Situation. Ich möchte, daß du dich sehr stark auf den Ort

konzentrierst, an den du gehörst. Stell ihn dir ganz intensiv vor, und du wirst sicher dorthin zurückkehren.

Jetzt folge meinen Anweisungen. Stell dir deutlich vor, wo du hingehen willst.«

«Ich fühle mich taumelig...« rief Proteus. »Oh - es ist verschwunden. Sie ist verschwunden?«

»Bist du in Ordnung?«

»Ich denke schon. War da wirklich jemand?«

»Wir werden später darüber reden. Bist du sicher, daß alles in Ordnung ist?«

»Ich bin nur ein bißchen zitterig.«

»Das bin ich auch«, sagte Fenster. »Du schienst tatsächlich zwei verschiedene Personen zu sein, und das Mädchen gab ein paar faszinierende Antworten - oder du, indem du für sie sprachst.«

»Sie lebt hier, in der Vergangenheit- an diesem Ort, wie er einmal war.« Proteus war von Ehrfurcht erfüllt.

»Oder vielleicht ist sie... eine Personifikation«, sagte Fenster. »Nein, das ist eine rationale Erklärung, aber keine wirkliche Antwort. Und doch muß da eine Verbindung bestehen. Kein Wunder, daß Geschichte sie als Bedrohung empfand.«

»Fast hätte ich ihr... folgen können«, sagte Proteus.

»Jedenfalls hatte ich das Gefühl, es sei möglich, aber im Moment hätte ich wohl zu viel Angst davor. Jetzt scheint mir, sie liegt auf einer Liege und öffnet die Augen.«

Der ihr vertraute Raum war da. Ma-ah sah sich um. Sie war in ihrem Körper, zitternd vor Erleichterung. Ihr wirklicher, wunderbarer physischer Körper! Lachend und weinend umarmte sie sich selbst. Und wenige Minuten später war sie erschöpft in tiefen Schlaf gefallen.

Kapitel 24

Diskussion zwischen den Leben, wobei Lydia nicht glaubt, daß sie tot ist, aber Cromwell weiß es

Zufrieden putzte Lydia ihre Sonnenbrille, setzte sie wieder auf und zündete sich eine Zigarette an. Lawrence saß am Steuer.

»Du mußt mir glauben«, sagte Lawrence einigermaßen verzweifelt. »Ich habe schon beim Picknick versucht, es dir beizubringen. Wir sind beide tot. Das alles hier- die Straße, die Landschaft, das Wohnmobil - ist eine Halluzination. In, nun in tieferer Hinsicht existiert es nicht. Es ist nicht real.«

Lydia tätschelte Grünfeld. »Und Grünfeld? Er ist wohl auch tot, was?« Es machte ihr Spaß, Lawrence ein bißchen zu ärgern.

»Nein, Grünfeld, der echte Kater, ist nicht tot. Vielmehr, ich weiß es nicht. Vielleicht ist er inzwischen gestorben. Ich weiß noch nicht genug, um etwas über den irdischen Zustand dieses Katers aussagen zu können.«

»Da bin ich aber froh, daß du das zugibst. Was soll das Ganze eigentlich? Ist das eine neue Philosophie, die du irgendwo aufgeschnappt hast? Sie hat was, das muß ich sagen. Noch nie habe ich etwas gehört, das so...«

»Lydia, du mußt mir glauben«, sagte Lawrence.

»Warum starrst du immer auf die Straße, wenn das Wohnmobil eine Halluzination ist?« fragte sie.

»Gewohnheit. Reine Gewohnheit.«

»Na gut, ich will mich mal aus reinem Spaß am Diskutieren darauf einlassen. Aber wenn all das hier nicht real ist und du das weißt, dann würdest du auch nicht daran glauben, und alles würde verschwinden. So funktionieren Halluzinationen doch, oder?«

»Ich glaube nicht daran!«

»Pscht. Schrei mich nicht so an, Larry. Ich hab dich noch nie so hitzig gesehen oder erlebt, daß du mich anbrüllst, schon gar nicht wegen irgendeiner philosophischen Streitfrage.«

»Aber du glaubst daran!« rief er. »Und so lange du das tust, geht das alles hier immer weiter. Außerdem erhält dieser alte Mann, Überseele Sieben, das hier auch für dich aufrecht.«

»Wirklich reizend von ihm!«

Lawrence fuhr schweigend weiter. Nach einer Weile sagte er: »Du weißt doch, daß du wieder jung geworden bist. Schau in den Spiegel. Du siehst aus wie dreißig.

Wenigstens das sollte dich doch überzeugen.«

»Wieder so etwas. Wie kommst du auf den Gedanken, daß ich, wenn ich tot bin, lebendiger und jünger werde? Wenn ich tot wäre, wäre ich eine Leiche und würde gar nichts werden. Ich würde auch nicht träumen, falls du gedenkst, das als nächstes vorzubringen.«

»Du träumst nicht.«

»Natürlich nicht!«

Er stöhnte,

»Ich verstehe nur überhaupt nicht, was hier passiert«, sagte Lydia. »Das gebe ich zu. Und wie kommt es, daß du noch immer aussiehst wie fast sechzig?«

»Damit du mich erkennen konntest,«

»Ehrlich, Larry. Das ist nun wirklich albern. Du bist doch nicht krank, oder?«

»Wär's ein Wunder, wenn ich' s war? Lydia! Ich bin nicht krank, ich bin tot! Noch nie in meinem Leben bin ich einer so starrköpfigen Person begegnet.«

»Ehrlich, Lawrence, allmählich hab ich genug davon. Ich verstehe dich einfach nicht. Wenn wir, wie du meinst, tot sind, dann beweise es.«

»Gut, ich werde es dir beweisen.« Er stellte sich vor, jung zu sein, bemühte sich, sich daran zu erinnern, wie er

einmal ausgesehen hatte. Lydia stieß einen Schrei der Überraschung aus.

»Du hast es geschafft, genau wie ich. Du siehst phantastisch aus. O Larry, auf was sind wir denn da gestoßen? Wenn das die Wissenschaftler mitkriegen, werden wir berühmt.«

Lydias Ton überrumpelte ihn, dann wurde ihm klar, daß ihr Bewußtsein noch nicht wieder ganz... intakt war. Ihr Verstand funktionierte noch nicht voll. Vielleicht, weil sie Angst hatte, die Wahrheit zu entdecken. Und die Wahrheit lief ihrer Vorstellung von der Natur der Realität zuwider. Auch für Lawrence war das alles ziemlich neu. Er versuchte, der Sache auf den Grund zu kommen.

»Was essen wir heute mittag?« fragte Lydia.

»Ich denke, alles, was wir wollen, wird sich im Kühlschrank finden«, antwortete er trocken.

»Na wenn Halluzinationen so funktionieren, dann bin ich sehr dafür. Ach Larry, ich wollte deine Gefühle nicht verletzen. Aber hier neben einem Mann im Auto zu sitzen, der davon überzeugt ist, tot zu sein, ist etwas ganz Neues. Du hattest ja schon früher einige merkwürdige Ideen, aber...«

»Wir sind lebendig und doch tot.«

»Gut, das ist eine weitaus hübschere Vorstellung, das muß ich sagen... « Sie streichelte den Kater. »Grünfeld, du schnurrst laut genug für zwei Katzen, tot oder lebendig.«

»Kannst du dir vorstellen, wie man sich fühlt, wenn man durch eine halluzinierte Landschaft fährt und seiner Liebsten beizubringen versucht, daß sie tot ist?« fragte Lawrence.

»Larry, du mußt zugeben, daß sich das ziemlich phantastisch anhört. Man könnte allerdings eine großartige Kurzgeschichte daraus machen... Du machst doch Witze, oder?«

»Lydia, was würde wohl deiner Meinung nach passieren, wenn du, nun, wenn du wieder in dieses Altersheim zurück müßtest? Sag ehrlich!«

»Was für ein Alptraum. Was für eine grauenhafte Idee.« Lawrence erinnerte sich plötzlich, wie die Dinge funktionierten oder zu funktionieren schienen. Wenn die Vorstellung, jung zu sein, dich jung macht, dann muß die Vorstellung an... Er konzentrierte sich auf Lydia als alte Frau im Altersheim und auf das, was es für sie bedeutet haben mußte. Er versuchte sich vorzustellen, wie es gewesen war...

Sie gingen den Flur entlang.

»Lawrence!« Lydia griff nach seiner Hand. »Was geschieht hier?«

Er sah sich um. Gut, zumindest war er das Wohnmobil losgeworden. Vielleicht werden Erinnerungen an das Altersheim Lydia dazu bringen, sich der Wahrheit zu stellen, dachte er. »Das ist das Heim, in dem du als alte Frau warst«, sagte er. »Hab keine Angst. Das ist jetzt alles vorbei.«

»Ich habe keine Angst. Ich bin verrückt. Was ist mit dem Wohnmobil passiert?« Sie hielt inne. »Diese Schwestern da, die kenne ich doch. Das ist Mrs. Einzig. Sie redet mit Süßes junges Ding.«

»Siehst du, es wird dir alles wieder einfallen«, sagte er.

»Und wenn ich nicht will?« erwiderte Lydia trotzig. »Ich bin jetzt jung, und ich werde jung bleiben.«

»Das kannst du. Du bist es.«

»Sprich nicht in diesem Ton mit mir, Larry, und schon gar nicht in aller Öffentlichkeit. Was hast du überhaupt vor?« Lydia schwieg einen Moment. »Jetzt fällt mir gerade etwas ein. Ein alter Mann. Er heißt Cromwell. Ich glaube, ich sehe mal nach ihm. Geh nicht so schnell. Ob ich wohl mit den Schwestern sprechen sollte? Sie werden mich natürlich nicht wiedererkennen, jetzt, wo ich so jung bin.«

Lawrence schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, zu argumentieren. Die beiden Schwestern unterhielten sich, ohne Notiz von Lydia und Lawrence zu nehmen, die an ihnen vorbeigingen. »Sie haben nicht einmal genickt«, bemerkte Lydia. »Man konnte meinen, sie haben uns gar nicht gesehen.«

»Haben sie auch nicht«, sagte Lawrence. »Liebling, wir sind Gespenster.«

Lydia starrte ihn an. Er hatte sich auf ein bestimmtes Alter eingependelt und sah nun aus wie achtundzwanzig. Sie fühlte sich so ausgelassen und glücklich, auch über ihn, und da redete er all diesen Unsinn. »Hier versuche ich nun herauszufinden, was eigentlich passiert, und du redest nur all diesen Schwachsinn übers Totsein. Jetzt hör endlich auf damit oder komm nicht weiter mit. Du wirst Cromwell endgültig verstören. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er schon konfus genug.«

»Ich werde still sein«, sagte Lawrence.

»Das hört sich schon besser an.« Lydia grinste und betrat beschwingt den Gemeinschaftsraum,

Dann schnappte sie nach Luft. Der zahnlose Cromwell sah einfach fürchterlich aus. »O Larry«, entfuhr es ihr. Lawrence schwieg. Er hielt sie nur fester am Arm. Die Patienten saßen die Wände entlang aufgereiht in ihren Rollstühlen. Einige waren wie Cromwell festgeschnallt. Cromwells Gesicht war eingesunken. Er hatte seine Schuhe und Socken ausgezogen und nun gar keine Zähne mehr. Der Fernseher lief: irgendein Ballspiel, kaum zu erkennen.

Der Reporter kommentierte das Spiel. Eine alte Frau schnarchte laut. Sie saß ganz ordentlich in ihrem Rollstuhl und hatte einen schmierigen Schokoladenkeks in der Hand.

»Die alte Frau dort kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte Lydia. »Diesen Traum hatte ich schon einmal.«

»Tatsächlich?« Lawrence verkniff sich ein Lächeln. Vielleicht konnte er sie jetzt von der Wahrheit überzeugen. Vielleicht würde sie es endlich glauben, und sei es nur, um aus diesem Heim herauszukommen.

»Was ist denn das für ein Krach?« fragte Lydia. »Man kann ja nicht mal die eigenen Gedanken mehr hören.« Er lauschte. »Trommeln, Singen, eine fürchterliche Band...«

»Ach«, sagte sie. »Der Gottesdienst der Heilsarmee! Da bin ich Gott sei Dank nie hingegangen, verrückt oder nicht.«

»Wann bist du da nie hingegangen?« fragte Lawrence.

»Na, am Sonntag, wenn sie ihn abgehalten haben.«

»Das habe ich nicht gemeint, wie du weißt.«

»Ach sei still. Weiß ich, was du meinst.« Lydia blieb stehen.

Ein junger Mann saß auf dem Fensterbrett und las. Er hatte rotes Haar und trug einen grünen Filzhut. Sieht irgendwie dumm, aber nett aus, dachte Lydia. Sie stieß Lawrence in die Rippen. »Ich frage mich, wer das ist. Er benimmt sich nicht wie ein Besucher, und ganz sicher ist er auch kein Pfleger.«

Eine junge Frau erschien. Sie wirkte erregt, fast wütend, und noch bevor Lawrence oder Lydia irgend etwas sagen oder tun konnten, verschwand sie durch die Tür und in die Halle. Sie folgten ihr. Die blecherne Band war hier noch lauter zu hören, und ihre »Musik« drang offensichtlich aus einem offenen Raum am anderen Ende der Halle. Die junge Frau stand im Türrahmen und sah hinein. Fast unverschämt. Dann schrie sie wütend: »Lausiges Getröte. Könnt ihr um Gottes willen nicht Schluß machen und nach Hause gehen? Diese armen alten Leute - ihr würdet sie zum Wahnsinn treiben, wenn sie nicht schon verrückt wären!« Die Band spielte unbeirrt weiter. »Idioten!« schrie die Frau und kam zurück. »Ist das nicht der Gipfel?«

wandte sie sich an Lydia. »Wer bist du denn eigentlich. Du gehörst nicht hierher.«

»Ich bin Lydia...«

»Lydia! Was um Himmels willen machst du denn wieder hier?«

»Ich weiß nicht recht. Ich kann mich nicht erinnern, Ihnen schon begegnet zu sein.«

»Hat dich Twiety nicht erreicht?«

»Twiety?«

Die junge Frau wandte sich an Lawrence. »Hören Sie, sie hat hier nichts zu suchen. Und ich weiß auch nicht, was Sie hier tun.«

»Das ist etwas schwierig zu erklären«, sagte Lawrence.

»Cromwell!« rief die Frau. »Komm doch mal her.«

Lydia sah hinüber zu Cromwells Körper, der sich nicht rührte. Der junge Mann blickte von seinem Buch auf.

»Was ist los? Ich lese.« Er kam herüber und tippte, als er Lydia sah, grüßend an seinen Hut.

»Es ist deine alte Freundin Lydia, ob du's glaubst oder nicht«, sagte die Frau. »Denk ich zumindest. Und sie hat nicht die geringste Ahnung, was eigentlich los ist. Laß dir was einfallen.«

Cromwell lächelte, als er Lydia plötzlich erkannte. »Aber natürlich! Ich war so vertieft, daß ich gar nicht darauf achtete. Ich merkte nur, daß ein paar Leute hereinkamen, unsere Art von Leuten, meine ich.« Er bückte Lydia an.

»Aber du hattest dich schon einmal in dein jüngeres Selbst verwandelt, als wir zusammen außerkörperlich unterwegs waren. Tut mir leid, daß ich dich nicht gleich erkannt habe.«

»Aber ich...« begann Lydia.

Er unterbrach sie lächelnd. »Phantastisch, dich wiederzusehen. Ist dieser Herr ein Freund von dir? Wir sind die einzigen, die noch von der - na ja - alten Mannschaft übrig sind!«

»Alte Mannschaft?« fragte Lydia.

»Sie weiß nichts«, sagte Lawrence bedeutsam.
»So, sie weiß nichts?« Der junge Mann grinste. »Du willst dich also nicht erinnern, was?« wandte er sich an Lydia und lachte.

»An was erinnern?« Lydias Ton war scharf. »Bist du Cromwells Enkel oder was? Es ist nicht gerade nett, sich so zu benehmen angesichts der schrecklichen Verfassung, in der er sich befindet.«

»Da hast du vollkommen recht«, sagte der Rotschopf fröhlich. »Er kann nicht mal mehr durch die Zähne spucken.«

Lydia war schockiert. Und plötzlich fühlte sie sich sehr müde.

»Wie lange willst du dir noch was vormachen?« fragte der junge Mann. »Schau her.«

Er grinste sie an, ging hinüber zu Cromwells altem Körper - und verschwand in ihm. Cromwell Öffnete die Augen. Mehr war nicht nötig. Lydia rannte zum Fenster und weinte. Vor ihrem geistigen Auge sah sie sich und Cromwell, zwei senile alte Leute, die in der Luft schwebten und auf die Spaziergänger und Bänke hinunter sahen. Und es fiel ihr alles wieder ein.

»Was für ein mieser Trick«, keuchte sie, als sie wieder sprechen konnte. »Ich hätte mich dem doch gestellt. Es ist einfach so unglaublich!«

»Du bist unglaublich dickköpfig«, sagte Lawrence, Cromwell, der junge Cromwell, schlenderte durch den Raum. »Wenigstens bist du sicher tot«, sagte er. »Wir studieren und lernen, aber durch den Teil mit dem Tod müssen wir noch durch.«

»Und all diese Idioten da draußen, die vom Himmel und ewiger Seligkeit grölen«, bemerkte die junge Frau.

»Übrigens, Lydia, Erinnerst du dich jetzt an mich? Ich bin Mariah- da drüben - die alte Dame mit dem Keks.«

»Ach!« rief Lydia. »Und mein Körper, wo ist der denn? Er muß begraben worden sein.«

»Nein. Verbrannt«, sagte Lawrence. »Meiner auch. Wir hatten das vorher so beschlossen.«

»Normalerweise mußt du warten, bis du deinen Körper wirklich satt hast«, sagte Mariah. »Ich meine, bis er in einem Zustand ist, in dem er nicht mehr funktioniert. Siehst du meinen Körper da drüben? Er ißt immer noch gern. Ich meine, er will immer noch... und bis zu einem gewissen Punkt hat auch ein Körper seine Rechte.«

»Meiner wehrt sich«, sagte Cromwell. Da stand er, sehr lebendig und schmuck, und starrte seinen Körper an. »Ich habe zweimal versucht, abzukratzen, aber er hat all seine Kräfte mobilisiert und kam durch. Das muß man schon irgendwie anerkennen. Ich muß halt warten, bis er mürbe ist. Und zu seiner Zeit war er ein großartiger Körper.«

»Ich bin einfach gleich ganz gegangen«, sagte Lawrence. »Ich dachte immer, jeder macht das so. Aber nein, es war ein Irrtum. Lydia wußte es ja nicht einmal, als sie starb. Ich wußte es schon. Ich empfand, glaube ich, ein kurzes Bedauern, als ich meinen Körper auf der Parkbank zurückließ - mit Lydias Hilfe. Ich wußte, daß ich in ihm nicht alt oder ich nicht alt werden wollte. Aber jetzt denke ich doch, es steckte noch sehr viel Vitalität in ihm. Ich hatte aber meinen Entschluß gefaßt, halb ohne es zu wissen. Das machte wohl den Unterschied aus.«

»Stirb und lerne«, sagte Mariah grinsend. »Aber mal im Ernst, Lydia. Twiety hat nach dir gesucht.«

Cromwell unterbrach sie. »Ich habe versucht, dir zu helfen, als du starbst, Lydia, aber du hast mich nicht gelassen.«

»Das ist schon in Ordnung«, antwortete Lydia. »Aber wer ist Twiety?«

»Ich weiß nicht«, sagte Mariah. »Vielleicht hat sie etwas zu tun mit... nun, dem Unterricht, an dem wir teilnehmen. Wir verstehen so ziemlich, was hier geschieht, und wir helfen anderen Leuten, wenn sie anfangen, sich von ihrem Körper unabhängig zu machen, so wie Cromwell versucht

hat, dir zu helfen. Nun sind wir uns ziemlich sicher, daß der Unterricht in einer Hinsicht eine Halluzination, in anderer Hinsicht aber real ist. Was wir lernen, ist jedenfalls sehr real. Wir denken, daß der Raum, die Lehrer und so weiter vielleicht nur Bilder oder Hifsprojektionen sind, damit wir verstehen.«

»Aber Tatsache ist, daß wir darüber entscheiden, ob wir wiedergeboren werden wollen, und wenn ja, unter welchen Umständen«, sagte Cromwell. »Und wir lernen auch, daß wir nicht alles mit dem Intellekt erfassen können.«

»Du klingst tatsächlich gebildeter als früher, drückst dich auch gewandter aus«, sagte Lydia.

»Auf deine Weise warst du ein bißchen snobistisch«, konterte Cromwell.

»Das stimmt wohl«, seufzte Lydia.

»Wie auch immer, du solltest jetzt besser Twiety finden. Sie kam her, als du noch hier warst. Einmal habe ich versucht, es dir zu sagen«, sagte Mariah.

»Ich erinnere mich an eine Stimme, die ich kurz hörte...« Lydia hielt inne, dann fragte sie: »Aber Cromwell, warum laßt dich dein Körper nicht, wenn du... sterben möchtest?«

»Oh, er würde schon, wenn es mir wirklich ernst damit wäre. Aber die Zellen sind noch lebendig, und einige seiner Teile arbeiten noch hervorragend. Und um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, mein Körper ist sehr erleichtert und zufrieden, wenn ich draußen bin und ihn nicht die ganze Zeit belästige. So lange ich beschäftigt und glücklich bin, sollte ich ihm die Zeit gönnen.«

»Auch der Körper verändert sich«, sagte Mariah, »Gott sei Dank. Die Zellen und das Bewußtsein in ihm. Körper wollen auch ihre Erfüllung. Seltsam, sogar der meine, der die ganze Zeit diese widerlichen Schokoladenkekse verspeist. Ich habe es gespürt, dieses Verlangen, wieder zur Erde zurückzukehren, zur Abwechslung ungebunden, frei, alles zu sein, ich meine, sich einfach zu zerstreuen...

Und die Vitalität von Körpern ist erstaunlich. Die Körper, die wir jetzt haben, sind natürlich großartig. Sie altern nicht - und sie steigern unseren Respekt vor dem physischen Körper, vor allem dem Streß, den er durchmachen muß.«

»Ich glaube, ich fange gleich zu weinen an«, sagte Lydia.

»Ich weiß nicht mal, wo der meine ist.«

Lawrence grinste. »Roger hat die Asche in einem Mayonnaiseglas verwahrt. Ich weiß nicht, wie er das fertiggebracht hat.«

»Larry, das ist ja schrecklich. Bevor ich irgend etwas anderes unternehme, werde ich dieses Glas aufmachen und die Asche rauslassen, sie irgendwo verstreuen, wo sie frei sein kann. Ach, und ich konnte Mayonnaise noch nie leiden...« Sie unterbrach sich. »Wenn ich lebendig bin, obwohl ich gestorben bin, dann muß ich ja eine Seele haben. Und ich dachte immer, das sei alles Humbug...«

»Hör dir diesen Krach an!« rief Mariah.

Der Gottesdienst näherte sich seinem Höhepunkt. Gerade als Mariah Lydia unterbrochen hatte, hob die Band mit lautem Getöse und falschen Tönen zum »Näher mein Gott zu dir« an.

Lydia bückte finster. »Das ist es, was ich meine«, sagte sie. »Dieses... Zeug!«

In dem Moment, als Lydia gesagt hatte: »...dann muß ich ja eine Seele haben«, war auch Überseele Sieben erschienen. Und nun drehte sich Lydia um und entdeckte ihn. In seinen Augen sah sie alle ihre Erinnerungen seit dem Tag ihrer Geburt als Lydia. Sie wußte, wer sie war, und wer Sieben war. Sie sah die Liebe und die Ordnung, die aller Tage Grund gewesen waren. Und das Altersheim und Lawrence und Mariah und Cromwell verschwanden.

Kapitel 25

Lydia trifft Twiety, debattiert mit Überseele Sieben den Sinn des Lebens und wählt ihre zukünftigen Eltern aus

Zärtlich, ja mit der Zärtlichkeit eines Experten, betrachtete Josef Bianka, die neben ihm lag und ihm den Rücken zuwandte. Noch vor einer Weile war ihm ihr Körper nichts als reiner Genuß gewesen (hmmmmm, er lächelte). Aber dann, irgendwann und irgendwie war es ihr Körper geworden, ein natürlicher, freudvoller Ausdruck ihres...
Biankaseins, so daß er zuweilen fast verlegen wurde (ausgerechnet er!), wenn er sie berührte.

Sie schlief. Er war aus einem seiner Träume mit dem alten Mann erwacht, wieder einmal einer dieser lebhaften Träume, in dem eine Menge Leute im Hof seines Gemäldes versammelt waren. Er strich mit den Fingern über Biankas glatten, nackten Rücken. Wie lebendig ihr Fleisch war, die Adern wie unterirdische Flüsse - der Körper eine Landschaft - eine Landschaft aus Fleisch. Er konnte versuchen, sie aus dieser Perspektive zu malen.

»Mmmmmm«, machte Bianka.

»Du gehst besser in dein Zimmer«, sagte er. »Schließlich ist heute unser Hochzeitstag. Wenigstens hat dieses Versteckspiel dann endlich ein Ende.«

»Mmmmm.« Sie räkelte sich schläfrig und verführerisch und nicht im geringsten besorgt. Am liebsten hätte sie laut aufgelacht, wagte es aber nicht. »Keine Sorgen mehr nach dem heutigen Tag«, sagte sie. »Kannst du dir Jonathans Gesicht vorstellen, wenn er uns erwischt hätte, sogar jetzt noch?«

»Schrecklich. Komm, steh auf. Beeil dich und verschwinde in dein Zimmer.«

Sie erhob sich langsam, streckte und bog sich in der ihr eigenen Art, die ihn immer so erregte. »Das sollte ich wohl. Ja, ich werde mich beeilen.«

Gott, war sie herrlich. Ihm wurde warm. Sein Glied begann zu schmerzen, angenehm. Aber erwischt zu werden, die Familie in letzter Minute zu verärgern, nach all diesen quälenden Heimlichkeiten... »Ach, die lassen dich doch heute, an unserem Hochzeitstag, lange schlafen, oder? Die wecken dich doch jetzt noch nicht.«

Sie wandte sich um. »O nein, ich verschwinde besser. Mein Haar muß noch frisiert werden, und ich muß Mutter helfen. Es muß noch mehr Butter geschlagen werden. Obwohl, davor könnte ich mich vielleicht drücken... Und überhaupt, wenn Jonathan uns jetzt erwischt...«

Er stöhnte glücklich, packte ihren Arm und zog sie zurück aufs Bett, während sie versucht und willig, verwirrt und unwillig zugleich aussah.

Auch sie stöhnte und schloß die Augen. Sie liebte ihn, und sie liebte das Spiel. O Josef! Und wieder hätte sie gern laut los gelacht, denn die ganze Familie wußte Bescheid. Wie konnte er nur glauben, daß sich das alles vor ihnen verheimlichen ließ. Wenn sie sich auf Zehenspitzen vorsichtig von ihrem Zimmer den Flur entlang zu seinem schlich. Wenn er barfuß zur Tür rannte und das Ohr lauschend ans Holz preßte, voller Angst, jemand könnte sie belauschen? »Was sollen wir denn dann tun?« pflegte er zu fragen. »Ich verstecke mich unterm Bett«, war ihre stereotype Antwort.

All das, um der Sache noch etwas Würze zu verleihen, damit es für ihn spannend wurde. Und wenn dann irgendwann nach der Hochzeit alles zur Gewohnheit geworden war, würde sie sich etwas anderes einfallen lassen. Einen Liebhaber? Nein, er würde wahrscheinlich jeden umbringen, den er in Verdacht hatte. Dann dachte sie an nichts mehr, überließ sich den mächtigen Rhythmen ihres Fleisches.

»Ah!« schrie er und senkte sich in sie hinein. Ihr köstlicher Tunnel war zwar sterblich und letztlich mit einem Knochen verschlossen, aber trotzdem hatte er das Gefühl, durch den Körper und jenseits des Fleisches zu reisen. Und sein Samen schoß ungeduldig hinaus in Orte, die er sich nicht vorzustellen vermochte, und doch wurde er auch von ihm getragen. Das fühlte er. Da waren keine Gedanken, nur ein überschäumend freudiges und doch quälendes Einwilligen und Zulassen. Hier, jetzt konnte er drängen, schieben, stoßen, brüllen, lachen, schreien...

»Au! Oooh!« rief Bianka. Ihr schwanden die Sinne. Ihr Schrei holte ihn zurück. Er war fertig, triumphierend und doch geängstigt. Voller Ehrfurcht, wie stets. Man konnte sich in diesem Tunnel verlieren. Man verlor sich tatsächlich darin. Ach, was machte es schon. Und so wurde der Samen gepflanzt. Und eine Öffnung war in dem Tunnel geschaffen, die zu anderen Realitäten führte.

In einer dieser Realitäten unterhielt sich Überseele Sieben mit Lydia. »Geht es dir nun besser mit dem Ganzen?« fragte er.

»Bitte entschuldige, daß ich dich so anstarre«, antwortete Lydia. »Aber mir sind nie irgendwelche Verhaltensregeln für ein Gespräch mit der eigenen Seele untergekommen, und das bringt mich ein bißchen durcheinander. Wie soll ich dich eigentlich anreden? Außerdem ahnte ich nicht, daß Seelen wie Menschen aussehen.«

»Ich bin eine Menschenseele«, antwortete Sieben. »Wie möchtest du denn gern, daß ich aussehe?«

»Du lachst mich aus, das ist nicht fair.«

»Ich bin deine Seele«, sagte Sieben. »Und du bist diejenige, die einen sehr seltsamen Sinn für Humor hat. Übrigens gebe ich mir eine Gestalt, damit du dich auf mich beziehen kannst oder wir leichter aufeinander eingehen können. In Anbetracht deiner Erfahrungen wäre eine Unterhaltung mit jemandem, den du nicht sehen kannst,

zu verwirrend für dich. Ich könnte aussehen wie ein Gespenst, aber das liegt mir nicht. Es ist zu konventionell.«

»Und dieser wunderschöne Ort? Die Bäume und Hügel, das Gras unter meinen Füßen. Ist das alles real?«

»Du brauchst eine Örtlichkeit. Du wärst sehr verstört, wenn du das Gefühl hättest, nirgendwo zu sein. Du brauchst immer ein Wo, in das du dich stellen kannst, wenigstens in deinem gegenwärtigen Entwicklungsstadium.« Er hustete und hielt sich die Hand vor den Mund, da ihm einfiel, daß Lydia noch immer großen Wert auf gutes Benehmen legte. »Ich selber schein mich in einem Zwischenstadium zu befinden, deshalb kann ich mir deine Situation gut vorstellen.«

»Und diese Unterhaltung?« Lydia stand nachdenklich auf, sich ihres Körpers, seiner geschmeidigen Form und ihrer Bewegungen (in welchem Kontext eigentlich?) sehr bewußt. »Und ich brauche auch noch Worte. War es das, was du mir als nächstes sagen wolltest?« fragte sie. Sieben grinste.

»Und ich nehme an, wenn ich an ein Himmelreich glaubte...«

»Dann würdest du es für eine Weile erleben«, sagte er.

»So lange, bis es dir zu langweilig wird oder du schließlich zuhörst. Die Sache kann ziemlich kompliziert werden.«

»Kann? Sie ist es jetzt schon.« Sie war noch immer nachdenklich. »Wie seltsam das alles ist. O Gott - Roger und Anna da unten sind immer noch in all das verwickelt, und ich kann es ihnen nicht sagen. Aber natürlich gibt es gar kein Da unten, nicht wahr?«

»Nein, es ist genau hier«, antwortete Sieben. »Eine andere Art von Fokus.«

»Ich muß doch nicht wiedergeboren werden, oder?« bohrte Lydia weiter.

»Na ja, irgend etwas mußst du schon tun. Und du brauchst jetzt einen Bezugsrahmen, sonst... also du mußst lernen,

dein Bewußtsein innerhalb eines Bezugsrahmens zu gebrauchen, sonst könntest du in ziemliche Verwirrung geraten.«

»Und Gott?« fragte Lydia.

»Wer?«

»Bist du nun eine Seele oder nicht?«

»Ich dachte, du glaubst nicht an Gott«, sagte Sieben.

»Aber du bist eine Seele, meine Seele, wie du mir sagst, und wie ich auch fühle. Wenn du nicht an Gott glaubst, wer dann? Wozu sollen Seelen und all das denn gut sein, wenn Gott tot ist?«

Sieben verkniff sich ein Lachen, um Lydias Gefühle nicht zu verletzen. Im Grunde hatte er auch keine Ahnung, wie er diese Situation handhaben sollte. »Ich werde Kypros fragen«, sagte er.

»Wer ist das denn?«

»Lenk mich nicht ab«, sagte Sieben. »Wie kann denn Gott tot sein, wenn nicht mal du wirklich tot bist? Ich habe ja nicht gesagt, daß es keinen Gott gibt, und ich habe so meine eigene Vorstellung von Wer Es Ist oder Was Es Ist. Siehst du, wenn ich mich in deinen Begriffen ausdrücke, werde ich ganz konfus.«

»Dann drück dich doch um Himmels willen in deinen Begriffen aus«, sagte sie ungeduldig.

Sieben seufzte. »In vieler Hinsicht bin ich noch immer eine erdgebundene Seele, sonst hättest du dich nicht schon entschlossen, wiedergeboren zu werden.«

»Ich habe mich zu nichts dergleichen entschlossen!«

»Doch, hast du.«

»Jedenfalls weiß ich nichts davon«, sagte Lydia. »Ich habe es ja schon immer geahnt - und das hier ist der Beweis -, es gibt keinen freien Willen.«

Sieben schloß die Augen - denen er den Ausdruck einer gewissen Heiligkeit verliehen hatte - und rief innerlich nach Kypros. Sie kam und sah weiblich und bezaubernd aus und hatte die klarsten, strahlendsten und

intelligentesten Augen, die Sieben je gesehen hatte. Er lächelte dankbar. Eine Geste für Lydia, die dem Intellekt so sehr vertraute, nahm er an.

»Würdest du Lydia bitte die Sache mit dem freien Willen erklären?« bat er. »Sie ist schlimmer als Josef- ich meine, was das Argumentieren angeht.«

»Und wie noch jemand, den ich kenne«, sagte Kypros, aber so freundlich und liebevoll, daß Sieben es ihr nicht übelnehmen konnte, so sehr ihm auch danach war.

»Wer bist du?« fragte Lydia, die Kypros sofort mochte.

»Eine Freundin.«

Lydia und Kypros sahen aus wie zwei junge Freundinnen, die Arm in Arm gehen, was sie jetzt auch taten. Sieben fühlte sich ausgeschlossen, oder besser: Er hatte sich ausgeschlossen gefühlt, wenn nicht ein Teil von ihm verstanden hätte, was Kypros vorhatte.

»Es erinnert mich an meine Collegezeit, als ich versuchte, so viele Dinge auf einmal zu lernen«, sagte Lydia zu Kypros. Und Sieben lächelte - warum war er nicht auf diesen Gedanken gekommen?

»Schau dort«, sagte Kypros. Sie standen am oberen Rand eines Hügels. Kypros deutete hinunter. Unten, durch die Wolken hindurch, wurde eine Szene sichtbar: Eine hübsche Frau - nein, ein Kind - erst jung, dann älter. »O Gott«, rief Lydia laut. »Ist das eine Erinnerung? Oder ist es noch gar nicht passiert? Das ist das siebzehnte Jahrhundert, oder? Und dieses Mädchen...«

Während Lydia sprach, trat das Mädchen aus der Szenerie heraus und kam eine leuchtende Leiter hinauf zum Hügelrand geklettert. Ein bißchen dick aufgetragen, dachte Sieben, aber Lydia schien wie verzaubert. Dann sah er genauer hin.

»Das ist ja Twiety - aus meinem freien Studium!« rief er.

»So frei bist du nun auch wieder nicht«, sagte Kypros, Völlig überrascht setzte sich Lydia hin. »Das haut mich um«, sagte sie, und Sieben lachte. »Jetzt erinnere ich

mich. Ich erinnere mich, daß ich mich, aus ganz freien Stücken, dazu entschlossen habe, wiedergeboren zu werden. Aber wann habe ich mich dazu entschlossen?«
»Im Traumzustand«, klärte Twiety sie auf. »Das war in diesem Altersheim. Aber du hast es vergessen, und ich hatte schon Angst, du würdest dich nicht mehr daran erinnern«, sagte sie etwas traurig. »Mein wirklicher Name ist Daga. Ich habe diese Gestalt angenommen, damit du sehen kannst, wie du aussehen wirst...«

»Daga, ich sagte dir doch, es ist nur eine Frage der Zeit«, schaltete sich Sieben ein.

»Wovon?“ fragte Kypros.

»Na, im Moment brauche ich diese Gestalt nicht unbedingt«, sagte Daga. »Du wirst sie noch nicht so bald benutzen...«

»In ihren Begriffen gesprochen«, sagte Sieben rasch, und Daga verschwand.

Lydia blickte finster. »Ich verstehe immer noch nicht ganz.«

»Du hast dich dazu entschieden, wiedergeboren zu werden, wie du dich gerade erinnert hast«, erklärte Kypros. »Twiety oder vielmehr Daga nahm diese Gestalt für dich an, damit du sehen kannst, wie du aussehen wirst. Sieben nennt Daga immer >Twiety<, das ist so eine Art Spitzname. Dir gefiel er auch, und so hast du beschlossen, ihn ebenfalls anzunehmen. Sieben hat dir auch von sich aus viel Hilfe zukommen lassen. Damit wollte er mich wohl überraschen. Ich sollte sehen, daß er auch eigenständig handeln kann.« Und ohne in eine bestimmte Richtung zu blicken, fügte sie hinzu: »Mit anderen Worten, er wollte mir einen Schritt voraus sein.«
Sieben schlug die Augen nieder.

»Aber du hast die Freiheit, dich an all die Dinge zu erinnern, die du vergessen hast, Lydia«, sagte Kypros.

»Ich werde dir einen Wink geben. Erinnerst du dich an den

jungen Maler, den du in der Nacht, als du starbst, bei der Dichterlesung getroffen hast?«

»Natürlich! Jetzt erinnere ich mich. Er wird mein Vater sein! Ich bin so... auf Worte fixiert, aber ich mochte gerne zur Abwechslung Erfahrungen mit Farben und emotionalem Reichtum machen, und noch weiter irgendwie mit der Kunst verbunden bleiben. Ich möchte gern einmal gefühlvolle Eltern haben. Ich war in vieler Hinsicht ziemlich intellektuell, was in Ordnung ist. Es hat mir Spaß gemacht. Aber oft war ich so sehr mit Ideen und Theorien beschäftigt, daß ich Probleme mit echtem Fühlen hatte. Und ich glaube, ich habe hier starke Fähigkeiten, die ich noch nicht einmal ansatzweise entwickelt habe.«

»Josef ist gefühlsbetont, das kann man sagen«, warf Sieben ein.

»Ich habe ihn auch schon zuvor häufig in meinen Träumen getroffen - wie mir gerade kommt. Wenn wir... leben? Ist das der richtige Ausdruck? Wenn wir leben, dann haben wir keine Erinnerung an das, was wir tun, wenn wir schlafen -«

Sieben strahlte. »Du bist sehr gut.«

»Ich habe mich sofort von ihm angezogen gefühlt«, sagte Lydia. »Und er und Bianka brauchen jemanden als... intellektuelles Gegengewicht. O ja, und ich erinnere mich an noch etwas. Ich werde das Modell für viele seiner Bilder sein.« Sie wandte sich an Kypros. »Aber wie kann ich im siebzehnten Jahrhundert wiedergeboren werden, wenn ich im zwanzigsten gestorben bin? Komisch - ich habe mich auch immer von der Literatur jenes Jahrhunderts angezogen gefühlt. Vielleicht, weil ich schon wußte, daß ich dort wiedergeboren werde?«

»Sieben wird dir das erklären«, sagte Kypros lächelnd.

»Aber siehst du, es gibt einen freien Willen. Wir wußten bereits, was du beschlossen und dann absichtlich vergessen hattest.«

Und Kypros verschwand.

»Twiety. Twiety Landsdatter«, sagte Lydia nachdenklich.
»So werde ich heißen. Twiety, Tochter von Bianka und Josef.«

Josef walzte sich unruhig hin und her. »Mir ist so komisch zumute«, brummte er. »Ich habe das Gefühl, als wäre noch jemand im Zimmer.«

»Du bist nach all diesen Festlichkeiten einfach nervös«, sagte Bianka. »Es macht dich verlegen, mit deiner jungfräulichen Braut allein zu sein.« Sie kicherte.

»Ich wollte...« Er lachte, aber er war erschöpft. »Mein Gott, es ist ein Gespenst oder so was hier!« donnerte er.

»Schlaf jetzt!« beruhigte Bianka ihren Gatten.

Lydia lächelte, blickte auf die auf dem Boden herumliegenden Stiefel und den Kleiderberg neben dem Bett und roch den Geruch von Schweiß und Liebe. Wie seltsam, dachte sie. Sie wanderte im Zimmer umher, rauchte eine halluzinierte Zigarette und sah wie fünfundzwanzig aus. Aber in anderer Hinsicht waren sie alle gleichen Alters - sie waren alterslos. Gott! Wie eng verflochten ihre Leben sein würden.

Das letzte Kapitel

Das Ende dieses Examens - Sieben »Graduiert«, er lernt etwas über sich selbst und entdeckt, wer dieses Buch geschrieben hat

Sieben verzog das Gesicht und begann mit dem letzten Teil seines Examens, der mit »Begreifen« überschrieben war.

»Lydia begreift eine Menge«, sagte er zu Kypros.

»Proteus lernt und Ma-ah auch. Josef hat wahrhaft große Fortschritte gemacht. Ich meine, er malt jetzt wirklich, und seine Beziehung zu Menschen hat sich sehr verbessert. Aber mit Lydia stehen ihm turbulente Zeiten bevor - ich meine mit Twiety! Sie wird ihn einiges lehren, und das geschieht ihm recht.«

»Das ist aber keine besonders freundliche Einstellung«, sagte Kypros. »Ich kann mir vorstellen, Twiety könnte auch eine Menge von ihm lernen, und von Bianka.«

»Aber über einiges mache ich mir doch Sorgen«, gestand Sieben. »Ma-ah weiß nichts über ihre Ursprünge, und (er senkte den Blick) ich selbst scheine mich auch nicht mehr erinnern zu können. Proteus begreift nicht, wie die Ausgrabungsstätte der Deuter all die Jahrhundert unentdeckt bleiben konnte, ganz zu schweigen davon, daß die Schweber sie auch jetzt nicht ausfindig gemacht haben...«

»Und?« fragte Kypros.

»Na, zum einen begreife ich nicht, wie ich genug wissen konnte, um Ma-ah und Rampa zu den Sprechern zu führen.«

»Sprich weiter.«

»Ich kann nicht. Irgend etwas stimmt nicht.« Sieben war bedrückt. »Diese ganze Szenerie, die ich mir da ausgesucht habe, das Klassenzimmer und die Bänke.

Anfangs hat es Spaß gemacht, aber jetzt paßt es nicht mehr. Sogar der Papierkorb gefällt mir nicht mehr. Schlimmer noch, ich war so beschäftigt, daß ich vermutlich ein paar wichtige Punkte übersehen habe. Und bis jetzt hast du mir kein bißchen geholfen.«

Sieben machte eine ungeduldige Handbewegung, und die ganze Szenerie verschwand. Er und Kypros standen nun unsichtbar in Ma-ahs Hof im Jahre Fünfunddreißigtausend v. Chr. »Ich habe das Gefühl, hier ist etwas, das ich noch nicht verstehe«, grübelte Sieben laut.

»Mit diesem Schritt hast du gerade ein paar Punkte gut gemacht«, antwortete Kypros. »Sehr scharfsinnig.«

»Habe ich das? Mmmm. Das erinnert mich an etwas anderes. Hättest du etwas dagegen, wenn ich meine Analogie noch mal zum Vorschein bringe?«

»Überhaupt nicht. Eine sehr gute Idee, nur laß es nicht wieder mit dir durchgehen.«

Sieben grinste etwas töricht. Und noch einmal erschien am Himmel in leuchtender Schrift:

Vergangenheitszeit = Vv + Vg + Vz

Gegenwartszeit = Gv + Gg + Gz

Zukunftszeit = Zv + Zg + Zz

»Weißt du noch, wofür die Buchstaben stehen?« fragte Sieben.

»Selbstverständlich«, sagte Kypros rasch. »Und ich hoffe, du auch.«

»Da ist nur ein Problem«, sagte Sieben. »Aber warte.«

Und er projizierte über die Zeilen seine drei Kästen, die für die drei Arten von Zeit mit ihren Unterteilungen standen.

VERGANGEN- HEITSZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT	GEGEN- WARTSZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT	ZUKUNFTS- ZEIT: GEGENWART, VERGANGEN- HEIT & ZUKUNFT
---	---	---

»Nun laß mir einen Moment Zeit«, sagte Sieben.

»Einen was?« fragte Kypros gespielt schockiert.

»Na, in meinem gegenwärtigen Entwicklungsstadium
brauche ich eben Zeit, um das Wesen der Zeit zu
verstehen.«

»In deinem Was-/«r-e«2-Entwicklungsstadium?«
Ihre Worte hallten in Siebens Bewußtsein wider, und es
erweiterte sich auf unbeschreibliche Weise. Eine Blockade
nach der anderen, zuvor unsichtbar und unspürbar, fiel,
bis Siebens Verstehen alles umfaßte, was er sah oder
wußte oder fühlte. Sein Bewußtsein kreiste um die an den
Himmel projizierte Analogie - und er durchdrang sie und
entdeckte, daß all diese Zeiten verschiedene
Erscheinungsformen einer einzigen unbeschreiblichen
Erfahrung waren, in der alles Geschehen aus sich selbst
immer wieder frisch und neu geschieht.

Alle seine Kästen
Vermischten sich.
Verwandelten sich in
Kreise,
In denen andere Kreise
(Und »Zeiten«)
Konstant zur Existenz kamen.
Und die Kreise
Verwandelten sich zu Formen
Aus Klang
Auf der anderen Seite,
Des Schweigens,
Bis der wahre Atem
Des
Nichts
In Zeit-Tropfen
Und Licht-Tropfen
Und schließlich
In Ding-Tropfen
Tanzte.
Und aus den Ding-Tropfen
Traten seine Kasten hervor -

Und aus den Kästen
Kamen
Lydias Zeit
Und Josefs Zeit
Und Ma-ahs und Proteus' Zeit
Und die Kacheln
Im Hof.

»Ich hab's! Die Ruinen der Sprecher wurden nicht vor Fensters Zeit entdeckt, weil...«, rief Sieben, Vor Aufregung projizierte er seine Worte hinaus, und die Buchstaben schienen gleichsam wie eine Minute nach der anderen aus seinen offenen Kästen zu fallen.

»Die Ruinen der Sprecher
Tauchten nicht vor dem 23. Jahrhundert auf
Weil

Sie zuvor nicht da waren -
Weil

Sie aus neuer Handlung entstanden
Sich ereigneten in... der Zukunft der
Vergangenheitszeit

Und erst dann
Auftauchten in der Vergangenheit der
Gegenwartszeit -

Es waren brandneue Ruinen!«

»Würdest du das näher erläutern?« fragte Kypros lächelnd.

»Natürlich, sehr gern. Die Ruinen aus dem neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhundert befinden sich unter den neuen Ruinen von fünfunddreißigtausend vor Christi, weil diese >später< aus der Zukunft der Vergangenheitszeit aufgetaucht sind, in der stets neue Handlungen geschehen und sich neue Dinge ereignen. Deshalb konnte Fenster das Rätsel nicht lösen. Im Kontext der Zeit, wie er sie versteht, muß das zu einem totalen Dilemma führen.«

»Sieben«, sagte Kypros sehr sanft, »denk daran, daß du deine eigene Realität erschaffst. Wir alle tun das.«

»Ich weiß. Du sagst es mir ja immer wieder«, erwiderte Sieben etwas ungeduldig. »Was hat das denn damit zu tun?«

»Es hat mit anderen Fragen zu tun, die du bis jetzt noch nicht beantwortet hast, und es paßt alles zusammen. Und es ist ein Tip.«

»Na gut. Sehen wir mal -«

»Du erschaffst Deine Eigene Realität«, wiederholte Kypros plötzlich auf ganz merkwürdige Weise. Und plötzlich erklangen die Worte in Siebens Innern, erklangen aus dem Innern seines eigenen Bewußtseins, kamen nicht von außen. Und im selben Moment verschwand Kypros. Und doch erfuhr Sieben im Bruchteil einer Sekunde, der auch ein Jahrhundert hätte sein können, den ganzen Reichtum des Seins jenseits von allem, was er sich je vorgestellt hatte, und er war er selbst oder vielmehr: es selbst.

Und er und Kypros hatten beide Teil an einer Vielheit von Selbsts, an vielfachen Existenzen, die sich wellenartig nach innen und außen bewegten und wie Konstellationen entfalteten. Jedes Selbst war einzigartig. Sieben wußte, wer er war, doch indem er Kypros erfuhr, wußte er auch, daß er Einblick nur in einen Teil seiner eigenen Realität hatte. Sein Bewußtsein taumelte. Er konnte gar nicht alles fassen. Irgendwo in ihm lachte Kypros in wunderbar hellem und klarem Verstehen. Und es erschienen Bilder, manchmal in ihm, manchmal von außen kommend, bis er nicht länger folgen konnte.

Und Siebens Bewußtsein teilte sich viermal

In einem war er Proteus in der Ausgrabungsstätte der Deuter. Fenster stand neben ihm. Und obwohl Sieben Proteus war, war Proteus er selbst und unverletzlich, und Sieben sah das alles von weit oben.

Proteus' Gesicht war ernst und doch voller Erregung, und Fenster betrachtete ihn mit den Augen eines Vaters, wie kein Sohn ihn je gehabt hatte.

»Ich weiß, daß ich etwas Wichtigem auf der Spur bin«, sagte Proteus. »Von jetzt an bin auch ich ein Deuter. Diese Ausgrabungsstätte birgt Geheimnisse, die noch niemand entschlüsselt hat, und ich werde sie entschlüsseln. Manchmal, wie jetzt zum Beispiel, habe ich das Gefühl, schon ganz nah zu sein. Ich werde so lange mit diesen Laut-Steintafeln arbeiten, bis ich sie rückwärts auswendig kenne. Ich glaube, daß diese Laute sehr viel wichtiger sind, als uns klar ist.«

Proteus sah auf. Er spürte, daß er an der Schwelle eines neuen Verstehens stand, ein Verstehen, das im Moment noch außer seiner Reichweite lag. Es dämmerte. Und während Fenster so dastand, schien seine Haut das Blau des frühen Abends in sich aufzunehmen, so daß er für Proteus blaugrün... fast flüssig aussah, Himmel und Erde in ihm verwoben. Und er schien in den Himmel hineinzuwachsen wie ein Baum in menschlicher Gestalt, den er, Proteus, erklettern konnte. Was für eine verrückte Idee, dachte er.

Einen Moment lang drohte ihm beim Hinsehen fast schwindlig zu werden, denn er sah durch Fenster »hindurch« wie er ihm später erklärte. Dann sah Fenster wieder so körperlich aus, daß Proteus Magen hüpfte, und er dachte: Wir wachsen auf, stecken uns hinauf durch Fleisch und Blut, so wie Bäume aus dem Heisch der Erde wachsen oder auftauchen.

Der Mensch hat, als er die Erde verließ, auch das Medium, aus dem er wuchs, verlassen. Und Proteus wußte in diesem Augenblick, daß er mithelfen mußte, daß der Mensch wieder auf die Erde kam, selbst wenn das für ihn bedeutete, in die schwebende Stadt zurückkehren zu müssen.

Wenn der Mensch ja zur Erde sagte, konnte er reisen und leben, wo immer er wollte. Wenn er sie ablehnte und verleugnete, verleugnete er das Erbe, das so starke Sehnsüchte in Ihm weckte.

Und Sieben, der Proteus' Gedanken mit dachte, wußte, daß er immer und immer wieder ins Fleisch hinabsteigen würde, denn in Wahrheit gab es weder Abstieg noch Aufstieg, nur das Sein in seinen vielen Formen. Proteus und Fenster verschwanden, und an ihrer Stelle standen nun Ma-ah und Sumpter.

»Ich weiß nicht, woher ich komme, darauf läuft es doch hinaus«, sagte Ma-ah. »Ich habe keine Erinnerung an irgendwelche Eltern. Ich fand mich einfach, mit Rampa, vor langer Zeit da in der äußeren Welt. Ich weiß nicht, wie wir dorthin gekommen sind. Ich glaube, wir sind einfach hinein geboren worden.«

»In gewisser Hinsicht weiß das niemand von uns«, sagte Sumpter.

»Aber ich möchte es wissen. Ich bestehe darauf!« rief Ma-ah trotzig. (Und Sieben lachte.) »Und wenn ich ein Kind habe, dann weiß ich nicht, wo es herkommt, nicht wirklich.« (Und Sieben lachte lauter. Liebe, liebe Ma-ah, dachte er.)

»Mir ist, als hörte ich den alten Mann«, sagte Ma-ah.

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Sieben zu ihr im Wissen, daß er damit auch einen Teil von sich selbst beruhigte.

Doch Ma-ah fragte: »Was ist in Ordnung?«, so wie Sieben oft Kypros gefragt hatte, und: »Wie hast du mich mit Rampa hierher geführt?«

Noch bevor Sieben sagen konnte: »Ich weiß es nicht mehr«, fand er sich unversehens in Ma-ah wieder, fand sich in ihr verloren, bemüht, mit Rampa Schritt zu halten, während der Körper Großalarm signalisierte. Und eine wispernde Stimme, seine eigene und auch die von Kypros, drang durch, nur für einen Moment, und sagte ihm, wohin er gehen mußte, und wie er dahin gelangte. Verstrickt in Ma-ahs Dilemma, war er sich damals dieser Stimme nur nicht bewußt gewesen. Aber woher hatten er oder Kypros dieses Wissen?

Diese Frage löste eine neue Lawine von Bildern aus, und wieder konnte er nur ein paar davon festhalten.

Kypros: Frei davon, männlich oder weiblich sein zu müssen, beides in sich enthaltend, Kypros, wie sie die ersten Sumari-Berichte der Sprecher schrieb, sie in Ton und Laut »schrieb« vor der Geburt der Worte - in Zeitbegriffen gesprochen -, aber in einer Realität, die sich immer noch ereignete.

Bilder, die er nicht entschlüsseln konnte.

Töne, die direkt auf Materie einwirkten... Natürlich! Ein Kraftfeld, das das Land der Sprecher schützte, das aktiviert wurde durch... Sumpter, der Fenster war - aber als Fenster hatte er vergessen, was er wußte, und Proteus würde ihm helfen, sich zu erinnern...

Und Josef...

Sieben sah ihn schwitzen und malen, brüllen und verzweifeln, hörte ihn das Baby anschreien, Twiety, die ebenso herzhaft zurück schrie. Sieben fiel kurz in Josef hinein, sah durch seine warmen braunen Augen, fühlte die Intimität des summenden Fleisches, sah auf Bianka, die nun schon eine Form der Fülle aufwies, in die Twiety noch nicht eingetreten war.

»Sie werden uns das alles hinterlassen«, sagte Josef mit listiger Fröhlichkeit. »Das Haus, das Land...«

»Und du wirst fett und wohlhabend werden und das Malen aufgeben, wie ich annehme«, sagte Bianka grinsend.

»Nein! Auf keinen Fall. Das werde ich niemals!« donnerte er. Doch Sieben als Josef fühlte die Gespaltenheit, den Konflikt, sah... Aber dann verschwand Josef als Josef, wurde ersetzt durch Josef, den Sprecher, der sorgfältig die Sumari-Bilder in Stein ritzte, die später, zu ihrer Zeit, von Ma-ah und Proteus gefunden werden würden.

Und Lydia...

War Geschichte! Und er, Sieben, hatte vergessen, wer er war und was er wußte. Vergessen, damit seine Teile

wachsen und eigenständig lernen konnten. Und doch nährte er sie unwissentlich ständig als der, der er war... Genährt von Kypros, die sich zu erinnern gelernt hatte, die gelernt hatte, mit leichter Hand zu lehren und mit Anmut zu lernen. Und die Laute und Töne der Sprecher waren ein wichtiger Schlüssel, den zu gebrauchen ihm Kypros helfen würde.

Siebens Bewußtsein floß zusammen und teilte sich dann siebenmal. Und er sah darin Ma-ah, Josef, Lydia, Proteus und, überrascht und verwundert, Geschichte, die sich ganz eigenständig entwickeln würde, so wie auch Twiety und wie Lydia es getan hatten. Und er sah Sumpter, der Fenster war - jeder ein Teil und doch ganz, wissend und nicht wissend...

Und Kypros' Bewußtsein teilte sich - in Myriaden von leuchtenden Realitäten des Seins, so daß Sieben nicht länger folgen konnte. »Kypros!« rief er.

Sie saß neben ihm im Hof und wechselte ihre Gestalt so rasch, daß er bat: »Hör auf damit. Ich habe so viel gelernt, daß mir ganz schwindlig ist. Du konntest mir das wohl nicht einfach nur erzählen?«

»O Sieben, erzählen?«

»Vergiß es«, sagte er hastig.

»Nun gut, dieses Examen ist vorbei«, erklärte sie. »Ich dachte, du wüßtest das gern.« Sie machte eine Pause, und dann, ohne den Blick in eine bestimmte Richtung zu lenken: »Du hast übrigens bestanden.«

»Ich bin viel zu verwirrt, um denken zu können«, sagte er.

»Und was ist mit Ma-ahs Herkunft? Diese Frage habe ich noch nicht beantwortet.«

»Die bleibt für das nächste Mal«, antwortete Kypros.

»Abgesehen davon können einige Fragen nicht im Kontext einer Frage beantwortet werden. Du mußt einen neuen Kontext finden. Natürlich ist diese Frage von tiefer Symbolik...«

Doch Sieben fiel ihr ins Wort: »Das nächste Mal?«

»In deinen Begriffen von Erfahrung«, sagte sie sanft. »In anderer Hinsicht natürlich.«

»Lassen wir das«, sagte er. »Und wenn ich mich nicht irre, dann bist du für mich, was Ich für Ma-ah und Josef bin und für...«

»Genau.«

»Und was hast du für dieses Examen getan?« fragte Sieben. Ich hab doch die ganze Arbeit gemacht.«

Kypros lächelte: »Ich habe dieses Buch geschrieben.«

»Aber Kypros, du hast doch gar keinen physischen Körper!« rief er.

Kypros seufzte: »Sieben, du hast noch eine Menge zu lernen.«

Epilog zu diesem Buch
und Prolog zum zweiten Band, »Lehrzeit«,
in dem Überseele Sieben
seine Ausbildung fortsetzt

»Und so wird das nächste Buch beginnen«, sagte Kypros:
Lydia wurde Twiety genannt Weil
Bianka sagte Sie sei Dürr und Winzig Wie ein
Neugeborenes Vögelchen.

»Warte einen Moment«, sagte Sieben. »Ich glaube, die
Zeiten stimmen nicht. Solltest du nicht, auch wenn Lydia
im zwanzigsten Jahrhundert starb und im siebzehnten
wiedergeboren wird, sagen: >Lydia wird Twiety genannt
werden -, da sie doch dieses Leben noch nicht erfahren
hat? Oder ist »Lydia wurde Twiety genannt' korrekt, weil
die Leute meinen, das siebzehnte Jahrhundert käme vor
dem zwanzigsten? Oder...«

Beide brachen in Gelächter aus.

»Das wirst du abwarten müssen«, sagte Kypros. »Ich
meine, obgleich alle Zeit simultan ist, muß ich warten, bis
das Schreiben des Buches meine Erfahrung eingeholt
hat.«

Anhang

Für interessierte Leser hier noch folgende Informationen:
Obwohl alle Sprecher in Ma-ahs Zeit Sumari waren,
bezieht sich diese Bezeichnung auch ganz allgemein auf
eine spezielle Bewußtseinsart - eine
Bewußtseinsgruppierung mit ganz bestimmten
Merkmale. Die Sumari sind Initiatoren, sehr kreativ,
spielerisch, begründen sie gern Realitätssysteme und

wenden sich dann wieder Neuem zu. Wie ein Freund Siebens einmal bemerkte: »Sie warten nicht ab, bis das Gras gemäht werden kann.« Ein Sumari ist ein Sumari, inkarniert oder nicht.

Sieben und Kypros sind beide Sumari, wie auch alle Hauptprotagonisten dieses Buches.

Besondere Aufmerksamkeit sollte der Erklärung Sumpters über den Gebrauch von Worten in Kapitel zwölf geschenkt werden. Die Sumari-Sprache ist keine Sprache im herkömmlichen Sinn. In ihr sind Töne und Laute von Bedeutung, nicht das geschriebene Wort. Töne und Laute bewirken etwas. Ihre Kraft existiert unabhängig vom Wortsinn, der sich wiederum auf dieser Kraft bewegt wie ein Fisch im Wasser.

Bedeutung entsteht somit aus Tönen und Lauten. Töne und Laute sind Kanäle für Bedeutungen. Sie können, wie es scheint, je nach der Zeit verschiedene Bedeutungen annehmen und drücken doch stets Aspekte derselben Realität aus. Manchmal entstehen aus einem Laut viele Worte und manchmal nur eins. Das wird deutlich, wenn Sie ein Sumari-Lied mit Lydias Übersetzung vergleichen. Hier einige Beispiele:

Erstes Lied für Anfänger

(Sumari, wie es von Mah-ah gelernt wurde)

Angella pur tito Angella to panito. Angella pe toto panto
Boa eto Rameta.

Ando andolato Me do repen rabelli Me no latillo Angelo le
peju lacol Mendo. Rendo be woopta

Has a vendelli Indo lato Angell ella Suri la mari So la pinto
Contella.

Indo rito Angella gondula Pito. miro. Angella peto torello
Soli in do. Angella pindo Pindu and tito Pungula vito Deto.

(Aus Lieder der Sumari von Lydia)

Dies ist eine Seite der Wahrheit. Dies ist die linke Seite
des Zorns.

Die Sterne singen. Höre.

Aus Osten und Westen
 Kommen Botschaften, reichlich.
 Wie fallende Blauer.
 Du kannst sie nicht halten.
 Geheimnisse jenseits allen Hörens
 Gleiten auf dem Wind,
 Alles steigt auf in Ewigkeit,
 Aus der Stille.
 Freu dich,
 Daß du nicht wissend weißt.
 Unter dem Sternenlicht Regt sich die Erde, öffnet sich. Die
 Erde regt und öffnet sich Unter unserer Berührung Und
 entfaltet sich.
 Das Mondlicht erklingt,
 Wenn es den Waldboden
 Berührt.
 Die Waldblumen sind erfüllt von
 Aus Dunkelheit geborenem Licht.
 Ando capeto Angella peto Ingol. angol. El lo go.
 Dies ist der Anfang, Das Ende und die Mitte, Die ewig
 Nach außen strömen.
 Aus den erleuchteten Himmeln Kommen die Götter und
 wandern Im Innern wie im Außen, Darüber und darunter.
 Ihre Schritte sind Sternenlicht, Ihre Stimmen Widerhall
 Jenseits jeden Horizonts der Stille, Nie versunken im
 Gestern Oder Morgen.
 Traumlied der Tiere
 (Sumari, wie es von Ma-ah gelernt wurde)
 Frea tumba, tul j leta Greenaje odaro Deleta umbarge Sei
 vat denoto De na evisa To marro insida de ne r o.
 Gramaje netaro Denita visa Ho marro ontoa Deneta
 demari. O ne demari.
 (Aus Lieder der Sumari von Lydia)
 Seht uns, seht uns
 In eurer Welt daneben.
 Wir sind eure in Fell und Blut

Lebendigen Träume.
 Wir sind die Tiere,
 Gesegnet und heilig,
 Wild und knochig,
 Hinaus gestoßen von euch
 In diese Welt.
 Wir sind euer Lob.
 Es ist vernünftig.
 Denn wir wissen, daß wir
 On a es par.
 Ma ne o de vista De magna on to o Grem age an to a turn
 De es spien ato Gre na a torum In e a go. Silva vista ne ta
 Gre en ad e bus Tumba.
 O nea umba O framage tu a Oh le e on to A de um timbi.
 Gravo timbo taru Sev r ant a to bum Grim age endeo De
 midge a a tu um Mari on umber Grey e a on obus.
 Aus den Rippen eures Schlummers entstehen.
 Geboren, verletzt und zerrissen Von glühend wütenden
 Begierden.
 In der Mitternacht eurer Sinne
 Erstehen wir in ganzer Pracht.
 Vollkommen und behend
 Springen wir hinaus in die Wälder,
 Eilen durch die Lande
 In Mondlicht und Schatten.
 Wir sind eure Träume,
 Dem Traumkäfig
 Für immer entflohen,
 Dessen Tür weit offen.
 Wir träumen unsere Träume.
 Denkt daran.
 Bitten und Warnen zugleich.
 Unsere Gedärme tanzen,
 Schimmernd und sehnsüchtig.
 Unter dem Morgen
 Leben wir durch euren Zauberbann.

Doch unsere Träume erheben sich
Wie die euren,
Und treten uns entgegen.
Die Tiere der Tiere
Brauchen Nahrung, Pflege.
Die Träume der Träume
Sind keine Waisenkinder,
Die man ins Dunkel stoßt.
Wir versammeln uns vor euch,
Und wünschen
Eure Aufmerksamkeit.
Wir sind das Blut und die Haut
Eurer Träume,
Die am hellichten Tag
Paradieren.
Wir durchdringen Wälder
Bezwingen Hänge,
Aus eurem Nichtwissen
heraus geschnitzt.
Lernt uns kennen,
Die wir wandern
Unter dem Mond eures Gehirns.
Fragment aus einem Sumari-Ursprungslied
(Im Land der Deuter durch Fenster von Steintafeln
entschlüsselt)
O shel u a stare Le munde tu am Del an o resplendi Tel
mal del o Fr am mondi. De na resplendi O terem nesta Far
bundu. Tarra Ne o responde La dum. La day dum Framba.
Aus dem wissenden
Dunkel des Nichtwissens
Hoben wir uns heraus,
Stiegen hoch
Auf den Netzen unserer Gedanken,
Baumelten
über dem warmen
Nest des Nichts,

Erklommen die Bilder,
Erstanden aus unserem Verlangen.
Ergriffen die Silben,
Die wie Sterne
Unsere Stummheit umkreisten.

(Dieses Lied war nicht unter den Werken, die Lydia im zwanzigsten Jahrhundert «geschrieben» hatte. Der Rest findet sich in den Archiven der Sprecher zu Ma-ahs »Zeit«.)

Fenster übersetzt noch immer Teile der Sumari-Lieder, Fragmente von mathematischen Dokumenten und andere Aufzeichnungen. In einem der Dokumente scheint es im besonderen um eine Erläuterung der Verbindung von Laut und Materie zu gehen; es postuliert einen Zusammenhang zwischen numerischen Werten, Atomen und Silben. Eine solche Verbindung wird auch in verschiedenen Sumari-Liedern angedeutet. Bislang sind diese »mathematischen« Aussagen nur fragmentarisch entschlüsselt worden, und Fenster ist sich sicher, daß auf diesem Gebiet noch weiteres Textmaterial entdeckt werden wird. An dieser Stelle soll ein bestimmter Ausschnitt wiedergegeben werden, weil er auf die Baumethoden der Sprecher mit Hilfe von Tönen verweist. Der erste Abschnitt scheint sich an den Studierenden im allgemeinen zu richten. Es handelt sich um eine Präambel zur gesamten Materialsammlung und zeigt die Grundideen oder -regeln auf, auf die die Sprecher ihre Zivilisation gründeten. Das Folgende wurde von Fenster übersetzt: (aus Die Heilige Schrift des Bundes)

Ehre und achte deinen Körper, der dich in diesem Universum repräsentiert. Seine Großartigkeit ist kein Zufall. Er ist der Rahmen, durch den deine Schöpfungen in Erscheinung treten müssen; durch ihn sprechen der Geist und der Geist im Geist. Das Fleisch und der Geist sind zwei Phasen deines Seins in Raum und Zeit. Wer das eine oder das andere ignoriert, zerfällt. So steht es geschrieben.

Die Ehe von Seele und Fleisch ist ein uralter Vertrag, der in Ehren gehalten werden muß.

Keine Seele im Fleisch soll ihr irdisches Ebenbild mißachten oder lieblos sein zu ihrem Gefährten in der Zeit.

Der Verstand kann nicht tanzen über dem Fleisch oder auf ihm. Er kann das Fleisch nicht leugnen, oder es wird zum Dämon, der die Herrschaft fordert. Dann schreit die Stimme des Fleisches vor Verlangen durch alle seine Teile, der uralte Vertrag wird gebrochen, und beide, Seele und Fleisch, werden betteln gehen, ein jedes ohne den Gefährten, allein.

Wer den Körper mit Liebe nährt, ihn weder aushungert noch vollstopft, nährt die Seele. Wer den Körper leugnet, leugnet die Seele. Wer ihn verrät, verrät die Seele. Der Körper ist der Körper der Seele, die Physis des Wissens. Wie Mann und Frau heiraten, so ist auch jedes Selbst mit seinem Körper verheiratet.

Die, die den Körper nicht Heben oder ihm nicht vertrauen, lieben und vertrauen nicht der Seele. Die vielen Stimmen der Götter sprechen durch die Teile des Körpers. Selbst die goldenen Moleküle sind nicht stumm. Wer den Körper knebelt oder gängelt, knebelt und gängelt die Seele. Der eigene Körper ist die Wohnstatt der ganz persönlichen Gestalt Gottes. Ehre sie. Kein Mensch soll sich über den Körper erheben. Nennt er ihn schmutzig, wird ihm der Glanz des Selbst verborgen bleiben. Keiner soll den Körper wie ein Pferd in Gefangenschaft hetzen und plagen, oder er wird zertreten werden.

Der Körper ist die Seele in irdischem Gewand, ist das Gesicht der Seele, den Jahreszeiten zugewandt, das Bild der Seele, wie es sich in irdischen Wassern spiegelt, ist die nach außen gewandte Seele. Körper und Seele sind verwoben im Land der Jahreszeiten. So lautet der uralte Vertrag, nach dem die Erde gebildet wurde.

Das Wissen der Seele ist dem Körper eingeschrieben. Körper und Seele sind das Äußere und Innere des Selbst.

Der Geist, dem die Seele entspringt, formt beide - Seele und Körper. In irdischer Zeit lernen Seele und Körper gemeinsam. Die Gene sind die Alphabete, durch die die Seele den Körper ausspricht - den Körper, der der Seele Äußerung im Fleisch ist.

Laßt also die Seele sich frei im Fleisch aussprechen. Auch der Körper ist ewig. Die Seele hebt ihn aus der Raum-Zeit heraus. Der Körper ist der Ausdruck der Seele, und ihr Ausdruck ist unendlich. Der Geist hat viele Seelen, und jede hat einen Körper. Der Körper existiert innerhalb und außerhalb der Zeit, so wie auch die Seele. Laßt die Seele frei durch den Körper fließen und atmet Leben in alle seine Teile. Die erste Geburt war ein großzügiges Geschenk. Nun mußt du darin einwilligen und dem Leben in dir deinen Segen geben. Vertraue der Spontaneität und der Gesundheit des Körpers, die Spontaneität und Gesundheit der Seele sind. Denn jeden Morgen entstehst du neu, lebendig und frisch aus dem Chaos...

(Ein weiteres von Fenster entschlüsseltes Fragment entstammt demselben Dokument. Es ist ein in Versen gehaltener Teil, der obigen Text mit späterem Material über Atome, Töne und numerische Werte verbindet.)

Das Universum ist der Körper

Der Seele Gottes.

Ist sein Fleisch.

Am Anfang wurden dem Menschen gegeben,

Zwei Heimatländer.

Sein Körper und sein Planet.

Überall

Stehen geschrieben

Die Kalkulationen. Eingeschrieben Einem jeden Ding.

Der Körper ist Sprache

Aus Atomen,

Nicht Worten.

Er ist

Das älteste aller Alphabete.

Und Atome sprachen,
Ehe die Erde Tone kannte...

(Die folgenden Fragmente entstammen dem Hauptteil dieses Textes. Andere Teile, die noch entschlüsselt werden müssen, scheinen auf ein multidimensionales mathematisches System zu verweisen.)

Den Körper sprechen ... der Körper ist also auch auf Tonprinzipien aufgebaut; in euren Begriffen gesprochen wird der Ton in bestimmten Tonlagen zur Materie.

In Wirklichkeit werden Zahlen nach allen Richtungen hin vergrößert. Sie stellen Punkte auftauchender Energie dar, wenn diese in die dritte Dimension eintritt...

Ganze Zahlen stellen Drehpunkte oder Zentren ausstrahlender Aktivität dar, aus denen Energie in Form von Licht und Ton auftaucht. Solche Qualitäten - wie Licht und Ton - existieren sowohl auf der Plus- wie auf der Minusseite aller Gleichungen und auf allen Seiten der Vergrößerung.

Ein Großteil dieses Materials wird die »Normalleserschaft« nicht interessieren. Er verweist aber darauf, daß eine innere Eigenschaft oder ein innerer Wert existiert, der aller physischen Materie innewohnt. Da sich die Sprecher diese Kenntnisse anscheinend zunutze gemacht haben, und die Deuter versuchen, sie zu entschlüsseln, folgen hier drei Abschnitte als Beispiel, wie das Thema angegangen wird. Diese verborgenen Werte (der Zahlen) tauchen nur unter bestimmten Bedingungen auf, obgleich sie immer wirksam sind und den Merkmalen ganzer Zahlen als zugehörig betrachtet werden müssen. Diese verborgenen oder unsichtbaren Werte sind häufig für Instabilitäten verantwortlich, die scheinbar grundlos auftreten und die Effektivität einer Gleichung unterminieren. Sie sind auch für Phänomene verantwortlich, die sich über eine Gleichung hinwegzusetzen scheinen.

Wegen dieser Werte ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile. Sie existieren auf der Minusseite auf allen Seiten der Vergrößerung. Sie beeinflussen die

Plusreaktionen oder das Verhalten der ganzen Zahlen auf der Plusseite und können unter bestimmten Bedingungen deren Energie abziehen. Normalerweise verstärken sie aber alle vorhandenen Eigenschaften und springen über die Plusgrenze hinweg in Regionen, in denen die Merkmale der ganzen Zahlen - im Vergleich zu ihrem Verhalten in einem dreidimensionalen System - eine drastische Veränderung erfahren. Diese unsichtbaren Werte verwurzeln die ganzen Zahlen fest in einer Dynamik, die über euer Raum-Zeit-Kontinuum weit hinaus führt.

Einige ganze Zahlen sind für ihre eigene innere Natur empfänglicher als andere. Sie neigen ihren unsichtbaren Werten zu. Es sind jene ganzen Zahlen, bei denen man auf Überraschungen gefaßt sein muß, obgleich sie Innerhalb einer numerischen Beziehung weniger stabil sind. Sie sind von Natur aus explosiv, gehen leicht Kombinationen ein, binden aber selbst weniger. Solche ganzen Zahlen können einen zeitweiligen Einbruch erfahren, einen momentanen physischen Zusammenbruch, durch den ein Loch entsteht, durch das alle Werte fliegen (schwarzes Loch). Hier haben die unsichtbaren Werte Vorrang und beeinflussen das Verhalten anderer numerischer Werte, die zur ganzen Zahl in Beziehung stehen...

Dieser kurze Abschnitt zeigt die komplexe Natur dieser ganzen Materie. Während Fenster mit Proteus' Hilfe, versucht, den Rest zu entschlüsseln, hoffen die Deuter, die Geheimnisse der Zivilisation der Sprecher zu ergründen.

Der gleiche Gedankengang erscheint auch im folgenden Sumari-Lied, das sich nach Lydias Tod unter ihren Papieren fand. Aus einer Randnotiz geht hervor, daß sie keine Ahnung hatte, was dieses Gedicht bedeutete, und sie hatte es auch nicht in ihre veröffentlichte Version der Sumari-Lieder aufgenommen.

Lied des Wählens
Ehe das Licht der Erde geboren wurde,
Wanderten wir
Streuten Alphabete in die Stille
Und holten sie wieder heraus.
Gossen
Stille in Vokale,
Bis die Stille sprach
Mit der Stimme
Von einer Million Welten.
Die Stimme des Universums
Wählte Stille.
Und die Stille wählte den Laut.
Und die Erde entstand,
Eine Äußerung
Geronnen zu Form.
Atome sind Silben.
Ewig unausgesprochen und doch sprechend.
Stille ist Laut
Der ewig kreist und sich sammelt.
Fels ist stumm
Für lauschende Ohren,
Doch die tauben Augen, die die Wolken betrachten,
Hören ewig tanzende
Gebirge von Vokalen.
Die Zeit des Wählens
Öffnet den Spalt
Im Fels,
Und die verborgenen Stimmen
Der Erde
Steigen auf.
Das Folgende ist ein Auszug aus einer Kopie des
einfachen Alphabets - oder »cordella« - der zur Zeit der
Sprecher in die Felswände eingeritzten Symbole, die in
der Zeit der Deuter wieder entdeckt wurden. Wenn man
die Umrisse dieser Symbole abtastet, empfängt man die

entsprechenden Lautwerte. Die Symbole wurden in der hier wiedergegebenen Reihenfolge entdeckt. Es existieren noch weitere, unterschiedlich gruppiert, von denen einige Fensters Leuten noch nicht bekannt sind.

Ein anderer, erst teilweise entschlüsselter Sumari-Text zeigt, daß anstelle des Wortes Alphabet jenes Wort coräella gebraucht wird, um die mit dem Begriff Alphabet verknüpften gängigen Vorstellungen zu durchbrechen. Gleichzeitig impliziert ein cor-della sehr ähnliche Vorstellung vom Wesen des Symbols wie jene, auf die sich Alphabete gründen. So gesehen existieren cor-dellas unterhalb von Sinneswahrnehmungen wie Hören, Riechen, Sehen und so weiter. Dieses Fragment läßt auch darauf schließen, daß die Haut über ihr eigenes Alphabet verfügt.

Da die Deuter erst sehr wenige Manuskripte und Aufzeichnungen der Sprecher übersetzt haben, kann ihre Bedeutung hier nur ansatzweise umrissen werden. Die Übersetzungsarbeit wird natürlich fortgesetzt, und neue Entdeckungen werden hinzukommen, und wir können davon ausgehen, daß künftig weitere Lieder und Aufzeichnungen veröffentlicht werden.

Da die Sumari-Philosophie durch eine so reiche Mischung aus Theorie und praktischem Wissen charakterisiert ist, soll dieser Anhang mit der Übersetzung eines der Lieder beendet werden, die Ma-ah ganz zu Anfang ihrer Lehrzeit erlernte. Es ist in jeglicher »Zeit« gültig.

Die Gaben der Götter

Du sollst der Götter Gaben nutzen.

Bring sie am Morgen zum Scheinen,

Verleih ihnen Glanz durch dein Sehnen,

Pflücke sie vom bebenden Baum der Schöpfung.

Lege sie zärtlich in den Korb deines liebenden Bemühens.

Nutze sie, oder die Früchte werden zu Stein und schwer.

Die Früchte der Götter sind saftig und nährend. Laß sie unbeachtet, und sie werden zu Zähnen, Die nach dir fassen.

Die Gaben der Götter sind wertvoller als die Nacht oder der Morgen. Laß sie unbeachtet, und die Nacht und der Morgen schwinden dahin. Der Kern deines Wissens liegt begraben in der Götter

Früchte im Innern deines Seins. Spei den Kern aus, und du bist verloren. Der Götter Gaben sind das gelbe Mark, Das die Fruchtfasern deines Wissens vernetzt. Nutze sie, oder du fällst auseinander.

Nutzt du der Götter Gaben, so strömen sie reichlich und werden mehr und mehr. Gib sie aus, und sie werden wachsen. Schüttele den Baum der Schöpfung, Und der Götter Gaben fallen dir in den Schoß, in Fülle. Kehre ihm den Rücken zu, und der Baum welkt, Und der Wind trägt den Samen davon.

Also nutze der Götter Gaben ohne Zagen.

Sie sind deine Nahrung.

Sie sind die Früchte, die in der Träume Dunkelheit gedeihn.

Sie sind das Licht, das aus dem Chaos fällt. Sie sind die Frucht des Baums, der unbekannt ist, Doch immer da.

Sie sind die Früchte, die ewig an den Zweigen des Nichtwissens wachsen Zur Sichtbarkeit gebracht, Süßer als das Zeugnis der Liebe im Körper. Niemand soll sich abkehren, wenn die Früchte fallen, Sondern sie einsammeln. Sie sind deine Fülle und dein Unterhalt.